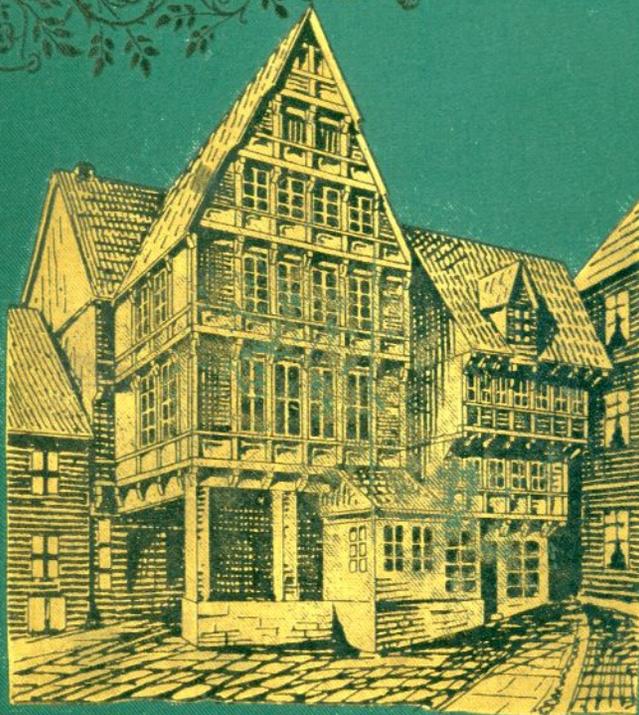


Die Holzarchitektur
Hildesheims



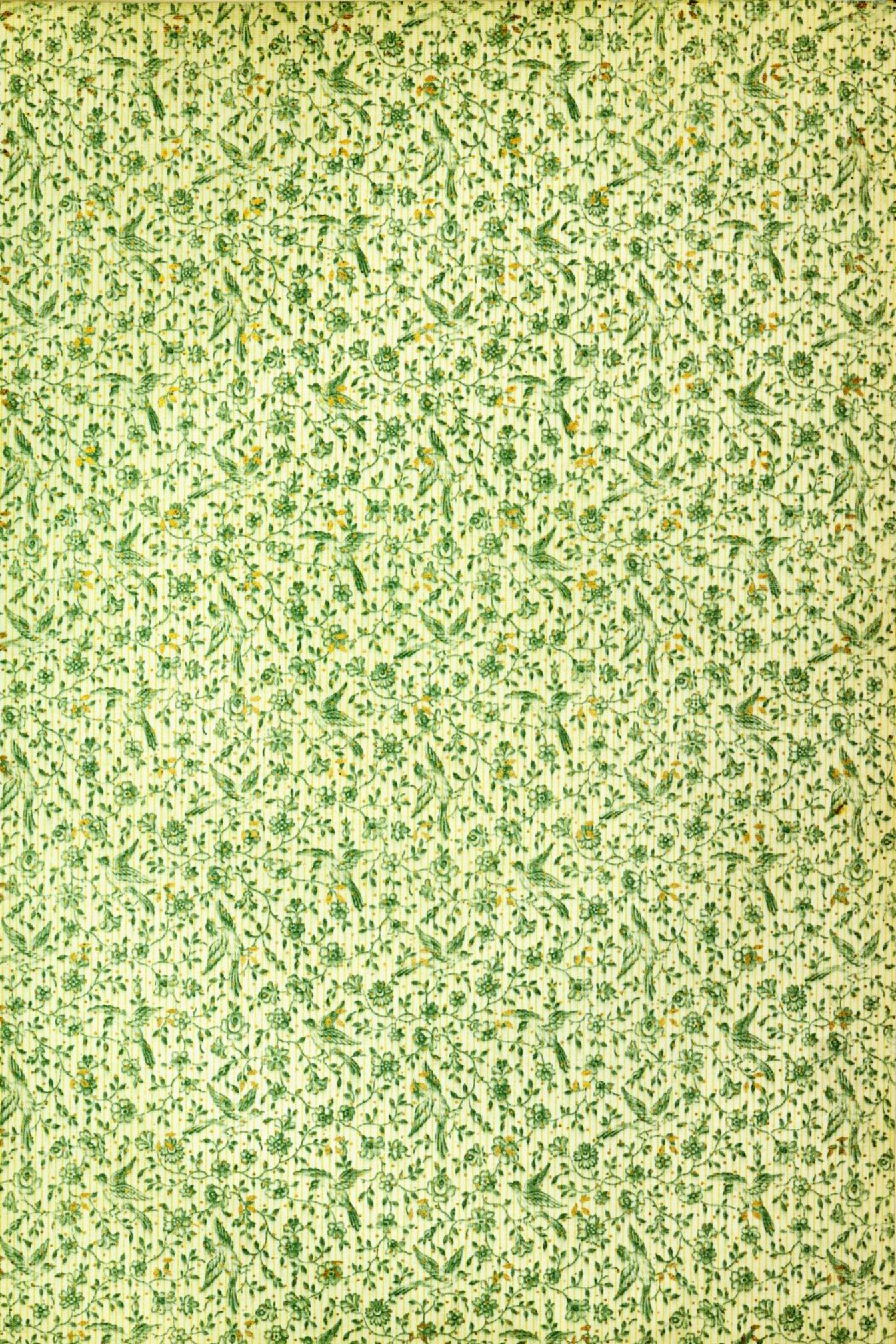
von Karl Lachner.

Biblioteka
Politechniki Wrocławskiej

III | M 1821

Biblioteka
Politechniki Wrocławskiej

M 1821 III



Ar. 1040

Aus der Bücherei von



Prof. Dr. ing. Adolf Zeller.

1575 7 (1)

U 30/6/14



Die Holzarchitectur

Hildesheims.



M. 1821 III

Die
Holzarchitectur
Hildesheims.

Herausgegeben

von

Carl Lachner.

Mit 219 Illustrationen.

Die Clichés wurden durch Phototypie im E. Gaillard'schen Hof-Kunstinstitut zu Berlin angefertigt.

Hildesheim.

Verlag von Franz Borgmeyer.



Sm. 1839.

Aka. 1839 /
47

Verzeichniss

der

nach Hausnummern geordneten Häuser, welche im
Texte beschrieben oder erwähnt wurden.

I. Oeffentliche und bestimmte Namen führende Gebäude:

	Seite:		Seite:
Rathhaus	50. 134. 135.	Altes Andreanum, Andreasplatz Nr. 1239	136.
Rathsbauhof, Scheelenstrasse Nr. 284	9. 51. 81. 82.	Rathsapotheke, Hoherweg Nr. 390	47. 94. 122. 124. 133. 134.
Knochenhaueramthaus, Markt Nr. 363	61.	Englischer Hof, Hoherweg Nr. 396	49. 101.
Kramergildehaus, Andreaspl. 37.		Wiener Hof, Friesenstr. Nr. 504	122. 126. 127. 132. 140.
Trinitatishospital, Andreasplatz Nr. 1774/77	20.	Neustädter Schenke, Lambertiplatz	101. 114. 120. 124. 135.
Martinihospital, Kramerstrasse Nr. 1238	23. 48.	Rathsschenke, Hoherweg Nr. 1804	120. 125. 128. 129. 140.
Rolandshospital, Eckemeckerstrasse Nr. 1758	126. 128. 131. 140.	Domschenke, Domhof Nr. 1221	101.
v. Alten-Hospital, Brühl Nr. 1039/40	54.	Goldener Engel, Kreuzstrasse Nr. 1140/42	84.
Museum	87. 122.		
Josephinum, Domhof Nr. 1195	137.		

II. Andere Wohngebäude:

	Seite:		Seite:
Nr. 27 Almsstrasse	79. 80.	Nr. 274 Osterstrasse	49.
" 28 "	94.	" 275 "	48.
" 32 "	79. 81.	" 276 "	75.
" 48 "	50.	" 278 "	51.
" 55 "	79. 91.	" 280 "	51. 86. 91.
" 59 Marktstrasse	124. 132.	" 281 Scheelenstrasse	134. 136. 139.
" 60 "	123. 132.	" 286 "	80.
" 62 "	137.	" - 312 "	94.
" 77 "	139.	" 316 Marktstrasse	97. 120.
" 78b "	119.	" 318 "	126. 129. 138. 140.
" 96a Jakobistrasse	48.	" 329 Rathhausstrasse	51.
" 124 "	118. 123. 125. 129.	" 336/37 "	72. 74. 90. 100.
" 132 Osterstrasse	113.	" 341 Judenstrasse	51.
" 134 "	105.	" 342 "	76.
" 150 I. Rosenhagen	46. 47. 50.	" 349 "	127. 132. 141.
" 152a "	80. 124.	" 351 "	140.
" 180 III. Querstrasse	140.	" 353 "	127.
" 181/182 "	124. 126. 128. 132.	" 365 Hoherweg	76.
" 203 "	139.	" 366 "	77.
" 227 "	140.	" 368 Hoken	80.
" 265 Osterstrasse	165. 109.	" 370 "	44.
" 273 "	105. 106. 109.	" 371/72 "	139.

	Seite :
Nr. 385 Rathhausstrasse	107.108.124.139.
" 391 Hoherweg	120. 132.
" 395 "	78.
" 422/23 "	80. 90.
" 427 "	16. 82.
" 462 Schuhstrasse	49. 51.
" 472 Kreuzstrasse	51.
" 487 Altpetristrasse	126. 127.
" 492 "	82.
" 527 Braunschweigerstr.	132. 140.
" 528 "	132.
" 539 "	82.
" 540 "	51.
" 547 "	81.
" 556 "	105.
" 564 "	81.
" 596 "	82.
" 601 "	82.
" 602 "	81.
" 611 "	50.
" 612 "	101. 125.
" 616 "	48.
" 624 Wollenweberstrasse	141.
" 649 Lambertiplatz	76. 89. 100. 138.
" 650 Braunschweigerstr.	81.
" 671 Lambertiplatz	119. 123.
" 721 Annenstrasse	119. 123. 124. 125. 132.
" 741 Güntherstrasse	80.
" 743 Lambertiplatz	139.
" 751 "	49.
" 759 Goschenstrasse	81. 89.
" 769 "	137. 141.
" 774 "	136.
" 781 "	81. 89.
" 782 "	81. 89.
" 901 Lambertiplatz	137.
" 902/3 "	49.
" 920 Wollenweberstrasse	88.
" 926 "	89.
" 946 "	48.
" 1000 Friesenstieg	79.
" 1002 "	118. 122.
" 1018 Vorderer Brühl	139.
" 1036 "	120.
" 1048 Gelber Stern	72. 74. 78. 83.
" 1099 Godehardsplatz	118.123.124.132.
" 1111 Brühl	93.
" 1129 "	89. 99.
" 1136 "	107.
" 1150 Hückedal	126.
" 1167 Godehardsplatz	118.126.132.139.

	Seite :
Nr. 1185 Hinterer Brühl	137.
" 1198 Kleiner Domhof	48. 51.
" 1204 "	92. 93. 138.
" 1205 "	126.
" 1211 Domhof	96. 106.
" 1228 Kreuzstrasse	72. 73. 80. 90.
" 1233 Kläperhagen	89. 138.
" 1235 "	44. 48.
" 1251 Eckemeckerstrasse	93. 94.
" 1254 "	40.
" 1273 Altemarkt	93.
" 1275 "	46. 48.
" 1284 Burgstrasse	89.
" 1298 Pfaffenstieg	122. 130.
" 1349 Dammstrasse	132.
" 1364 "	107. 128.
" 1384 "	122. 132.
" 1386 "	80.
" 1388 "	51.
" 1390 Mühlenstrasse	133.
" 1391 "	132.
" 1410 "	133.
" 1429 Ritterstrasse	112.
" 1436 Dammstrasse	121. 123. 132.
" 1437 Am Stein	81. 89.
" 1440 "	87. 89.
" 1449 Burgstrasse	94.
" 1453 "	48. 51.
" 1470 "	44.
" 1471 "	51.
" 1473 "	93.
" 1516 Altemarkt	48.
" 1525 "	92.
" 1535 "	96.
" 1593 Michaelisstrasse	52.
" 1645 Langerhagen	48.
" 1653 "	52.
" 1657 "	106. 136.
" 1658 "	138.
" 1661 "	89.
" 1666 "	52.
" 1673 "	46. 48.
" 1731 Eckemeckerstrasse	76.
" 1736 "	127.
" 1737 "	130. 141.
" 1767 "	50.
" 1771 Andreasplatz	132. 140.
" 1772 "	122. 132.
" 1799 "	118.126.131.132.
" 1800 "	52.
" 1803 Hoherweg	139.
" 1847 Langerhagen	51.

Vorwort.

Die Schätze, welche uns das Mittelalter hinterlassen hat, vermindern sich mehr und mehr; trotz des wieder erwachten Kunstsinnes legt man noch lange nicht genug Werth darauf, die Werke unserer Vorfahren genügend zu schützen. Dass hierbei Profanbauten aus vergänglichlicherem Material, welches unserm wechselreichen Klima weniger Widerstand entgegen zu setzen hat, mehr Noth zu leiden haben, liegt in der Natur der Sache, dazu kommt, dass die veränderten Bedürfnisse andere Bauten erheischen, aber eben darum ist es auch unsere Pflicht, nicht nur uns, sondern auch unseren Nachkommen solche Denkmale durch Bild und Wort zu erhalten und zu überliefern.

Wir haben uns es nun hier zur Aufgabe gestellt, die bis heute erhaltenen Holzbauten **Hildesheims**, „des norddeutschen Nürnbergs“, einer eingehenden Beschreibung und Darstellung zu unterziehen. Die höchst eigenartigen hervorragenden Repräsentanten dieser Holzbauten stehen ähnlichen anderer deutschen Städte weit voraus; sie verdienen nicht nur das regste Interesse aller Architekten und Archäologen, welche in ihnen eine überraschend reiche Fundgrube finden, sondern auch des gebildeten Publikums, welchem vaterländische Kunst nicht fremd bleiben soll.

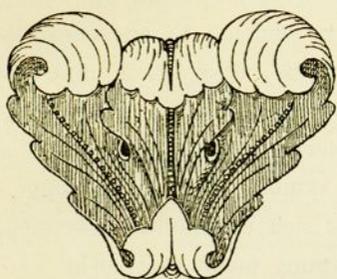
Der reiche Stoff soll dabei so behandelt werden, dass die bedeutungsvolleren Bauten, getrennt nach Stilart und Alter, einzeln vorgeführt und eingehend beschrieben werden. Es wird also jede Lieferung, deren voraussichtlich etwa 8—10 erscheinen, etwas Abgerundetes bringen, im Zusammenhange werden sie ein klares fortlaufendes Bild der uns bekannten Perioden der niedersächsischen Holzbaukunst bieten.

Die strenger wissenschaftliche Erörterung einzelner Fragen, wie z. B. die Verwandtschaft der an dem Rathsbauhofe vorkommenden Symbole mit ähnlichen frühmittelalterlichen Motiven, muss für einen andern Ort vorbehalten bleiben.

Hildesheim, im Januar 1882.

Der Verfasser.

Einleitung.



enige Städte haben uns so zahlreiche und so überaus eigenartige und bemerkenswerthe Reste einer in Deutschland früher hoch entwickelten Holzarchitectur erhalten und überliefert, wie Hildesheim. Wir finden, von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts beginnend, den Holzstil durch zwei volle Jahrhunderte in den damals herrschenden Geschmacksrichtungen durch hervorragend schöne Beispiele vertreten, die als lebendige glänzende Zeugnisse mittelalterlicher Kunst heute, nachdem das Interesse an unsere künstlerische Vergangenheit wieder wach geworden, unsere volle Bewunderung herausfordern. Besonders bedeutungsvoll werden sie uns aber dadurch, dass einige der älteren mit Holzsculpturen bedeckten Bauten auf eine frühere Epoche weisen und daher die Vermuthung als keine allzu gewagte bezeichnet werden dürfte, dass Hildesheim noch einige letzte Nachklänge einer früh mittelalterlichen Periode echt germanischer Holzkunst aufzuweisen hat.

Es sei hier gleich betont, dass wir eine solche Vermuthung, der germanische Norden habe bereits im frühen Mittelalter eine selbständige Holzkunst hervorgebracht, nur mit aller Vorsicht aufstellen und das Bedenkliche derselben voll anerkennen wollen; schlagende Beweisgründe können nicht beigebracht werden, allein Andeutungen über die Bauweise unserer Vorfahren, die wir in römischen und byzantinischen Schriftstellern finden, und auch wirklich noch vorhandene Reste von Holzschmuck, wie das aufgefundene Vikingschiff, lassen darauf schliessen, dass schon die alten Germanen sich nicht nur mit schmucklosen Holzhäusern oder Hütten auf ihren Höfen begnügten, sondern dieselben sowohl innen, als auch aussen mit Holzornamenten zierten und das bereits zu einer Zeit, in der man im nördlichen Deutschland noch nicht an die Gründung von Städten dachte, in der das Christenthum noch nicht seinen Einzug gehalten hatte. Es ist dies für das Verständniss mancher symbolischen Darstellungen

ganz besonders wichtig und erklärt das Festhalten einzelner heidnischen Traditionen durch die bildliche Ornamentik, denn wenn auch christianisirt, sind doch eine ganze Reihe von Motiven heidnischen Ursprungs selbst noch im 16. Jahrhundert nachzuweisen, was kaum hätte geschehen können, wenn unsere Vorfahren die Barbaren gewesen wären, als welche sie geschildert und gedacht wurden, wenn sie nicht ihre erhabene und herrliche Poesie, wie die Eddasage, bereits in Bildwerken wiedergegeben hätten. Weit eher lässt sich vermuthen, dass bei Einführung des Christenthums ein gutes Stück der Cultur unserer Vorfahren vernichtet wurde, ja vernichtet werden musste, um einer stärkern Macht, einer andern Cultur, den Platz zu ebnen. Es erscheint das um so wahrscheinlicher, als es genugsam bekannt ist, dass der Kampf des Christenthums gegen das Heidenthum auf das heftigste geführt wurde, trotzdem aber nicht im Stande war, alle Ueberlieferungen der germanischen Mythologie zu vertilgen. In Sitten, Sagen und symbolischen Darstellungen ragt sie weit in das Mittelalter hinein, überall lässt sich ihr Einfluss erkennen, wenn auch ihre ursprüngliche heidnische Bedeutung mehr und mehr verschwamm und nicht mehr zum Bewusstsein gelangte. Ein solcher weittragender Einfluss ist aber nicht gut anders denkbar, als dass sich der mündlichen Ueberlieferung die bildliche Anschauung zugesellte, dass die altnordischen Sagen zur Ausschmückung von Schildern, Schiffen, Geräthen und Heimstätten ebenso den Stoff hergaben, wie es bei den nationalen Göttersagen der Griechen der Fall war; dieselben Darstellungen erhielten im christlichen Cultus eine andere Bedeutung, wie ja auch griechische und römische Gottheiten später Heilige vorstellen mussten.

Leider war das Material, dessen sich unsere Ahnen bedienten, vergänglicher, als das der Griechen. Gotteshäuser oder Tempel kannte der alte Germane nicht, seine Wohnstätte aber zimmerte er aus Holz. Die grosse Verbreitung desselben in unseren waldreichen Landestheilen, sowie auch seine leichtere Verarbeitung und der grössere Schutz des Holzes gegen Kälte weisen unmittelbar auf dessen Verwendung.

Es werden wohl mehr oder weniger alle Culturvölker in den ersten Zeiten ihrer Entwicklung zu dem Holze gegriffen und in diesem Materiale ihre Kunstfertigkeit erlangt haben, und erst nachdem dieses zu mangeln begann oder die Cultur so weit vorgeschritten war, dass man die Technik des Steinverbandes und seiner Verbandmittel kennen lernte, kam man auf die Benutzung des schwieriger zu verarbeitenden Steinmaterials. Der verhältnissmässig geringen Dauerhaftigkeit des Holzes ist daher wohl auch in erster Linie die Schuld zuzuschreiben, dass wir die Culturgeschichte unseres Geschlechtes nicht allzuweit zurückverfolgen können, obwohl wir mit Sicherheit

annehmen dürfen, dass, ehe man zur Schaffung dauerhafterer Denkzeichen aus Stein oder Metall ging, eine schon weit längere Culturepoche, als wir sie jetzt kennen, verstrichen war, deren Einflüsse sich noch lange geltend machten, wie wir als vorzüglichstes Beispiel dieser Art nur den dorischen Stil anzuführen brauchen.

Wenn daher nun, vermöge unseres Holzreichthums und mit Rücksicht auf unser Klima, der Holzbau bis in unsere Zeit neben dem Steinbau in Verwendung geblieben ist, so glauben wir nicht fehl zu gehen, wenn wir annehmen, dass in demselben sich länger Einflüsse einer alten symbolischen Ornamentik geltend gemacht haben, und sind daher wohl auch berechtigt, Formen und Eigenartigkeiten, die wir nicht gut einer uns bekannten Periode einpassen können, als Nachklänge der verschwundenen Weise unserer Vorfahren, Holzschmuck an Gebäuden anzuwenden, bezeichnen zu dürfen. Es mag dabei ebenso zugegangen sein, wie in der Poesie und Symbolik: verschiedenen Körpern wurde dasselbe Kleid solange zugeschnitten und verändert, bis es nicht mehr zu erkennen war und nur einzelne unzusammenhängende Stücke auf ein höheres Alter schliessen lassen. Wie sehr verschieden dabei der veränderliche Kern war und wie zähe man an alte Vorstellungen und Bilder hing, geht auf das treffendste aus der schon durch Grimm hingewiesenen Verwandtschaft des eddischen Weltbaumes mit dem Kreuzesstamme hervor. Beide verknüpfen Himmel, Hölle und Erde, an beiden winden sich nagende Schlangen. Prof. Springer zeigt hierzu in seinen ikonographischen Studien, dass am südlichen Portale des Baptisteriums zu Parma, eines aus dem 12. Jahrhundert stammenden Bauwerkes, das christianisirte Bild der Weltesche mit einem auf den Zweigen derselben sitzenden Jüngling, gegen den ein Drache Feuer schnaubt, sowie die auf Wagen symbolisch dargestellte Sonne und Mond und die den Weltbaum annagenden Mäuse, wirklich zu finden ist. Er bemerkt hierzu: „Nicht das Bild der Edda, sondern das christianisirte Bild des Lebensbaumes sehen wir vor uns, und wenn auch für den Forscher beide Bilder in ihrem Ursprunge und tiefsten Grunde zusammenfallen; für die Menschheit des Mittelalters, welche das Bild betrachtete, bestand es nur in seiner christlichen Fassung. Was wir an diesem einzelnen Beispiele wahrnehmen, wiederholt sich an allen durch eddischen oder überhaupt mythologischen Anklang ausgezeichneten Bildwerken. Die mythische Vorstellung wird an einen christlichen Gedanken angeknüpft oder christlich umgedeutet, oder doch mindestens der heidnische Kern äusserlich übertüncht. Der Zusammenhang mit der Edda namentlich vollzieht sich jenseits des mittelalterlichen Bewusstseins und wird erst für die nachträgliche kritische Betrachtung offenbar. Indem wir diese Regel aufstellen, entziehen wir allen Versuchen, mittel-

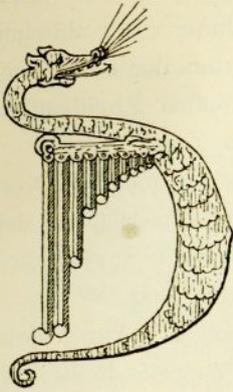
alterliche Bildmotive unmittelbar aus der Edda abzuleiten, als liege in jenen eine *bewusste* Verkörperung eddischer Gestalten vor, ihre wissenschaftliche Grundlage.“

Wir möchten hierzu uns noch zu bemerken erlauben, dass eben jene mythische Vorstellung kaum anders, als durch wirkliche Bildwerke, die zwar den Zeitgenossen durchaus verständlich waren, aber wechselnde Bedeutung hatten, so lange sich erhalten haben kann. Bei solcher Voraussetzung mag es sich auch erklären, dass die christliche Symbolik eine ganze Reihe heidnischer Anschauungen übernommen und unbewusst verwendet hat.

Doch wir schweifen zu weit ab; Holzbauten aus dem vorigen, wie aus den ersten vier Jahrhunderten dieses Jahrtausends gibt es nicht mehr und wir müssen uns zufrieden geben mit den uns überkommenen Resten aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert, welche in ihren ältesten Vertretern gleich vollendet schöne Ausführungen, denen einen längere Entwicklung vorausgegangen sein muss, zeigen. Gerade dieser Umstand, sowie die fortwährend abnehmende Kunstfertigkeit im 16. und 17. Jahrhundert spricht für unsere Ansicht, dass der Holzbau eine echt germanische alte Kunst genannt werden muss, die erst durch Vermischung mit ihr durchaus fremden Elementen, wie sie die Architectur und Symbolik jener letzt genannten Jahrhunderte mit ihren heidnisch-römischen Göttergestalten einführte, an Lebenskraft verlor, so dass wir nur wenige Beispiele der höchsten Blüthe, desto mehr solche des Zerfalls kennen.

Wenn wir nun das immerhin noch grosse Gebiet dieser Zeit überblicken, so glauben wir unsere Aufgabe nicht besser lösen zu können, als dass wir die verschiedenen ziemlich scharf ausgeprägten Perioden durch einzelne ihrer würdigsten Repräsentanten der Reihe nach einander vorführen und diese möglichst genau durch Bild und Wort beschreiben, während die anderen denselben Zeitabschnitten und Stilarten angehörenden verwandten Profanbauten nur in ihren Abweichungen eingehendere Beachtung erhalten sollen.





Der Rathsbauhof.

Das jetzt zum Rathsbauhofe gehörende, wie eine Inschrift auf der mittlern Holzplatte über der Thorfahrt angibt, im Jahre 1540 erbaute Gebäude an der Scheelenstrasse ist zwar bei weitem nicht das älteste Fachwerkgebäude der Stadt, allein wir stellen es allen anderen voran, weil seine Holzsculpturen so eigenartig sind, dass sie kaum ohne Zusammenhang mit einer weit ältern Behandlungsweise, Holzgebäude zu schmücken, gedacht werden können. Es ist so eine ganz andere Weise, als man sie sonst an Holzbauten jener Zeit zu finden pflegt; dabei leitet der *kirchliche Vorstellungskreis*, welcher aus den symbolischen Holzreliefs herauszulesen ist, sowie auch deren Formen darauf hin, dass wir in dem Rathsbauhofe ein Gebäude vor uns haben, das unter dem Einfluss früherer Jahrhunderte entstanden, dessen Bildwerke entweder direkt älteren Bauten entlehnt oder doch solchen nachgebildet zu sein scheinen, und so für uns der Ausgangspunct unserer Schilderung werden muss.

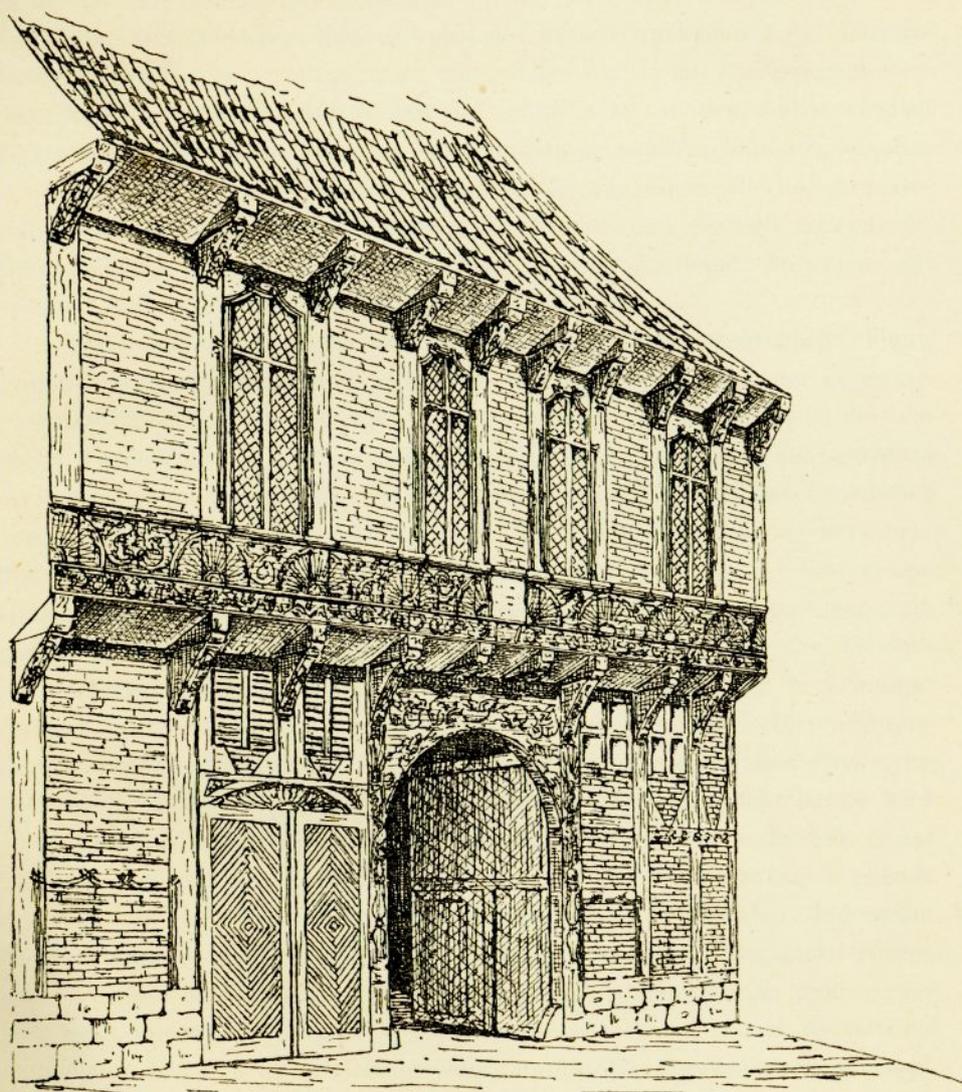
Das zweigeschossige, in Fachwerk aufgeführte Bauwerk ist oben durch ein Satteldach abgeschlossen, dessen Firstlinie parallel der Strassenflucht läuft, das Dach sowie das erste Stockwerk sind vorgekragt und durch heraustretende Balken mit darunter befindlichen Consolen, auch Kopfbänder oder Knaggen genannt, unterstützt. Das Erdgeschoss zeigt drei Thorfahrten, von denen die eine auf der rechten Seite befindliche zugemauert ist. Die vier kleinen Fenster sind erst später eingesetzt worden, wie man aus dem auf den Thürständern der mittlern Thorfahrt angedeuteten Rosetten- oder Fächerornamente, das durch die Fenster abgebrochen ist, ersieht; zwei tiefer gelegene, durch Stabwerk eingerahmte Fenster sind durch Mauerwerk ausgefüllt. Der Sturz des mittlern Thores ist um ein gutes Stück nach oben verschoben worden, sodass die Figuren unzusammenhängend sind, auch mussten hierdurch zwei Consolen und die über dem Sturze befindlichen, wie schon oben erwähnt, durch ein Fächerornament auf den Ständern angedeuteten Schutzbretter entfernt werden,

auch die Fenstersturze des ersten Stockwerks sind höher gelegt, um mehr Licht in die Räume einzulassen, und zwei andere Fenster dortselbst sind zugemauert worden, sodass der Rathsbauhof nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt zu sehen ist. Er wurde zu einer Zeit aufgeführt, in welcher die gothische Kunst bereits im Erlöschen begriffen war und darf es uns daher nicht wundern, wenn wir in der Architectur eine Vermischung von gothischen und Renaissanceformen erblicken. Gothische Fensterumrahmungen mit Stabwerk sind neben Renaissanceornamenten und verkröpften Profilierungen zu finden; soweit war eben der Erbauer ein Kind seiner Zeit.

Die Construction wie auch der Grundriss bieten sonst nichts hervorragendes, sie sind der damaligen Bauweise angepasst; anders verhält es sich aber mit dem Bilderschmuck, welcher die Schwelle des ersten Stockwerkes, die darüber befindlichen Schutzbretter, sowie die Thorfahrten ziert.

Vor allem fallen die Sculpturen des ersten Stockwerkes in's Auge, diese, auf der Tafel II dargestellt, bilden der Höhe nach eine doppelte Reihe, die untere wird gebildet durch die Schwelle, die obere besteht aus den Ständern und den zwischen diesen angebrachten Schutzbrettern, welche bis zur Fensterbrüstung reichen. Wie auf Tafel I ersichtlich, gehen die Ständer bis zur Schwelle und findet das auf ihnen ausgestochene Fächerornament seine Fortsetzung auf den Platten, sodass die Ständer mit in die Flächenschmückung hineingezogen wurden, ohne selbständige Theile derselben zu bilden. Die Reliefs sind in das Holz eingestochen und treten nicht aus der Ebene der beiden sie oben und unten begrenzenden Platten heraus. Die obere Reihe zeigt abwechselnd fächerförmige Rosettenmotive mit sie umfassenden gedrehten Schnüren und bildlichen Schmuck. Auf den ersten Blick scheinen die figürlichen Darstellungen beider Reihen ohne Zusammenhang und phantastischer Natur zu sein; doch ist weder das eine noch das andere der Fall, da wir es hier mit einer Reihe ineinandergreifenden symbolischen Darstellungen zu thun haben, die in höchst origineller Weise uns die Bedeutung des Christenthums vor Augen führen, wie wir es in dem frühen Mittelalter an kirchlichen Geräthen und anderen Gegenständen häufiger finden. Greifen wir eine Gruppe heraus. Rechts von der Mitte steht ein Pelikan, der sich mit dem Schnabel die Brust schlitzt und mit seinem Blute die Jungen füttert, neben einem dünnen Aste; der erste Blick lehrt, dass hier mehr als ein willkürliches Spiel der Phantasie vorliegt; was soll der dürre Ast? ganz gewiss bildet er kein Ornamentenmotiv, dazu ist seine Form zu ungelent; weshalb also seine Zusammenstellung mit einem allgemein bekannten christlichen Symbol, mit der Opferung Christi? Hat hier nicht unverkennbar der dürre Stamm die Bedeutung des verdorbenen Menschengeschlechts, für welches sich Christus aufgeopfert? Ist aber in

Rathsbauhof.



diesem Bilde uns eine symbolische Sprache vorgeführt, so liegt es nahe, eine solche auch in den anderen Gruppen der Holzreliefs zu suchen. Der Gedanke, dass hier nur ein ohne tiefern Sinn und Zusammenhang stehender Ornamentenschmuck vorliege, wird geradezu ausgeschlossen, wenn man bedenkt, dass die Künstler des Mittelalters es ganz besonders liebten, symbolische Schilderungen auf ihren Bildwerken anzubringen; sie waren weniger hervorragend in der Bildung vollendeter Formen, als in der oft naiven Composition zeitlich und örtlich verschiedener Motive, wobei die Rücksichtnahme auf die umgrenzende Raumfigur keine allzu grosse war; dabei darf wohl vorausgesetzt werden, dass der bildende Künstler nur das schuf, was von dem Volke wirklich verstanden werden konnte, dass also zu jener Zeit keine Räthselbilder entstanden.

Wir wollen nun in Nachstehendem die Lösung dieser für unsere materialistische Zeitrichtung unverständlich gewordene und deshalb scheinbaren Räthselbilder, so gut wir es vermögen, versuchen, ohne Anspruch auf absolute Richtigkeit derselben zu machen.

Links anfangend, sehen wir zunächst eine halbe menschliche Figur, furchtlos einen Basiliken mit geöffnetem Rachen tragend, mit der herausgestreckten Zunge scheint er den Arm des Menschen zu belecken. Es ist dies ein Motiv, was in ähnlicher Form an vielen romanischen und frühgothischen Leuchtern zu finden ist und bei letzteren, wie Prof. Springer nachweist, auf das himmlische Jerusalem hinzielt, zu dessen Wundern die vollständige Umwandlung der wilden Thiernatur gerechnet wird, wie wir sie hier dargestellt finden. Die zweite Gruppe bilden zwei mit Storchköpfen versehene, schlangenförmige Thiere, die sowohl unter sich als auch rechts noch mit einer sich in den Schwanz beissenden Schlange verschlungen sind; die Storchthiere sind ausserdem noch inniger dadurch verbunden, dass ihre Schnäbel ineinander greifen. Diese Gruppe dürfte wohl die Dreieinigkeitsvorstellung darstellen, welche in der mittelalterlichen Symbolik häufig durch drei ineinander geschlungene Ringe dargestellt ist; es wird diese Annahme bekräftigt durch den Umstand, dass einestheils der Storch das Sinnbild des gerechten Wandels und die sich in den Schwanz beissende Schlange das der Ewigkeit bedeutet, anderntheils, dass auf den Bildwerken die Verknüpfung dreier Figuren nicht wieder vorkommt. Die dritte Gruppe sind zwei lose mit einander verbundene nicht erkennbare Thiere, welche zwei sich kreuzende Stäbe zu brechen suchen; da der Stab die Bestrafung versinnbildlicht, so mag hier die Gerichtsprache zum Ausdruck gebracht worden sein.

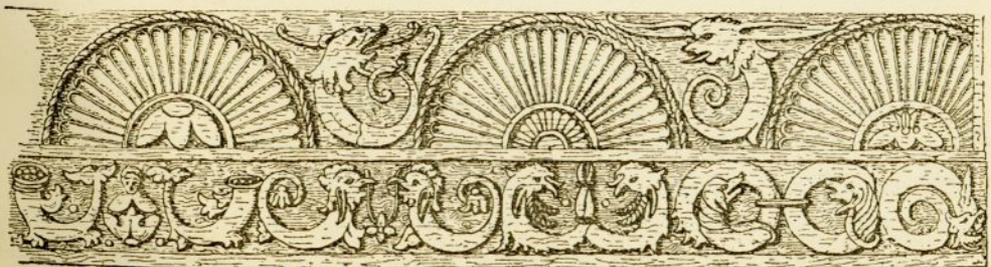
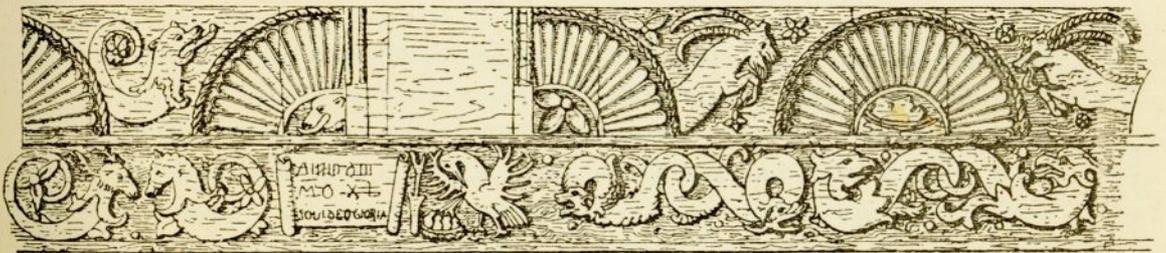
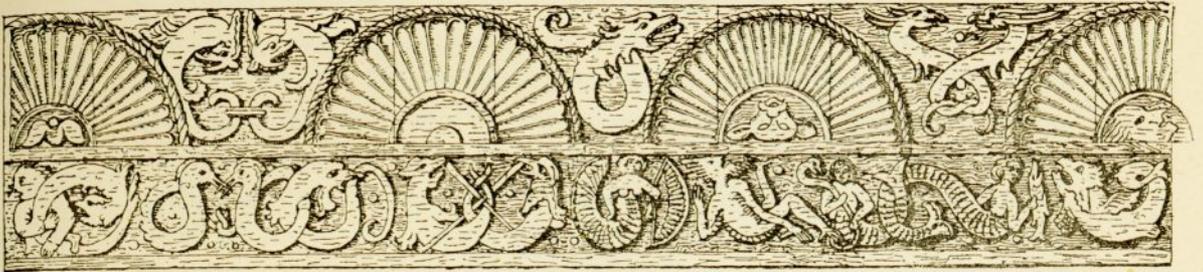
Darauf folgen einige höchst charakteristische Figuren, die erste ist eine Sirene mit Frauenoberkörper, der Unterkörper ist aus einem Fischeschwanz gebildet, dem symmetrisch ein Bogen gegenüber steht, welcher von der Sirene gehalten wird. Die Formen des Fischeschwanzes sowie des Bogens scheinen

dem ornamentalen Bedürfnisse, möglichst die Symetrie zu wahren, entsprungen zu sein, ein Streben, das auch aus den anderen Gruppen ersichtlich ist. Die zweite Figur zeigt die Gestalt des Teufels, der mit zottigem Fell bedeckt und mit vier Händen versehen ist; seine eine Oberhand berührt den Bogen der Sirene, mit der einen Unterhand umfasst er eine Schlange, welche von einer zweiten Sirene, auf der rechten Seite des Teufels befindlich, getragen wird. Bedenkt man, dass der Bogen das Symbol des Krieges, der rohen Macht und die Schlange das der Verführung ist, sowie dass die Sirenen, die Trägerinnen dieser beiden Sinnbilder, die sinnliche Versuchung ausdrücken, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass durch diese drei Figuren, den Teufel in Begleitung mit der rohen Gewalt und der sinnlichen Lust, die Sünde zur Anschauung gebracht sei.

Als ornamentales Gegenbild zu der letzten Sirene ist eine dritte Sirene der vorigen Gruppe angereiht, dieselbe hält einen Fisch vor ein Meerungeheuer; ein Symbol, das vielfach an Taufsteinen des frühen Mittelalters zu finden ist. Die Sirene hat hier eine andere Bedeutung: sie rettet den Fisch, welcher als Bild der Seele angesehen wird, vor dem Ungeheuer, das die Verdammnis, die Hölle vorstellt. Das Ganze ist, wie Menzel in seiner christlichen Symbolik aufführt, ein beliebtes Sinnbild der Taufe, der Wiedergeburt. Die auffallende Nebeneinanderstellung dreier Sirenen mit doppeltem Sinne scheint aus der Verwechslung der Sirenen- und Tritonenmythe hervorgegangen zu sein. Die schlimme Bedeutung steht mit der Erinnerung an die vogelfüssigen Sirenen, die gute Bedeutung mit den fischschwänzigen Tritonen in Verbindung. Letztere waren in dem antiken Todtencultus die Sinnbilder einer glücklichen Hinüberfahrt der Seele über den Styx und wurden schon früh, wie aus römischen Katakombenbildern ersichtlich, in die christliche Symbolik hereingezogen, wo sie Christus, den Seelenfischer, bezeichnen mussten.

Es folgen sodann auf dem Frieze ein Hirsch- und Pferdekopf, in schwanzförmige Ornamentenspiralen endigend, an deren Spitzen Blumen angebracht sind. Der Hirsch wird als ein Symbol der Taufe angesehen, während das Pferd als Vollstrecker des göttlichen Zornes gilt; ob dieser Sinn hier untergelegt werden darf, soll dahingestellt bleiben, vielleicht dürfte ein Hinweis auf den Frieden der durch die Taufe geretteten Seelen zu suchen sein, was durch die friedliche Zusammenstellung zahmer und wilder Thiere gedacht werden kann; letztere befinden sich auf dem obern Frieze und sind ebenso behandelt, wie die unteren Thiere, der spiralförmige Leib des einen endet auch in eine Blume, sodass schon dieser Umstand auf die Zusammengehörigkeit schliessen lässt. Diese Gruppe schliesst die erste Hälfte ab, in der Mitte ist eine Tafel mit Angabe der Erbauungsjahreszahl. Die Inschrift besagt: Anno domini M. D. X. L. Soli Deo Gloria.

Sculpturen des ersten Stockwerks.



Weit klarer ist unserer Meinung nach die Symbolik der andern Hälfte, das schon oben erwähnte bekannte und noch heute beliebte Symbol der Opferung Christi; ein Pelikan, das Blut seinen Jungen hingebend, steht hinter einem verdorrten Stamme, welcher, wie bereits bemerkt, hier zweifellos die verdorbene Menschheit darstellen soll; diesem Bilde angereiht sind zwei ineinander geschlungene Basilisken ähnliche Ungeheuer; man wird dabei unwillkürlich an die Vorhölle erinnert, in welche Christus nach seiner Kreuzigung gestiegen, um die abgestorbenen Seelen, welche vor Einführung der Taufe nicht die Seligkeit erlangen konnten, noch zu retten; bestärkt wird diese Vermuthung durch die beiden den Basilisken folgenden Figuren, sowie die unmittelbar darüber befindlichen Darstellungen des obern Frieses. Die beiden erstgenannten Figuren haben Vogelköpfe, nach altgermanischer Vorstellung die Seelen Abgestorbener. In dem Mittelstücke der darüber stehenden Fächerrosette des obern Frieses aber ist ein nach oben gerichteter, durch Tücher eingerahmter Kopf zu sehen, wahrscheinlich auch die Seele eines Abgestorbenen, auf den von beiden Seiten langhörige Böcke lospringen. Der Bock als Sinnbild des Teufels scheint hier um den Besitz einer Seele zu kämpfen. Kehren wir wieder zu dem untern Friesse zurück, so finden wir als weitere Gruppe zwei Füllhörner, welche eine auf einem Blattornamente ruhende menschliche Büste umgeben. Der logische Zusammenhang führt hier auf die Himmelfahrt, durch welche die Füllhörner des Glücks der Menschheit zu Theil wurden; das kelchähnliche Blattornament hat dabei eine solche Form und Lage, dass man es sehr wohl als ein Wolkenmotiv ansehen kann; auch die beiden nun folgenden Kampfhähne, die ein freiwillig getragenes Friedensband verknüpft, dürften hiermit in Verbindung zu bringen sein, da sie den ewigen Frieden vorstellen könnten.

Noch schärfer ausgesprochen aber ist die Bedeutung der nun folgenden Gruppen. Zwei gewaltsam gefesselte zottige Böcke winden sich vor Schmerz, sodass sie ihre Köpfe nach unten verdrehen und die Zungen herausblöcken; der gefesselte Teufel ist unzweifelhaft hieraus zu erkennen und wahrscheinlich sollte in dem andern Bilde, zwei aneinander gebundene Thiere mit hundeähnlichen Köpfen, der gefesselte Tod zur Anschauung gebracht werden, worüber die in dem obern Friesse befindliche etwas langohrige Gestalt sich zu freuen scheint, was sie durch Herausstrecken der auch nicht sehr kleinen Zunge beweist: ein Stück Humor, das im Mittelalter neben den ernstesten Darstellungen zu finden ist. Den Schluss des untern Frieses stellt ein den Rachen aufsperrendes, nach rechts gewendetes Ungeheuer dar; dasselbe bildet ein ornamentales Gegenstück zu dem linken Anfang des Frieses und dürfte als Höllenthier anzusehen und mit der vorigen Gruppe in Verbindung zu bringen sein.

Fassen wir alles nochmals kurz zusammen, so glauben wir auf dem Fries das Weltgericht in symbolischen Bildern vorgeführt zu sehen, am jüngsten Tag richtet die Dreieinigkeit, bestraft die Sünden, die durch die Taufe Geretteten gelangen in's Himmelreich. Für das sündige Menschengeschlecht opfert sich Christus, steigt in die Vorhölle, errettet die Seelen aus dem Fegfeuer und kehrt in den Himmel zurück, ewiger Friede kehrt ein, Teufel und Tod werden gefesselt. Die meistens aus Thierköpfen, verbunden mit Schlangenleibern, bestehenden Bilder des obern Frieses, welche wir zum Theil bereits hereingezogen haben, stehen, wie an einigen Beispielen nachgewiesen, mit denen des untern Frieses in einer gewissen Wechselwirkung, sie scheinen gewissermassen eine Bekräftigung oder Ergänzung der untern Bildreihe zu sein, wie es z. B. auch die dritte Gruppe, zwei mit Adlerköpfen versehene Thiere, bestätigen dürfte; sie ist unmittelbar über dem Symbol der Taufe zu finden. Der Adler versinnbildlicht aber in der christlichen Symbolik die Verjüngung, die Wiedergeburt.

Nicht minder bedeutungsvoll wie der Fries sind die auf Tafel III dargestellten Thorfahrten. Der nur zur Hälfte gezeichnete gerade Sturz der einen Thür zeigt das Fächerornament in die Länge gezogen, die Ecken sind durch kleinere in gothischem Geiste schön ausgeführte Ornamente, welche die Basilikenform zeigen, ausgefüllt. Der gerade Sturz der zweiten, rechts von der Hauptthorfahrt stehenden zugemauerten Thür zeigt vier gegen die horizontale und verticale Mittellinie des Sturzes symmetrisch je zwei ineinander verschlungene Schlangen, welche sich gegenseitig durch aufgesperrten Rachen bedrohen, die von ihnen gebildeten Lücken sind durch verschiedene rosettenartige Ornamente geschmückt. Besonders schön ist die mittlere Thorfahrt, welche in unserer Abbildung zum Theil reconstruirt dargestellt ist; die früher über dem Bogensturze angebracht gewesen Platten sind, wie bereits eingangs erwähnt, entfernt worden; wir haben uns also über der Thorfahrt noch einen Fries zu denken und bekommen dann erst ein Bild von der ursprünglichen Schönheit dieses höchst beachtenswerthen Thores. Durch zwei auf Säulen ruhende Gewichtskugeln, sowie durch starke an den äussern Rand der Ständer befestigte Bänder sind zwei geflügelte, Feuer schnaubende Drachen angekettet, über diesen auf dem linken Thorständer ein ornamentirter Löwe, auf dem rechten ein Fisch; der eigentliche Thorsturz zeigt zwischen zwei Hildesheimer Wappenschildern zwei verschlungene Basiliken oder Salamander. Man ist versucht, hier an die vier Elemente, das Wasser durch den Fisch, die Erde durch den Löwen, die Luft durch die geflügelten Drachen und das Feuer durch die Salamander vertreten, zu denken; wahrscheinlicher aber liegt diesen Holzsculpturen noch eine tiefere Bedeutung zu Grunde. Der Fisch weist auf

das Christenthum hin, der Löwe auf den starken Glauben, die gefesselten Drachen könnte man sowohl als Wächter des Thores, wie auch als die besiegte Sünde, welcher der Eingang in das Gebäude verwehrt, oder schliesslich als das gefesselte Feuer denken. Zur vollständigen Entzifferung dieses Bildes fehlt leider die obere Platte, vielleicht, dass auch hier die Wirksamkeit der Kirche, der Sieg des durch Fisch und Löwe repräsentirten Christenthums über das durch Drachen vorgestellte Heidenthum, zur Darstellung gelangen sollte. Auch die Schlangen auf dem vorher erwähnten Thürsturz werden ihre symbolische Bedeutung gehabt haben.

Die anderen noch auf den oben und unten durch flache Profile abgeschlossenen Kopfbändern oder Knaggen befindlichen Holzschnitzereien, von denen sich fünf auf Tafel III befinden, sind weniger bedeutungsvoll, sie zeigen eine Reihe von scharf ausgeschnittenen Carricaturköpfen, wie sie Häuser derselben Zeit häufiger nachzuweisen haben, und stehen ohne Zusammenhang mit den anderen Holzsculpturen. Die schrägen Schutzbretter zwischen den Kopfbändern sind vor einigen Jahrzehnten mit Ornamenten neu bemalt worden. Die Schwelle unter dem Dache ist mit flachgezogenen aneinanderstossenden Fächerrosetten, ähnlich den an der linken Thorfahrt verwendeten, geschmückt.

Schliesslich sei hier noch bemerkt, dass das Capitäl der linken Säule an der Thorfahrt mit seinem Schuppenornament an romanische Vorbilder erinnert, sowie dass die Profilleisten über dem Bilderfries mit ihren Verkröpfungen, wie man deutlich an der Mitte erkennen kann, später aufgesetzt wurden. Die Umrahmung der Fenster und die nicht selbständige Behandlung der Ständer ist die gleiche, wie die anderer Holzhäuser aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Dasselbe gilt von der Fächerrosette im obern Bilderfries, welche mit ihren Medaillons eine nicht zu verkennende Verwandtschaft mit der Nischenmuschel besitzt. Auf eine eingehendere Behandlung dieser Formen werden wir uns bei anderen Häusern aus der Mitte des 16. Jahrhunderts einlassen.

Unsere Schilderung ist hiermit zu Ende; mag auch manche Erklärung der Friesbilder nicht wirklich getroffen sein, soviel bleibt doch sicher: wir haben in dem Rathsbauhofe ein *hochbedeutsames Bauwerk* vor uns, das in seiner Bildersprache einen rein kirchlichen Vorstellungskreis, wie er ganz besonders in den ersten Jahrhunderten dieses Jahrtausends beliebt war, zeigt. Nicht minder aber weist auch die höchst eigenartige Behandlung der meisten Figuren sowohl auf dem Fries, als auch an den Thoren, ihre bandähnlichen Verschlingungen, welche sogar manchmal an keltische Ornamente erinnern, das Enden ihrer Körper in Schlangenform, ihre ornamentale Gruppierung, sowie die besonders auffallende Aehnlichkeit der geflügelten Schlangen und Drachen mit ähnlichen Motiven des Vikingerschiffes auf die Einwirkung älterer

Vorbilder. Bestätigt wird diese Ansicht durch die urkundlich feststehende Thatsache, deren Kenntniss wir Herrn Dr. Krätz verdanken, dass bereits im Jahre 1260 auf der Stelle des jetzigen Rathsbauhofes eine Art „Vorwerk“ von der Familie Freysen oder Fresen erbaut worden war, welches im Jahre 1393 durch den Rath der Stadt angekauft und in dessen Besitz bis heute verblieben ist. Diese Thatsache, sowie der Umstand, dass das durch den Rath der Stadt Hildesheim im Jahre 1540 aufgeführte Gebäude nur weltlichen Zwecken zu dienen hatte, womit sich dessen rein kirchliche Symbolik nicht gut vereinen lässt, zwingt uns die Ueberzeugung auf, dass die Bilderfriese und Thorfahrten entweder von einem weit ältern, möglicherweise bereits dem 13. Jahrhundert angehörenden Gebäude direkt entnommen und nach einer Uebearbeitung im Geiste des 16. Jahrhunderts wieder verwendet (wodurch sich der unvollständige Abschluss der Halbrosetten an beiden Seiten des Frieses erklären liesse), oder doch nach einem solchen Gebäude neu gebildet wurden. Beachtet man ferner, dass besonders dem frühen Mittelalter vor Erfindung der Buchdruckerkunst die symbolische Sprache durchaus geläufig war, so wird man unwillkürlich auf den Gedanken geführt, dass Häuser mit ähnlichem Holzschnitzwerk in grösserer Zahl vorhanden gewesen sein müssen, da ein einziges Beispiel unverstanden geblieben wäre.

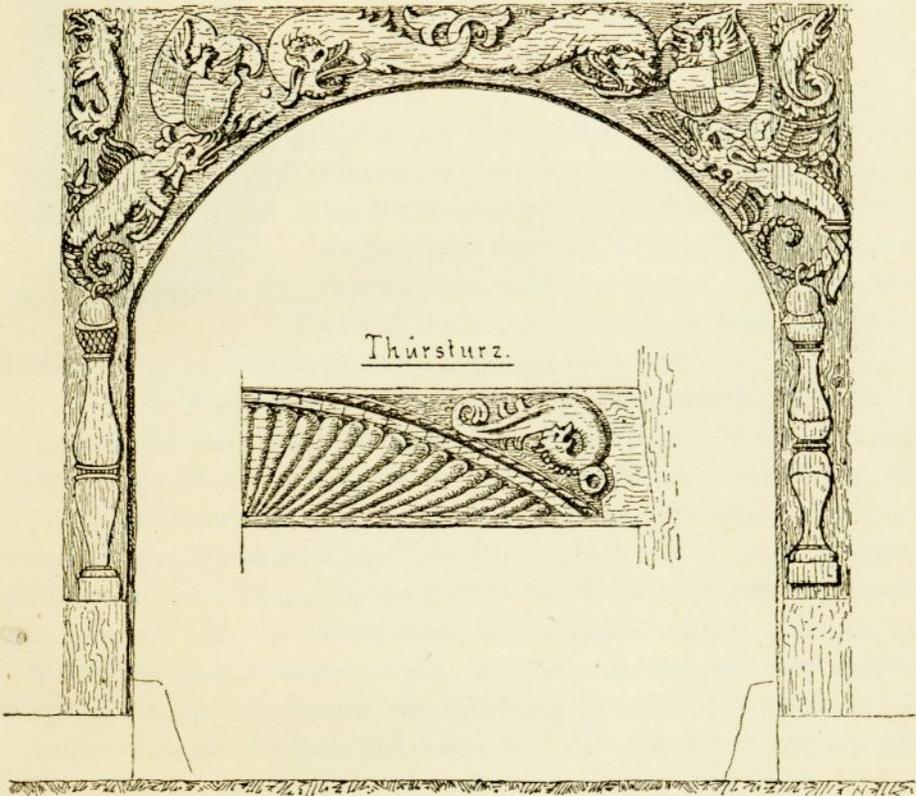
Wir glauben nunmehr entschuldigt zu sein, wenn wir gerade mit diesem Gebäude die Beschreibung der hervorragenderen Holzprofanbauten Hildesheims begonnen haben und in ihm einen Anklang an eine weit ältere Periode erblicken, die selbst an älteren Bauten aus dem 15. Jahrhundert nicht mehr zu finden ist.

Erwähnt sei hier noch, dass ein Gebäude auf dem Hohenwege Nr. 427 verwandte Motive, jedoch ohne Zusammenhang, zeigt. Die Behandlungsweise des Holzes ist dieselbe, doch will es uns scheinen, dass dieses jünger als das Gebäude des Rathsbauhofes und wiederum nur Anklänge an jenes oder ähnliche Gebäude enthielte, die nicht mehr zum Verständniss gelangt sind. Sollten, wie es wahrscheinlich sein dürfte, beide Gebäude von einer Hand bearbeitet sein, so würde dieser Umstand unsere oben ausgesprochene Ansicht nur bestärken, dass die Motive des Rathsbauhofes im 16. Jahrhundert neu überarbeitet oder nachgebildet wurden, da sie sonst unmöglich von demselben Meister ohne Zusammenhang wieder Verwendung hätten finden können; es geschah dies wohl mehr ihrer Originalität halber. Ein Fries und ein Thorsturz nach dem Andreasplatze verdienen mehr Beachtung und sollen nebst den Kopfbändern später zur Beschreibung gelangen.

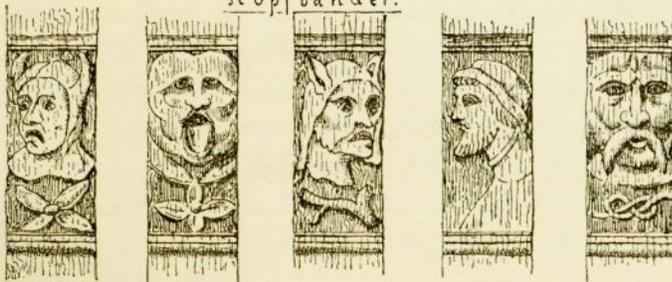
Thürsturz.

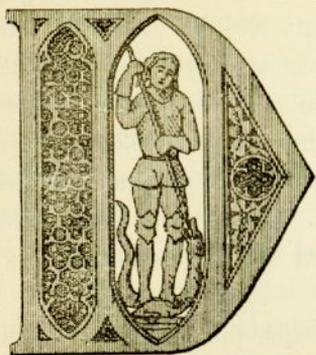


Thor.



Kopfbänder.





Die gothische Periode.

Die Zeit des sich kräftig entwickelnden Deutschen Bürgerthums hat nicht nur einen Aufschwung in der Machtentfaltung unsers Volkes hervorgebracht, sondern ganz besonders die Schaffung einer Kunst-richtung zum Gefolge, wie sie grossartiger und worauf besonderes Gewicht zu legen ist, volksthümlicher vorher nicht in unserm Lande entstanden war.

Es ist in Wahrheit die Frühlingszeit christlich deutscher Kunst, an deren Entfaltung und Ausbildung das ganze Volk theilhaftig ist. Nicht mehr ausschliesslich die Klöster sind es, welche jene Gottesgabe üben und pflegen, wie zur Zeit des romanischen Stils: es ist das Bürgerthum in Gemeinschaft mit der Kirche, welches Gotteshäuser und Heimstätten schmückt und seinen begeisterten Glauben durch Erzeugung der herrlichsten Werke zum Ausdruck bringt.

Gewaltig hatte das Christenthum die Germanen ergriffen und sich die erste Stelle in ihrem Gemüthe erobert. Die Verherrlichung desselben war der Grundton für alle Schöpfungen, die Errichtung grossartiger Gotteshäuser die wichtigste Aufgabe. Religion und Kunst sind stets Schwestern gewesen und je mehr von der erstern das Volk durchdrungen war, desto höher die Leistungen der letztern. Niemals hat sich das mehr bewahrheitet als zur Zeit der Gothik.

Der gothische Dom mit seinen himmelanstrebenden Thürmen konnte nicht hoch genug aufgeführt werden, konnte nicht genug Kunstschöpfungen in sich bergen, alles wollte dazu beitragen, das Haus Gottes auf das reichste auszusmücken, es so zu gestalten, dass jedes Gemüth ergriffen werden, dass man es in Wahrheit als einen heiligen Ort bezeichnen musste. Was Wunder, wenn in einer solchen Zeit die Kunst einen hohen Aufschwung nimmt und durchaus volksthümlich wird; ist aber das der Fall, dann bleibt sie nicht

mehr an dem Gotteshause allein in Anwendung, dann zieht sie auch in die bürgerliche Wohnstätte, um auch dort ihre Blüthen zu treiben und sowohl in der Kleinkunst als auch in der Architectur Früchte zu zeitigen, die nicht minder wie die Kirchenbauten unsere Bewunderung herausfordern.

In Hildesheim wandte sich in dieser Periode die Architectur an dem Wohnhause mit wenigen kaum nennenswerthen Ausnahmen dem Holzbau mit alleiniger Verwendung des Eichenholzes zu und bringt denselben zu einer solchen Vollendung und so in Aufnahme, dass selbst späteren Kunstrichtungen die Verdrängung dieser Bauweise nicht mehr gelingt. Köstlich muss der Anblick der Holzbauten jener Zeit in ihrer Jugendfrische gewesen sein und eine reiche Kunstentfaltung hier geherrscht haben, wenn, wie wir gleich an dem Trinitatishospitale nachweisen werden, die wenigen uns überkommenen ältesten Vertreter jener Epoche gleich zu den hervorragenden Repräsentanten der gesammten Holzbaukunst gezählt werden müssen. Eine bereits entwickelte Kunst tritt uns entgegen, deren Anfänge auf weit frühere Zeiten zu verlegen sind.

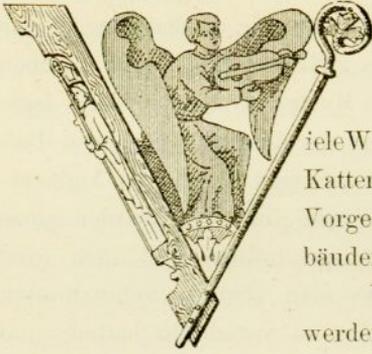
Das Holzhaus der gothischen Periode, welche sich in Hildesheim bis in das 16. Jahrhundert erhalten hat, zeigt in seiner ältern Form im Allgemeinen niedrige, oft kaum nur 2 m hohe weit auskragende Stockwerke, deren herausspringende, die vorgebauten Fachwerkswände tragende Balken durch schräge, den Druck auf die Ständer übermittelnde Kopfbänder unterstützt werden, so dass also die Zahl der Balken und die der Kopfbänder und Ständer übereinstimmt.

Nach oben sind die Fachwerksbauten unserer Stadt fast immer durch ein Walmdach in horizontaler Linie parallel zur Strassenflucht abgeschlossen, wie es in den Nachbarstädten Goslar, Braunschweig, Halberstadt u. s. w. auch der Fall ist; selten, und dann zwar meist nur an Eckhäusern, wird das Walmdach durch einen steil aufsteigenden Giebel ersetzt. Das Auskragen der Stockwerke findet nicht unmittelbar über dem Erdgeschosse statt, sondern es erhebt sich über diesem erst ein schlichtes, nicht vorspringendes Zwischengeschoss von oft sehr geringer Höhe, das aber über der Flur wegfällt; die Fenster des Zwischengeschosses erleiden durch die Hausthür keine Unterbrechung, die über jener befindlichen dienen vielmehr als Oberlichter zur Erhellung des Flurs, welche mithin bis an die ausgekragten Stockwerke reicht. Die sehr gedrückten Räume des Zwischengeschosses, welche, ähnlich den Entresols unserer modernen Bauten, wahrscheinlich die Vorrathsräume und die Kammern für das Dienstpersonal enthielten, öffnen sich nach dem Flur durch eine Fensterreihe.

Die meistens mehr breiten als hohen kleinen Fenster waren in der

Regel zum Seitwärtsschieben eingerichtet, und ohne weitem Schmuck; wurden Profile unter den Fenstern angebracht, so waren es nur schmale gekehlte Latten, die man mit eisernen Nägeln auf die Ständer nagelte. Auch die Thüren, oben durch Spitz- und Kielbogen abgeschlossen, waren einfach gehalten; Rundleisten mit Hohlkehlen abwechselnd bildeten die Profile. Zu beiden Seiten der Spitzbogen waren nicht selten Rosetten oder Wappen flach in die sonst meist ganz schlicht gehaltenen Ständer eingeschnitten; das zwischen Riegel und Streben befindliche Ziegelmauerwerk zeigte geometrische Muster. Grössern Werth legte man auf die Ausbildung der Satzschwellen und der darunter liegenden Balkenköpfe, Füllbretter und Kopfbänder, besonders letzteren wurde viel Aufmerksamkeit geschenkt, sie erhielten derbe, kräftige Profile; oft sogar wurden ganze auf Consolen stehende Figuren aus ihnen herausgeschnitten und auch wohl bemalt. Zwischen den Kopfbändern befestigte man schräge Schutzbretter, welche den Uebergang der einzelnen Stockwerke zu vermitteln hatten, und schmückte sie entweder mit Malerei oder mit flach ausgestochenem Rankenwerk. Die Satzschwellen oder Schwellbalken bedeckte man mit Schnitzereien der mannigfachsten Art, bald wählte man hierzu Wappen, bald Laubstäbe oder andere Ornamente, auch ganze Sprüche schnitt man ihnen zuweilen ein. Die Angabe der Jahreszahl, in welcher das Gebäude entstanden, eine Sitte, die im 16. und 17. Jahrhundert allgemein verbreitet ist, findet sich nicht allzu häufig.

Doch wir wollen hier noch nicht weiter auf Einzelheiten eingehen, sondern um gleich einen tiefern Einblick in die Holzbauweise der gothischen Periode zu erhalten, ihren weitaus bedeutungsvollsten Repräsentanten in Hildesheim „**das Trinitatishospital**“ ausführlich schildern und diesem hierauf die noch anderen nennenswerthen Holzbauten Hildesheims jener Zeit und ihre besonders bemerkenswerthen Eigenartigkeiten in kürzeren Zügen anreihen.



Das Trinitatishospital.

iele Wandlungen hat das jetzige Fabrikgebäude der Firma Kattentidt und Kleuker zu bestehen gehabt, eine lange Vorgeschichte knüpft sich an das zu den ältesten Holzgebäuden der Stadt zählende vormalige „Trinitatishospital.“

Wenn auch nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen werden kann, dass — wie vielfach angenommen wird — schon der Bischof Godehard zu Anfang des 11. Jahrhunderts auf der Stelle des frühern Trinitatishospitals gleichzeitig mit dem ersten Bau der Andreaskirche ein Hospital errichtet habe, so steht doch sicher, dass im 13. Jahrhundert ein solches vorhanden war, welches dem heiligen Andreas geweiht und zur Aufnahme von Kranken diente.

Der massive Theil des jetzigen Gebäudes wurde im Jahre 1334 durch den Rath der Stadt für ein neues, dem „*heiligen Geiste*“ geweihtes Hospital aufgeführt und zwar als Sühne für die zwei Jahre vorher durch die Bürger Hildesheims ausgeübte Verwüstung der Dammstadt, einer an dem linken Ufer der Innerste, die Stadt unmittelbar begrenzenden flammändischen Colonie, welche durch den Fleiss ihrer Bürger den Neid der Hildesheimer auf sich gezogen hatte.

Schon bei dieser ersten Anlage war die Errichtung einer eigenen Hauskapelle mit Altar vorgesehen und durch den Rath ein besonderer Hausmeister sowie Geistlicher bestellt worden, wie aus einer im Urkundenbuche der Stadt Hildesheim unter Nr. 879 aufgeführten Urkunde vom Jahre 1334, die Ordnung für das neu gegründete heil. Geisthospital betreffend, hervorgeht. In dieser vom Rathe erlassenen Verfügung wird unter Anderm auch bestimmt, dass die Hospitäler zu St. Catharinum und St. Andreas mit dem neuen heil. Geisthospital zu vereinigen seien, woraus sich schliessen lässt, dass der Umfang des letztern als grösser angenommen werden darf, wie ihn der Massivbau heute angibt.

Nach den von Herrn Dr. Krätz angestellten Forschungen ergibt sich ferner, dass ein vollständiger Umbau im Jahre 1459 erfolgt sein muss, weil in diesem Jahre eine neue Einweihung der Kapelle vorgenommen wurde. Mit ziemlicher Sicherheit lässt sich annehmen, dass diese Jahreszahl auch für den Aufbau des obern Stockwerks, sowie der anderen Fachwerksmauern und

der innern Einrichtung des vordern Gebäudes gilt. Eine oberflächliche Prüfung zeigt schon, dass der Steinbau mit seinen der Blüthezeit gothischer Kunst angehörenden Fenstern ursprünglich nicht dazu bestimmt gewesen sein kann, einen Holzbau über sich aufzunehmen, letzterer also nicht aus der Zeit der ersten Anlage, aus dem Jahre 1334, stammen kann; vielmehr muss vermuthet werden, dass der Massivbau noch höher aufgeführt war und, nach dem Vorbilde anderer Hospitäler dieser Zeit, oben mit einem hohen Dache abschloss. Keinenfalls ist die jetzige, aus dem Jahre 1459 herrührende Kapellenanlage mit der 1334 hergestellten identisch, da, wie sich aus einzelnen an der Innenseite der Steinwand noch vorhandenen kräftigen Consolsteinen erkennen lässt, längs des Gebäudes eine Gallerie herlief, welche bei der zweiten Kapelleneinrichtung entfernt wurde.

Gleichzeitig mit dieser Veränderung muss der Holzbau dem untern Massivbau aufgesetzt worden sein. Darauf weist nicht nur die Verwandtschaft der Aussenansicht und ihrer Einzelheiten, insbesondere die Kopfbänder, mit solchen anderer noch vorhandenen Bauten aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts hin, sondern auch die ganze Construction ist eine derartige, dass ihre Ausführung nicht ohne Zusammenhang mit der jetzigen Kapellenanlage gedacht werden kann. Den schlagendsten Beweis für die Richtigkeit unserer Annahme aber liefern die Malereien der Schutzbretter an der Aussenseite, von denen einige mit den Malereien des Kapellenaltars, dessen Einweihung 1459 stattfand, geradezu identisch sind, eine Hand muss dieselben angefertigt haben; aber auch die Figuren der Kopfbänder, welche mit denen des Altars in enger Wechselwirkung stehen und schliesslich noch die auffallend grosse Stärke der Mauer, welche man für einen hölzernen Aufbau bestimmt nicht 85 cm dick aufgeführt hätte, bekräftigen dieselbe.

Die vielfach aufgestellte Behauptung, das vordere Gebäude gehöre seiner ganzen Façade nach dem Anfang des 15. Jahrhunderts an, muss deshalb dahin berichtigt werden, dass der untere Steinbau im Jahre 1334, der obere Holzbau aber im Jahre 1459 hergestellt worden ist.

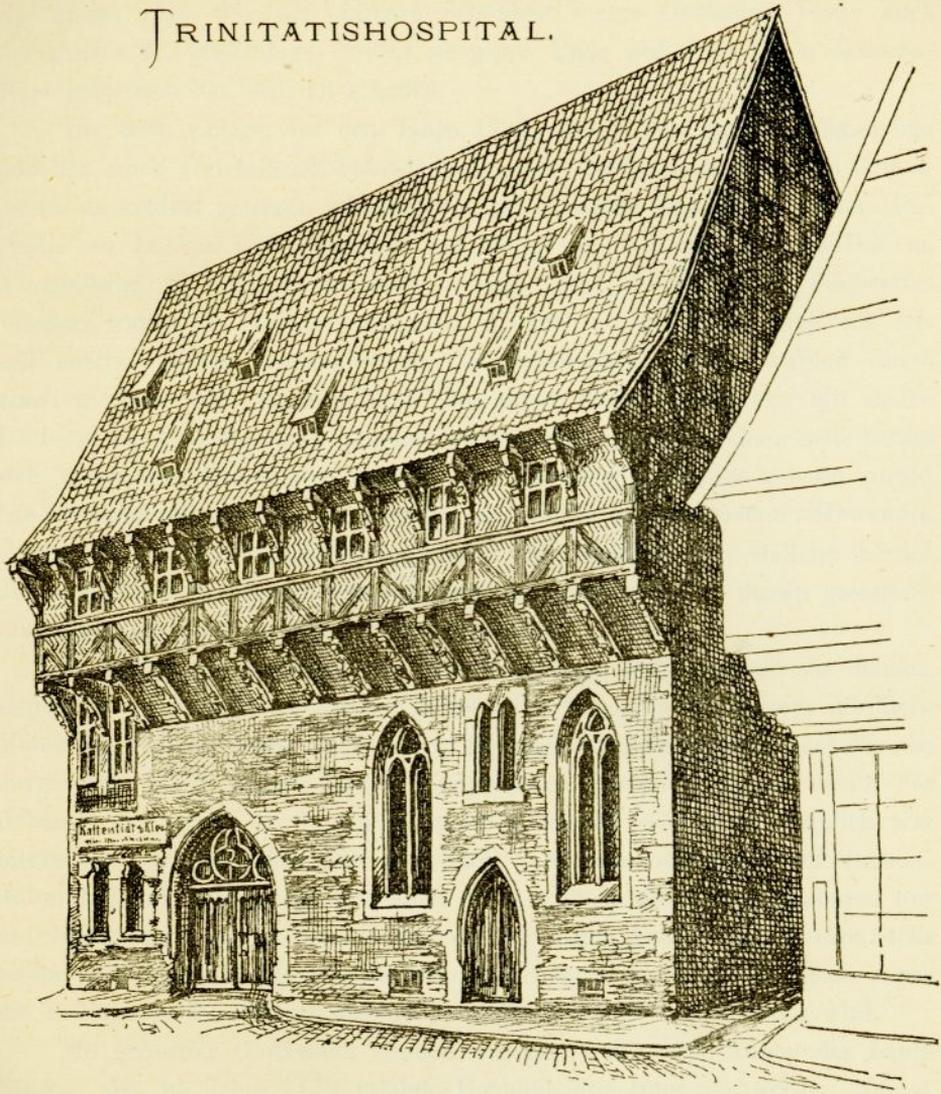
Was schliesslich das lange Fabrikgebäude betrifft, das vollständig aus Fachwerk besteht, so kann dessen Erbauung nicht nach dem Jahre 1479 erfolgt sein, da, wie Herr Dr. Krätz nachweist, in diesem Jahre, nach dem Brandis'schen Tagebuche, die das Hospital begrenzende Strasse, „Fegefeuer“ genannt, angelegt und der früher längs des heil. Geisthospitals dort bestandene Sack abgebrochen wurde. Dass das in Frage stehende Gebäude hohen Alters sein muss, ist aus einigen später zu behandelnden Constructionen zu ersehen, dass es aber auch jünger sein muss, wie das vordere Gebäude, beweist die Dachconstruction des letztern, welche selbst an der dem Langge-

bäude offenen Seite mit ganzen Sparren abgeschlossen ist, sowie eine noch jetzt die Zwischenwand beider Gebäude bekleidenden und zwar dem Langgebäude zugewendeten Profillatte. Jedenfalls hat indessen an der Stelle des jetzigen Langhauses schon früher ein Anbau zu dem Vordergebäude bestanden, da die grossen Fundamentsteine desselben weit unter die Schwelle des nunmehr zur Maschinenhalle umgewandelten Langhauses fortgeführt sind.

Von den weiteren Schicksalen des heil. Geisthospitals sei hier noch erwähnt, dass dasselbe, wie aus einer dem Jahre 1468 entstammenden Urkunde zu ersehen ist, schon damals neben seinem ursprünglichen Namen Dreifaltigkeitshospital genannt wurde; wahrscheinlich geschah das, der Sitte damaliger Zeit gemäss, schon bei der 1459 stattgehabten Einweihung der Kapelle, nach deren der heil. Dreifaltigkeit geweihten Altare das ganze Hospital seine Bezeichnung erhielt, die man später in Trinitatishospital umsetzte. Zu Anfang dieses Jahrhunderts muss es sich in einem recht zerfallenen Zustande befunden haben, sodass der Rath, um die Restaurirungskosten nicht anwenden zu müssen, die Unterbringung der Hospitalitinnen in das Gebäude der sogenannten „vereinigten Hospitäler“ an dem vordern Brühle Nr. 1039/40 beschloss. Besitzer wechselten, ohne den hohen Werth des hochinteressanten Bauwerks zu ahnen, selbst der Magistrat, der wiederholt Eigenthümer wurde, suchte sich desselben immer wieder zu entledigen, und so wurde das Trinitatishospital schliesslich für 3500 Thlr. im Jahre 1854 von dem Maschinenfabrikanten Kattentidt angekauft und in eine Maschinenfabrik eingerichtet, von der wohl mit Recht behauptet werden darf, dass sie einzig in ihrer Art dastehe. Wie wenig aber selbst in unserer Zeit man sich des Werthes jenes für die Holzarchitectur bedeutungsvollen Bauwerks bewusst ist, geht aus einer dem jetzigen Eigenthümer bei dem Kaufabschluss von dem Magistrate auferlegten und noch in Kraft stehenden Verpflichtung hervor, nach welcher in 2 Jahren, also im Jahre 1884, fünf Fuss von dem Trinitatishospitale zur Erbreiterung der Fegefeuerstrasse abgerissen werden müssen. Wir glauben hier besonders auf diese, die Existenz des Gebäudes in Frage stellende Bestimmung hinweisen zu sollen, um weitere Kreise zu veranlassen, für seine Erhaltung rechtzeitig einzutreten.

Glücklicherweise sind bisher selbst bei der Umwandlung des Gebäudes in eine Maschinenfabrik wenig eingreifende Aenderungen an demselben vorgenommen worden. Die Kapelle mit ihren herrlichen Flachmalereien, wenn auch sehr russig, besteht noch; sie bildet gegenwärtig einen Theil des Lagerraumes; ihr Altar, auch ein Meisterwerk hervorragenden Ranges, hat in dem städtischen Museum Schutz gefunden; die Kopfbänder an der Aussenseite sind noch unversehrt und die Malereien der Schutzbretter dortselbst zum grössten Theil noch zu entziffern, so dass man in der Lage ist,

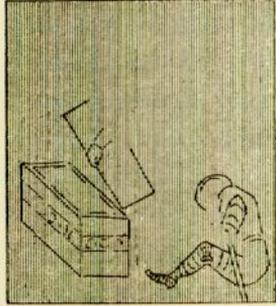
TRINITATISHOSPITAL.



9. Füllbrett.



10. Füllbrett.



11. Füllbrett.



ein klares Bild von der frühern Schönheit dieses Gebäudes, sowie auch der ganzen Hospitalanlage, soweit sie gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bestanden hat, sich zu schaffen.

Die erste Anlage, aus dem Jahre 1334, scheint, wie aus dem Massivbau und den noch vorhandenen Stein-Consolen hervorgeht, nach denselben Grundsätzen ausgeführt gewesen zu sein, wie die derselben Zeit angehörenden Hospitäler zu Lübeck und Frankfurt am Main, und wie sie Viollet-le-Duc an französischen Hospitälern beschreibt. Luft, Licht und die Nähe fließenden Wassers waren die Haupterfordernisse, die man an ein solches Gebäude derzeit stellte. Hohe, kirchenförmige, lang gestreckte Räume wurden durch massives Mauerwerk begrenzt und oben durch flache Holzdecken mit steilen Dächern, die Vorrathsräume bergend, abgeschlossen; auf der einen Seite befand sich meist eine Kapelle, in welcher den Kranken die Messe gelesen wurde. Die Kranken selbst waren in zellenförmige, einem mittlern Gange zugewandte, oben offene Abtheilungen untergebracht, über welchen eine Gallerie herlief, die, aus den Wohnräumen der Krankenwärter kommend, es diesen gestattete, ihre Pflöglinge von oben herab zu beobachten.

So haben wir uns auch das frühere „Heilige Geisthospital“ zu denken, seine Breite scheint nicht grösser gewesen zu sein, als die massive nördliche Mauer reicht, sonst wäre der niedrige, flachgedeckte Keller nicht nach Westen durch eine 60 cm starke Mauer abgeschlossen worden, dagegen dürfte das Gebäude sich mehr in die Länge gezogen haben; sehr wahrscheinlich war hierbei das jetzige Einfahrtsthor noch nicht vorhanden, weil die schon öfters erwähnten Steinkonsolen und also auch die von ihnen getragenen Gallerien nur um ein geringes höher als seine Kämpferpunkte liegen, Fenster mögen seine Stelle ersetzt haben. Fließendes Wasser hatte das Hospital auf seiner Rückseite durch die Treibe, ein Wasserlauf, welcher jetzt durch einen Canal geleitet wird.

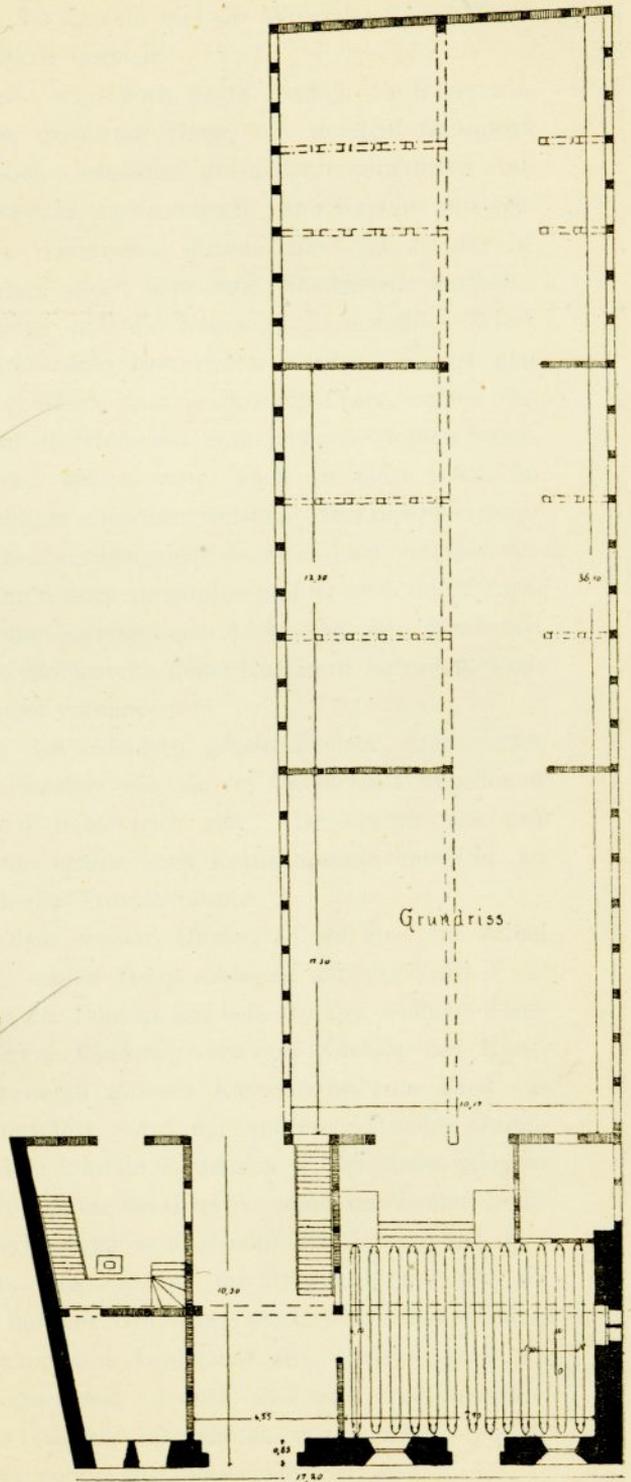
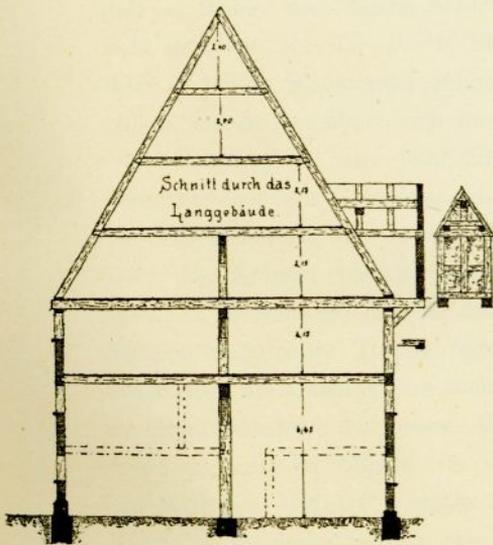
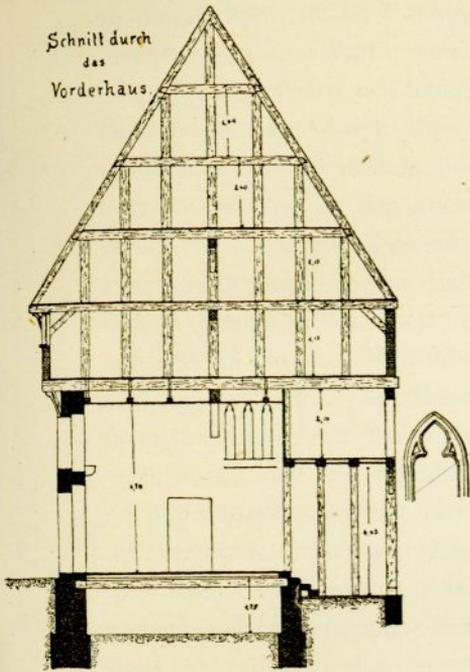
Mit grösserer Gewissheit können wir die zweite, nach Anbau des Langhauses, also im Jahre 1479 erfolgte Hospitaleinrichtung nachweisen, zumal, da wir in dem hiesigen Martinihospital, welches auch aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammt, eine solche noch vollständig erhalten haben. Da unsers Wissens ein dieser Zeit angehörendes Hospital aus Fachwerk bisher weder durch Wort noch durch Bild eingehender beschrieben wurde, so haben wir dasselbe auf Tafel IX in Grundriss und Schnitt in seiner jetzigen Gestalt dargestellt und wollen an dieser Stelle auf seine innere Einrichtung näher eingehen.

Im Erdgeschosse des Martinihospitals ist in der Längsrichtung des Gebäudes ein Gang, an dem sich zu beiden Seiten abgeschlossene Kammern befinden, so dass kein direktes Licht in ihn gelangen kann; gegenwärtig ist der Eingang seitwärts, ehemals lag er an der Kramerstrasse, wo ihn eine

Spitzbogenthür abschloss. Der Gang ist nach oben offen, eine einarmige Treppe führt auf das erste Stockwerk, dessen südliche Seite durch einen offenen Flur gebildet wird, wodurch es möglich ist, dass das Tageslicht in den untern Gang gelangt; auf der andern Seite ist eine schmale Gallerie, an die sich wieder Kammern anschliessen, welche, wie aus dem Durchschnitt zu ersehen, um die Galleriebreite kleiner sind, als die darunter liegenden. Die Gallerie steht mit dem Flur auf beiden Seiten in Verbindung, sodass also der ganze offene Raum des Ganges, welcher oben durch ein rohes Geländer umzäunt ist, im ersten Stock umgangen werden kann. Die Kammern haben keinerlei Heizvorrichtung, sondern es ist nur eine grössere heizbare, mit einem offenen Kamine versehene Stube in dem ganzen Gebäude vorhanden, welche als gemeinschaftlicher Aufenthaltsort dient und früher gleichzeitig die Küche gewesen sein mag. Im zweiten Stockwerk liegt ein Gang auf der nördlichen Seite, nach Süden besteht nur ein grosser offener Raum, wahrscheinlich früher ein Krankensaal, im 3. und 4. Stockwerk waren die Vorrathsräume.

Diese Hospitaleinrichtung unterscheidet sich wesentlich von den oben besprochenen; wenig Licht und wenig Luft konnten in die kleinen und niedrigen, nur 2,15 m hohen Räume gelangen, zu deren Anlage wohl einestheils unser Klima mit seinen rauhen Wintern, andernteils die an die Hospitäler gesteigerten Anforderungen Anlass gegeben haben mögen. Es ist nicht zu verkennen, dass die Martinihospitaleinrichtung sich den älteren Vorbildern anschliesst; das System der Abtheilungen und die Gallerie sind beibehalten; wahrscheinlich sogar ist es, dass ursprünglich die Kammern offen und solche im ersten Stockwerke gar nicht vorhanden waren, dass also Erdgeschoss und erster Stock einen Raum bildeten, welcher nur, in der Höhe des letztern, eine an allen Wänden herlaufende Gallerie enthielt. Die schwere Heizbarkeit eines solchen grossen Raumes scheint es für unser Klima bedingt zu haben, die Kammern durch Decken und Lehmfachwerk zu schliessen, aber selbst noch nach dieser Veränderung wurde eine hinreichende frische Luftzufuhr durch die oberen sich gegenüber liegenden Fensterreihen des ersten Stockes möglich. Erst die Einbauung der im ersten Stockwerke befindlichen Kammern wirft das ursprüngliche Prinzip um; mit deren Anlage, welche natürlich nur auf einer Seite geschehen konnte, war es mit der Ventilation vorbei und der grösste Gegensatz zu der frühern Hospitaleinrichtung mit Beibehaltung desselben Grundrisses trat ein.

Vergleichen wir nun den Grundriss des Trinitatishospitals mit dem des eben geschilderten Martinihospitals, so springt die Aehnlichkeit beider sofort in die Augen; nur ist die Anlage des erstern ausgedehnter und grossartiger, aber trotzdem dieselben niedrigen, dumpfigen Stockwerke von nur 2,15 m lichter Höhe. Das Langhaus war ausschliesslich zur Aufnahme der Kranken



bestimmt, während der Vorderbau die Kapelle und die Wohnräume des Hausmeisters und der Wärter nebst Küche enthielt.

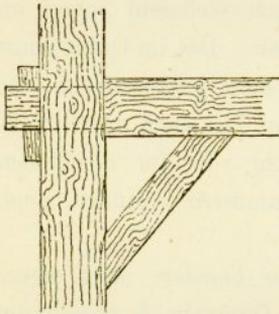
Der Grundplan des Langhauses zeigt noch heute deutlich die Kammernanlage und den durch die Mitte geführten Gang, die in dem Grundriss schraffirten Zwischenwände sind noch vorhanden, die anderen punktierten sind durch Zapflöcher an den Aussenwänden nachzuweisen. Der Kapelle zunächst befand sich der gemeinschaftliche Wohnraum, dessen Höhe bis zu der im Querschnitt ausgezogenen Balkenlage ging, also zwei Stockhöhen umfasste; diesem Raume schloss sich der Gang und die Kammern in derselben Weise an, wie sie bei dem Martinihospital näher beschrieben wurden. Es ist hier also augenscheinlich der Beweis geliefert, dass ursprünglich der ganzen Gebäudelänge nach der Krankenraum die Höhe bis zum jetzigen zweiten Stockwerk hatte, und die Kammern erst später, wenn auch vielleicht schon im 15. Jahrhundert, zugebaut oder richtiger eingebaut wurden. Das im Querschnitt durch punktierte Linien angedeutete Zwischengebälk ist zwar jetzt entfernt, war aber nach Augenzeugen vor 40 Jahren noch vorhanden und ist auch durch Zapflöcher noch zu ersehen. Der Gang empfing sein Licht von der nördlichen Seite, auf welchem sich im ersten Stockwerke keine Kammern befanden, nach Süden dagegen waren solche wieder vorhanden.

Gegenwärtig sind zwischen den Ständern grosse Fenster, statt dieser gab es früher nur kleine Schiebefenster, wie sie im Querschnitt angedeutet sind und wie sie der zweite Stock heute noch zeigt. Die oberen, alle nur 2,15 m hohen Stockwerke scheinen später auch Krankenzimmer zu haben, ausserdem aber auch noch die Vorrathsräume.

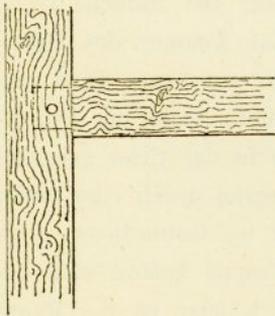
Wenden wir uns jetzt zu dem vordern Hause, so sei hier vor Allem bemerkt, dass der Grundriss mit seinen Treppenanlagen auf der Tafel V so wiedergegeben ist, wie er sich im 15. Jahrhundert befand. Der südliche Theil, jetzt das Kontor, bestand aus zwei Räumen, vorn das Zimmer des Hausmeisters, hinten die Küche, um deren grossen Kamin eine zum Theil aus Steinen aufgebaute Treppe herumführte. Auf der andern Seite der Durchfahrt liegt die Capelle, von welcher 4 breite Trittstufen in das tiefer gelegene Langhaus führten; der grosse Wohnraum des letztern stand durch eine breite Oeffnung mit der Capelle in Verbindung und scheint bei Gottesdienst auch als Betraum benutzt worden zu sein. Neben der Treppe befand sich die Sakristei in dem Umfang, wie ihn der Grundriss zeigt, jetzt ist der Raum vergrössert, auch die Treppen nach dem Langhause sind verlegt, sowie die breite Oeffnung nach diesem zugemauert. Jedoch sind alle diese unbedeutenden Veränderungen erst vor einigen Jahrzehnten vorgenommen worden und ist die ursprüngliche Anlage noch vollständig nachzuweisen.

Ueber der Sakristei und den nach dem gemeinschaftlichen Wohnraume führenden Treppen befindet sich eine in der Höhe des untersten Langhausgebälkes liegende Kammer, zu welcher rechter Hand von der Thorfahrt eine Treppe führte; sie ist von der Capelle durch eine Bretterwand getrennt und steht nach dem Langhause offen. Ihre Wände zeigen noch einen weissen Kalkbewurf und sind durch breite graublaue und schmale schwarze Striche in Felder eingetheilt, wahrscheinlich diente sie nur als Vorraum, da auch von ihr die einarmigen Treppen zu den oberen Stockwerken ausgehen.

Ueber der Capelle sind noch 3 Stockwerke, welche gleiche Höhe mit den entsprechenden Stockwerken des Langhauses haben und mit diesen in direkter Verbindung stehen. Die im Lichten auch hier nur 2,15 m messenden Geschosse dienten wahrscheinlich dem Krankenwärterpersonal als Wohnungen.



Beide Gebäude zeigen eine Reihe der interessantesten Holzverbindungen, welche an die ältesten uns bekannten Constructionsweisen des 13. und 14. Jahrhunderts erinnern. Unseres Wissens wies zuerst Herr Referendar Bickel in Marburg darauf hin, dass man an Holzgebäuden jener Zeit die Aussenständer bis zum Dache durchführte und die Zwischengebälke, wie in nebenstehender Figur angegeben, in diese einzapfte. Es wurde also dem Balken ein längerer Zapfen angearbeitet, welcher durch die ganze Dicke des Ständers ging und auf der Aussenseite des letztern durch einen Keil fest mit diesem verbunden wurde. Das konnte natürlich nicht mit ganz durchgehenden Balken geschehen, sondern man setzte sie aus zwei in der Mitte des Gebäudes über einander geplatteten Theilen zusammen, die durch Unterzüge und Ständer gestützt wurden. Aehnliches geschah an dem Langhause des Trinitatishospitals;

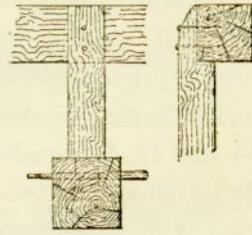


auch hier reichen die Ständer ungetheilt bis zum Dache und das Zwischengebälk ist in jenen eingezapft, nur gehen die Zapfen statt ganz durch blos bis zur Mitte und sind durch einen seitwärts des Ständers eingetriebenen Bolzen befestigt, wie es beistehende Figur zeigt. Uebrigens ist diese Constructionsweise noch an einer ganzen Reihe anderer, dem 15. und 16. Jahrhundert entstammenden Gebäuden in Hildesheim nachzuweisen.

Bei den in jener Zeit aufzuführenden Holzbauten wurden also erst die Ständer, auf diesen eine Dachbalkenlage und nun gleich die Dachsparren aufgerichtet und erst, nachdem dieses geschehen, die Zwischengebälke, durch Unterzüge und Ständer hinreichend unterstützt, eingefügt.

Die Dachgebälke sind mit den Sparren überplattet, ebenso auch sämtliche im Innern angewandten Kopfbänder. In der Mitte des Langhauses befindet sich, wie aus dem Schnitt ersichtlich, ein giebelartiger Vorbau auf zwei vorspringenden Balken; er ist vorne durch eine Wand abgeschlossen, innen an der Firstpfette ist eine Winde angebracht. Eine gewiss eigenartige Construction einer Windenlucke aus dem 15. Jahrhundert.

Ganz besonders eigenthümlich ist die Befestigung der aus Holz getäfelten Capellendecke, welche geradezu aufgehängt ist. Mit der darüber liegenden Balkenlage sind nämlich quer zu dieser gehende Balken derart verbunden, dass letztere mittelst hölzerner Zugstangen an erstere, wie es beistehende Figur zeigt, aufgehängt wurden. Die viereckigen Zugstangen sind dem Hauptgebälke angeschmiegt und mit grossen Nägeln daran befestigt, ihr unteres Ende geht als Zapfen durch die Deckenbalken und ist mittelst langer hölzerner Splinte mit jenen verbunden. Diese Anordnung wurde nothwendig durch den im Schnitt auf Tafel V zu ersiehenden, grossen Unterzug, welcher das Gebälk und die oberen Ständer zu tragen hat; sollte die Capellendecke geschmückt werden, so musste man unter allen Umständen jenen Unterzug verdecken.



Wir sind hierbei an der innern Einrichtung der Capelle angekommen und wollen ihr den gebührenden Raum einer umfassenden Beschreibung offen stellen, was um so mehr gerechtfertigt sein dürfte, als eine Capelle aus dem Jahre 1459 mit jener Zeit angehörenden in Leimfarben auf Holz ausgeführten Flachmalereien hier nicht mehr existirt, und schwerlich auch anderwärts mehr häufig zu finden sein wird.

Die Capelle ist 7,90 m lang, 6,10 m breit und 5,70 m hoch, nach oben ist sie durch eine Stulpdecke abgeschlossen; 13 lange, nach beiden Seiten spitzbogenförmig endende, etwa 3 cm tiefer liegende Felder, beleben die Fläche (auf unserer Initiale D, bei Beginn des gothischen Stils, haben wir ein solches Feld in Anwendung gebracht). An der westlichen, dem Langhause zugewandten Seite ist eine ähnliche Holztäfelung zur Ausführung gekommen, welche auch 13 Felder nachzuweisen hat, jedoch sind diese, wie es drei im Schnitt des Vorderhauses auf Tafel V dargestellte zeigen, nur noch oben durch Spitzbogen begrenzt. Die ausserhalb des Schnittes stehende Figur gibt den Spitzbogenabschluss und seine Profile in grösserm Massstabe wieder. Die Decke sowohl als die Wandtäfelung tragen, wie bereits bemerkt, die herrlichsten gothischen Flachmalereien. Dieser überaus werthvolle Schmuck ist nur leider fast kaum mehr erkennbar; es bedarf einer zeitraubenden und vorsichtigen Entfernung der dicken Russchichte, welche Wand und Decke

schwarz scheinen lässt, ehe es gelingt, Form und Farbe der Flachornamente bestimmen zu können. Letztere, verwandt mit den Flachmalereien der St. Nicolaikapelle zu Goslar, bieten eine ergiebige Quelle zu gothischen Flachmustern und sind deshalb alle auf Tafel VI zur Abbildung gebracht.

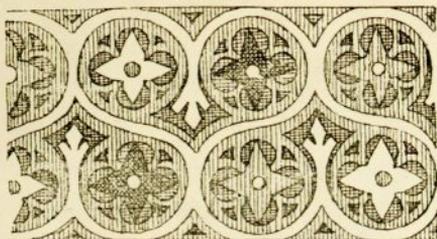
Die vorliegenden Bretter der Stulpdecke, das sind die balkenförmigen Erhöhungen, wenn wir sie so nennen dürfen, zeigen abgeschlossene, durch Linien gebildete bandförmige Ornamente, die Felder dagegen Ornamentenmotive, welche, der Bedeutung der tieferliegenden Stulpdeckenbretter entsprechend, nach den Seiten keinen Abschluss finden. Die Malerei ist durchweg mit Schablonen aufgetragen; die hierbei zur Verwendung gebrachten Farben, deren Bindemittel aus Leim bestand, waren rother und heller Ocker, Weiss und Schwarz, wie sie von Viollet-le-Duc an französischen Wandmalereien des 14. und 15. Jahrhunderts auch vorgefunden und in seinem *Dictionnaire raisonné de l'Architecture française* unter dem Artikel *Peinture* beschrieben sind.

Auf unseren Abbildungen sind die Farben durch verschiedenartige Schraffuren angedeutet, Weiss ist ohne Schraffur, heller Ocker mit einfachen verticalen Strichen, rother Ocker mit verticalen und horizontalen, und Schwarz noch mit diagonalen Strichen wiedergegeben.

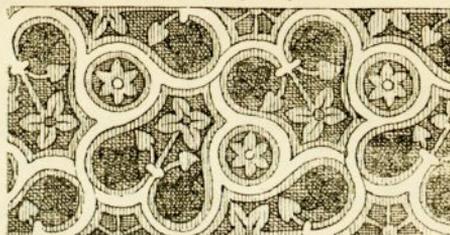
Mit Ausnahme des ersten Feldes lassen sich alle Muster aus dem Sechseck entwickeln, eine Grundform, welche besonders scharf im 3., 5., 7., 11. und 13. Felde ausgesprochen ist. Im 3. Felde gruppieren sich 6 vierpassförmige, schleifenähnliche Bänder um einen sechseckigen Stern; im 5. Felde sind es in runden Feldern stehende sechseckige Sterne, welche durch Bandverschlingungen mit einander verbunden sich wieder zu je sechs um einen mittlern, in eckigem Felde befindlichen Stern gruppieren. Das 7. Feld zeigt ein streng geometrisches Muster, sechseckige Bänder sind in den Ecken durcheinander geschlungen und umrahmen Sterne von der gleichen Eckenzahl, welche nochmals mit einem, ihren Formen sich anschliessenden Bande umgeben sind. Dieses Motiv hat sich eines besondern Vorzuges zu erfreuen gehabt, denn es findet sich auch in fast allen Feldern der Seitenwand wieder. Das 11. Feld ist das reichste, sechspassförmige Rosetten umgeben einen sechseckigen Stern, die sie begrenzenden Bänder enden in pfeilförmige Spitzen, welche auf schwarzem Grunde nach einem Punkte zulaufen; dasselbe Motiv, nur vergrössert, ist dem 13. Felde gegeben.

Nicht so einfach ist die Entwicklung der in den anderen Feldern angebrachten Motive zu erkennen, welche alle demselben Grundgedanken entsprungen sind. Drei herzförmige Felder schliessen einen mit sechseckigen Sternen geschmückten Kreis ein, aus den jene Felder umfassenden Bändern entwickelt sich in der Herzform ein Blumenornament, das in der mannigfaltigsten Art

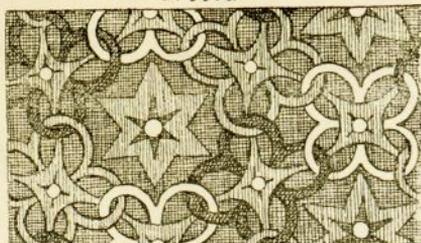
1. Feld.



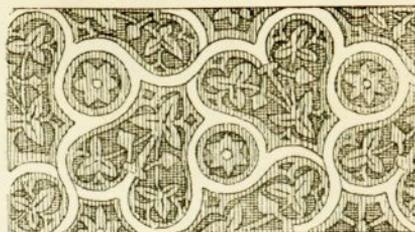
2. u. 10. Feld.



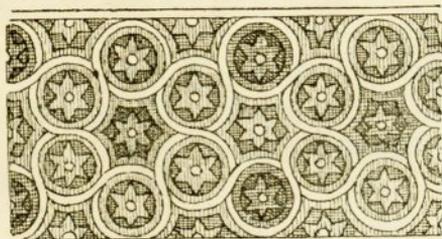
3. Feld.



4. u. 8. Feld.



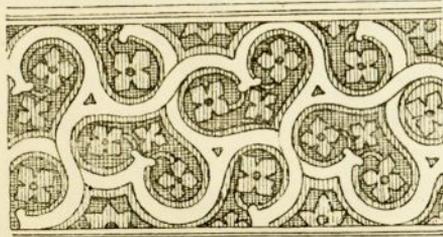
5. Feld.



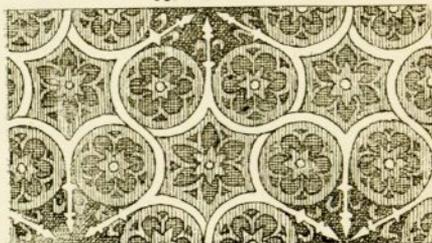
7. Feld.



9. Feld.



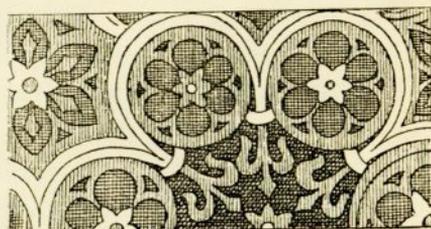
11. Feld.



12. Feld.



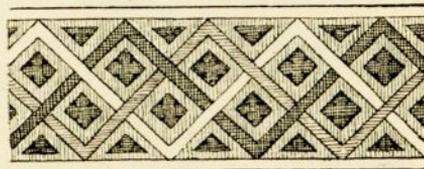
13. Feld.



Fries.



Balken.



die Fläche füllt. Es ist hier also neben dem Sechseck besonders das Dreieck betont. Uebrigens gelangt man auch zu der Form, wenn an dem Muster des 5. Feldes je zwei aneinanderstossende Kreise mit dem eckigen Felde verbunden werden. Im 4. und 8. Felde kommen dreieckige lanzettförmige Blätter vor, im 2., 9., 10. und 12. Felde sind es viereckige Blätter. Das 1. Feld weicht, wie schon erwähnt, in seiner geometrischen Grundform von den andern ab; es sind hier vierpassförmige Kreise, welche vierspitzige Sterne einschliessen, die sie umrahmenden Bänder enden in Blattmotive. Das 6. Feld endlich fehlt ganz, es ist vollständig zertrümmert.

Unter den mit gleichen Mustern bemalten Wandfüllungen zieht sich ein 20 cm hoher, durch miteinander verbundene Löwen gezielter Fries hin. Die Löwen und die sich aus ihnen entwickelnden Ornamente sind mit hellem Ocker auf schwarzem Grunde aufgetragen und wurden, wie die übrige Malerei, aufschablonirt.

Einen andern, nicht minder werthvollen Schmuck besass die Kapelle in dem vollständig aus Holz bestehenden, nunmehr dem Museum angehörenden Flügelaltar, welcher früher an der nördlichen Kapellenwand seinen Platz hatte. Seine Länge beträgt bei geschlossenen Thüren 2,48 m, seine Höhe 1,35 m, letzterer nach besteht er aus zwei Theilen, welche beide je eine Reihe in Nischen stehender geschnitzter Figuren aufweisen; der obere Theil ist durch Flügelthüren verschliessbar, der untere Theil offen. Die gesammte Architectur ist vergoldet, die Figuren theils vergoldet, theils bemalt. In unserer Abbildung auf Tafel VII haben wir die eine Hälfte des obern Theiles in geöffnetem, die andere Hälfte in geschlossenem Zustande gezeichnet. Besonders schön und glücklich in den Verhältnissen ist die Architectur der obern Hälfte, welche im Mittelfelde etwas von jener der Flügel abweicht; die Nischen der letztern werden oben durch reiche, Krabben tragende und in hohe Kreuzblumen endende Spitzbogen abgeschlossen, über jeder Nische sind 2 schräg gegeneinander gestellte, in edlen Verhältnissen ausgeführte Fensteröffnungen, welche aus steilen Flächen herauskommen; getrennt werden die einzelnen Nischen durch schlank emporsteigende, oben durch Fialen bekrönte Strebepfeiler. Unten ist eine Reihe durchbrochener Vierpassrosetten. Das Mittelfeld besteht aus einer grössern Mittelnische, welcher sich auf jeder Seite vier kleinere Nischen, deren Spitzbogen oben durchbrochene Wimperge zeigen, anschliessen.

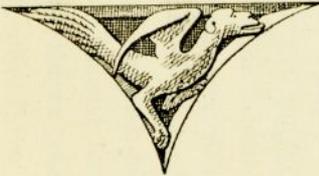
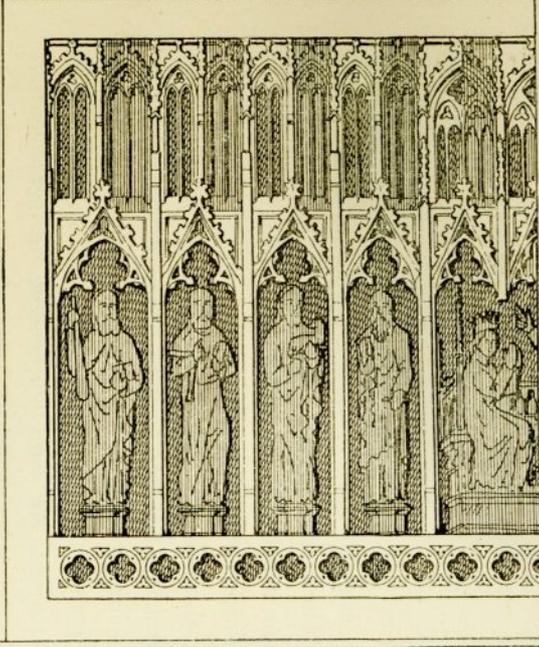
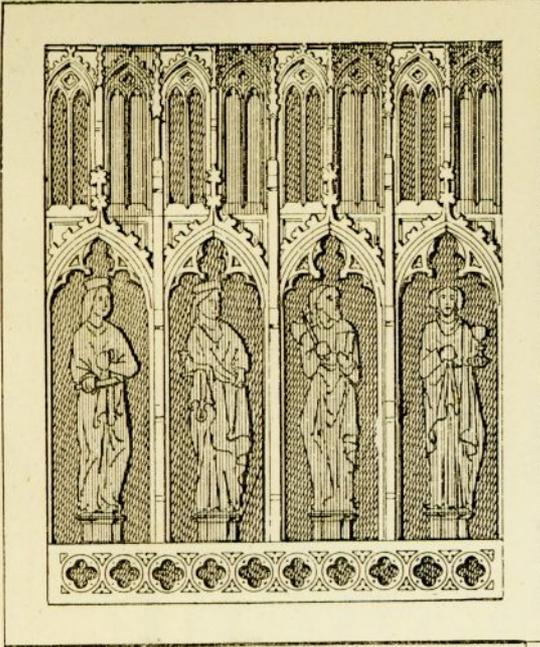
Besonders reich ist die Architectur der mittlern Nische, deren Breite die Grösse von 3 Seitennischen hat. Die untere Hälfte der beiden mittleren, mit je 2 Fialen versehenen Strebepfeiler ist weggelassen und ein Baldachin dadurch hergestellt; über den Spitzbogen ist nur ein mit Masswerk reich gezieres Fenster angebracht.

Originell ist die Architectur der untern Reihe, entsprechend der auf ihr ruhenden Last schliesst sie nach oben mit gedrückten Bogen ab, welche mit dem reichsten Masswerk, das in allen Bogen verschieden ist, gefüllt sind. Das Masswerk zeigt hier nicht die edlen Formen der obern Reihe, sondern einen ausgesprochen spätgothischen Charakter. Die dreieckigen Felder zwischen den Bogen sind mit humoristischen affenähnlichen Figuren ausgefüllt, eines derselben haben wir auf Tafel VII, ein anderes auf Tafel VIII wiedergegeben. Während auf beiden Seiten des Mittelfeldes und rechts von diesem aus den die Ecken füllenden Affen sich Ornamente entwickeln, enthält die Dreiecksfüllung linker Hand einen Affen mit Flügel und Vogelschwanz. Besonders schön ist die Lösung an den beiden äussersten Seiten der Nischenfelder, woselbst geflügelte Engel Platz gefunden haben, deren Formen sich ausserordentlich geschickt ihrem Rahmen anpassen. Der auf der linken Seite befindliche Engel hält ein violinähnliches Instrument, der auf der rechten Seite sitzende eine Art Orgelharfe, mit den Flügeln füllen sie die Ecken aus. Den ersten dieser Engel haben wir in der Eingangs befindlichen Initialen verwandt, der andere ist auf Tafel VIII dargestellt.

Die Nischen sind durch Pfosten getrennt, deren heraustretende schiefe Flächen durch schlanke Säulenschäfte durchbrochen werden. Im Ganzen stehen in den Altarnischen 23 aus Holz geschnitzte und bemalte, zum Theil gut gearbeitete Figuren, alle sind mit Attributen versehen und an diesen erkennbar.

Sehr sinnig ist die Anordnung, dass, der grössern Breite und geringern Höhe der Nischen entsprechend, alle Figuren der untern Reihe, der sogenannten Predella, sitzen. In der ersten Nische links ist die heilige Elisabeth mit einer Krone, sie hält mit der linken Hand eine rothe Rose an die Brust, in der rechten Hand trägt sie einen Korb mit Rosen. In der zweiten Nische sitzt, auch mit einer Krone auf dem Haupte, die heil. Hedwig, welche mit beiden Händen ein Kirchenmodell umfasst hat. Die mittlere Nische enthält Moses mit der Gesetzstafel in der Hand, auf einer Bank sitzend. Diese Figur ist weitaus am tiefsten empfunden und auch am besten ausgeführt, weshalb wir sie auf Tafel VIII nochmals besonders wiedergegeben haben. Ein langer, symmetrisch geordneter Bart und lange Locken fliessen vom Haupte herab, auch die Gewandung ist kräftig modellirt. Rechts von Moses, in der vierten Nische, ist Mutter Anna mit Maria und dem Jesuskinde dargestellt; sie ist hier in ihrer Eigenschaft als Patronin der Geburten gedacht, als welche sie die gekrönte Maria auf dem Schoosse und diese wiederum das nackte Jesuskind trägt, in der linken Hand hält sie die Weltkugel; es ist dies eine Gruppe, welche altdeutsch „Selbdritt“ genannt und häufig in dieser Form ausgeführt wurde. Die letzte Nische in der untern Reihe enthält die heil. Barbara mit Krone, ihre rechte Hand umfasst einen Thurm mit 3 Fenstern.

Architectura
Politechnika
Wrocławski



Flügelaltar.

Denken wir uns die Flügelthüren geöffnet, so beginnt die obere Reihe links, mit einem Messer in der rechten Hand, die heil. Christine; ihr folgt die heil. Agnes mit einem Lamm auf dem rechten Arm, ferner der Apostel Matthias, in der Linken ein Buch, in der Rechten ein Beil tragend, und schliesslich in der vierten und letzten Nische der linken Flügelthüre, einen Kelch vor sich haltend, die heil. Clara.

Im mittlern Theile des Altarschreines steht in der ersten Nische links der Apostel Judas Thaddäus mit Keule und Buch, diesem folgt der Apostel Thomas mit Winkelmass und Buch, sodann Johannes der Täufer, auf dem linken Arm ein Lamm tragend, und schliesslich der Apostel Paulus mit Schwert und Buch. Die durch den Baldachin bekrönte grosse Mittelnische zeigt auf einem breiten, an beiden Seiten durch Fialen begrenzten Throne, Christus, die nebensitzende Maria krönend. Rechts vom Mittelfelde folgen hierauf in den sich diesem anschliessenden Nischen der heil. Georg, als Ritter im Harnisch, wie er mit einem Speere den zu seinen Füssen liegenden Drachen überwindet; hierauf nochmals die Jungfrau Maria, in der rechten eine Kanne, in der linken Hand eine Schüssel mit 3 Fischen haltend (eine Verwechslung mit der heil. Elisabeth kann hier nicht vorliegen, weil die Figur mit weissem Kopftuche versehen ist, während die heil. Elisabeth stets die Krone auf dem Haupte trägt), weiter folgen die Apostel Matthäus mit Buch und Lanze und Jakobus major mit Pilgerstab und Muschel.

In den Nischen des rechten Flügels beginnt die Reihe Petrus, in der rechten Hand zwei Schlüssel, den des Himmels und den der Erde, in der linken Hand ein Buch tragend; sodann kommen noch die Apostel Simon, in der Rechten die Säge, in der Linken in einem Sacke ein Buch; Philippus, in der Rechten das gerade Kreuz, in der Linken ein Buch, und schliesslich Bartholomäus mit Messer und Buch als Attribute versehen.

Die Aussenseiten der Altarflügel sind mit einer sehr sorgfältig durchgeführten Malerei geziert; der rechte Flügel, welcher auf unserer Abbildung zugeklappt erscheint und daher die bemalte Seite uns zuwendet, zeigt Christus, sein Kreuz tragend, ihm hülfreich zur Seite geht Simon von Cyrene, rechts und links sind drei Henkersknechte. Das ganze Bild ist tief empfunden, Christus zeigt eine edle Auffassung, er ist erhaben über seine Leiden, die Henkersknechte mit glatten, fratzenhaften Gesichtern, in tanzender Stellung, bilden zu ihm einen lebhaften Gegensatz; sie tragen das zur Kreuzigung bestimmte Handwerkszeug, der Henkersknecht rechts hat eine Schaufel, in der Tasche Nägel, Zange, Hammer und Schraubenbohrer. Der Himmel ist mit Sternen bedeckt, an den Beinen Christi träufeln in matten Farben gemalte Blutropfen herunter, rechts wächst ein stilisirter Baum aus einem Felsen her-

aus. Die Gewandung bewegt sich in fließenden Linien, die Farben sind nicht zu lebhaft und die Zeichnung mehr flach, ohne tiefe Schattengebung gehalten.

Die linke Tafel enthält trauernde Frauen, darunter auch Maria, mit einem durch *sancta maria virgo* beschriebenen Glorienschein erkenntlich, sowie den Evangelisten Johannes aus einem reich aufgebauten Thore hervortretend und Christus folgend.

Beide Bilder sind mit peinlicher Sorgfalt und guter Technik ausgeführt und scheinen aus der Hand eines bedeutenden Malers geflossen zu sein. Wie sehr sie schon von ihren Zeitgenossen geachtet wurden, beweist ein grösseres, die Kreuzigung Christi darstellendes Altargemälde jener Zeit, das ursprünglich in der Lambertikirche, jetzt aber auch im Museum aufgestellt ist. Christus zeigt auf demselben bei der Kreuztragung dieselbe Stellung, ja sogar der Faltenwurf seiner Gewandung ist genau derselbe, wie bei unserm Bilde, von dem auch noch andere Einzelheiten nachgeahmt sind, nur die Durchführung ist bei Weitem nicht so geschickt.

Ohne an dieser Stelle eine bestimmte Vermuthung aussprechen zu wollen, sei uns doch der Hinweis gestattet, dass die Figuren der Henkersknechte an Michael Wohlgemuth erinnern, des Lehrers von Albrecht Dürer, eines 1434 zu Nürnberg geborenen Meisters. Da derselbe derzeit in Goslar die Deckengemälde des Rathhauses anfertigte, so wäre es nicht unmöglich, dass er auch in Hildesheim thätig gewesen sei.

Wir verlassen hiermit die innere Ausschmückung des Trinitatishospitals und wenden uns nunmehr seiner Aussenseite zu. Wie bereits erwähnt, besteht dasselbe aus einem 85 cm starken steinernen Erdgeschoss und einem leichtern, aus Eichenholz aufgeführten Holzbau. Von ersterem kann nicht viel mehr, als es bereits Eingangs geschehen, gesagt werden; nur dass über der Thorfahrt ein Gesicht aus Stein gemeißelt zu finden ist, dem aus Augen, Nase und Mund Blätter hervorwachsen, sowie dass die Kapellenthüre noch aus der gothischen Periode herrührt und ihres Alters sowohl, als auch ihrer Form halber hier besondere Erwähnung verdient. Ueber dieser Thüre befand sich früher ein Kreuz und darunter ein Spruchband aus Eichenholz mit der Inschrift: *Cappella sanctissime Trinitatis*. Von höchstem Interesse ist dagegen die Ausschmückung der oberen Fachwerksgeschosse. Während die Ständer, wie es in der ältern Holzbauweise allgemein üblich gewesen zu sein scheint, schlicht geblieben sind; auch die niedrigen Fenster, mit Ausnahme einer unter ihnen in der Länge des Gebäudes auf die Ständer genagelten profilirten Leiste, keinerlei Schmuck zeigen und die Gefache nur einfache Ziegel-Ausmauerung nach verschiedenen Mustern aufzuweisen haben, sind die Schwellen, Balkenköpfe, die jene unterstützenden Kopfbänder, sowie die zwischen letzteren schräg gestellten Füllbretter voll der herrlichsten Schnitzereien und Malereien.



1. Kopfband.



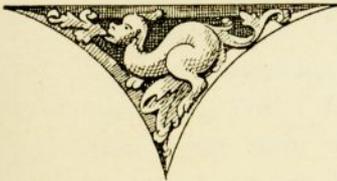
5. Kopfband.



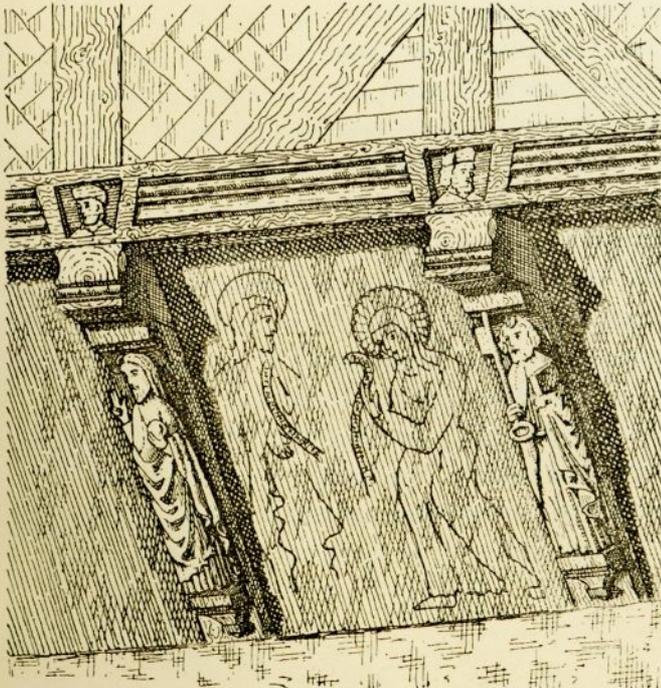
7. Kopfband.



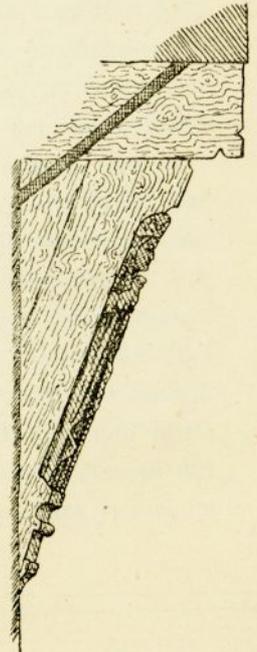
14. Kopfband.



8^{tes} und 9^{tes} Kopfband.



6^{tes} Kopfband
des zweiten Stockwerks.



Um mit den Kopfbändern zu beginnen, so sind aus ihnen Figuren ausgestochen, welche, wie es das im Profil dargestellte Kopfband auf Tafel VIII zeigt, nicht aus den sie oben und unten begrenzenden Ebenen heraustreten; sie sind also nicht aufgesetzt, sondern wirklich aus den Kopfbändern herausgeschnitzt. Nach oben werden die Figuren durch einen runden Vorsprung geschützt, unten stehen sie auf kräftig gegliederten stilvollen Consolen.

Der Länge nach zeigt das Gebäude 14 Ständer und diesen entsprechend 2 Reihen mit je 14 Kopfbändern. In der untern Reihe sind die 12 Apostel, in der Mitte Christus und Maria dargestellt, in der obern Reihe 14 Heilige, insbesondere solche, die mit der Stadt und mit dem Krankenwesen in Beziehung stehen. Wir haben auf Tafel VIII und IX eine Anzahl derselben in Conturen zur Abbildung gebracht, um unsere Leser mit ihrer zum Theil höchst originellen Composition bekannt zu machen. Alle sind sie mit Attributen versehen und können daher auch vollständig bestimmt werden. In der Technik ist ihre Ausführung nach damaligen Ansprüchen durchweg gut zu nennen; ihre Gewandung zeigt namentlich in den oberen Theilen einen lebendigen Fluss und nur das Untergewand ist bei den meisten Figuren walzenförmig; ob dieselben früher bemalt waren, ist nicht bestimmt zu behaupten, da keine Farbenspur mehr zu entdecken ist.

Die Apostel, welche alle gegürtet sind, tragen mit Ausnahme von Johannes sämmtlich ein Buch; die Reihe links beginnt Judas Thaddäus mit langem Barte (siehe Tafel VIII) in der linken Hand hält er eine Keule, welche sonderbarer Weise mehr die Form eines Gewehres hat; ihm folgt Bartholomäus ohne Bart mit auf die Erde gerichtetem Schwerte, sodann Jakobus minor mit kurzem Barte, in der Linken die Tuchwalkerstange, womit er erschlagen wurde, tragend; am vierten Kopfbande ist Simon mit langem Barte, einen kurzen Stab in der Hand, wahrscheinlich früher eine Säge, die verwittert jetzt als Stab erscheint; das fünfte Kopfband zeigt uns Johannes in Jünglingsgestalt, in der linken Hand trägt er einen Kelch, die rechte Hand ist zum Segen aufgehoben, mit länglichem Barte folgt sodann Andreas, in der linken Hand ein schiefes Kreuz tragend und diesem hierauf die Jungfrau Maria mit dem Christuskinde auf dem Arme und Krone auf dem Haupte (siehe Tafel VIII). Das achte Kopfband führt uns Christus, in der linken Hand die Weltkugel tragend, die Rechte zum Segen erhoben, vor; rechts von ihm steht Petrus, wie man ihn im 15. Jahrhundert gerne darzustellen pflegte, mit einem Schopf Haare auf der Stirne und einem grossen Schlüssel; beide Kopfbänder sind auf Tafel VIII wiedergegeben. Das zehnte Kopfband zeigt Paulus mit langem Schwerte, das 11. Kopfband Jakobus major mit Reisestab, Tasche und Kopfbedeckung, auf welcher eine Muschel angebracht ist, das zwölfte Thomas mit einem Speer, das dreizehnte Philippus nur mit dem Buche und das vierzehnte

Kopfband endlich, sein Marterwerkzeug, das Beil in der Hand, Matthias, mit zum Theil durch den Gürtel aufgeschürztem Gewande (siehe Tafel VIII).

Die Kopfbänder der obern Reihe schliessen auf beiden Seiten mit den Schutzpatronen der Stadt, den Bischöfen Godehard und Bernward ab; das Attribut des auf der linken Seite stehenden Godehard, das Kirchenmodell, ist abgeschlagen, Bernward auf dem vierzehnten Kopfbande der rechten Seite dagegen zeigt das ihn kenntlich machende Kreuz. Das zweite Kopfband links stellt Maria Magdalena dar, mit einem Tuche auf dem Kopfe und einer Büchse in der Hand; ihr folgt der heil. Christophorus, das Christuskind tragend und mit einem mächtigen Baumstamme versehen, diesem sodann die heil. Ursula, eine Krone auf dem Haupte und einen Pfeil in der Hand; als fünfte Figur erscheint der heil. Georg vollständig geharnischt, als Ueberwinder des durch einen Drachen personificirten Teufels dargestellt, er tritt auf den Drachen und stösst ihm einen Speer in den Rachen. Auf dem sechsten Kopfbande, das wir auf Tafel VIII in der Seitenansicht vorgeführt haben, ist die heil. Agnes mit einem Lamme auf dem Arme. Höchst originell ist das siebente Kopfband, auf welchem die Mutter Anna aufrechtstehend, zwei Kinder, also wieder Maria und Christus, auf einem Arme tragend wiedergegeben ist. Das achte Kopfband, eine Heilige mit Krone auf dem Haupte und ein Kirchenmodell tragend, ist die heil. Hedwig, dieser folgt der heil. Blasius mit Bischofsstab und Mütze, den Segen ertheilend, dann die heil. Barbara, mit einem Kelche und darüber stehender Hostie, sowie Krone; hierauf wieder ein Bischof mit Mitra auf dem Haupte und einem geschlossenen Buche, Nicolaus von Bari, Schutzpatron der Schiffer, dem hier eine Kirche geweiht war, vorstellend. Auf dem zwölften Kopfbande ist die heil. Katharina, auf dem Kopfe eine Krone tragend, dargestellt; in der linken Hand hält sie ein grosses Schwert und in der rechten ein Rad und auf dem 13. Kopfbande schliesslich sehen wir die heil. Margaretha, in derselben Stellung wie den heil. Georg, den zu ihren Füssen liegenden Drachen mit einem Speer durchstossend. Die letzten 5 Kopfbänder sind auf Tafel IX dargestellt.

Sehr sinnig ist die Wahl der Heiligen getroffen, ausser den zu beiden Seiten befindlichen Schutzpatronen der Stadt wurden 6 der 14 Nothhelfer, welche auf das Hospitalwesen Bezug haben, angebracht; es sind dies der heil. Christophorus, als Nothhelfer bei Feuersgefahr, Hagel, Hunger und Pest, der heil. Georg bei teuflischer Versuchung, der heil. Blasius bei gefährlichen Halskrankheiten und Armuth, die heil. Barbara als Nothhelferin der grossen Sünder am jüngsten Gericht, die heil. Katharina, der Sterbenden und die heil. Margaretha als Nothhelferin gegen Hunger, Pest und Frauenkrankheiten. Von den anderen Heiligen ist Maria Magdalena als Sinnbild der Reue und Busse und Agnes als Sinnbild der fleckenlosen Unschuld anzusehen.

9. Kopfband.



10. Kopfband.



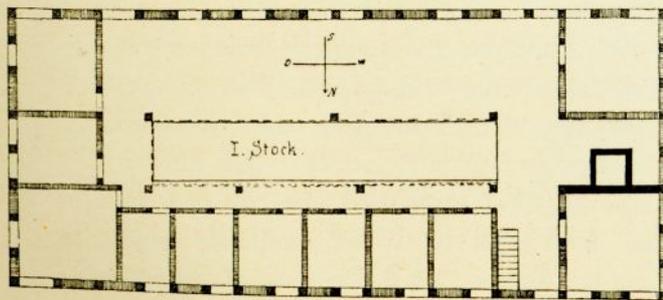
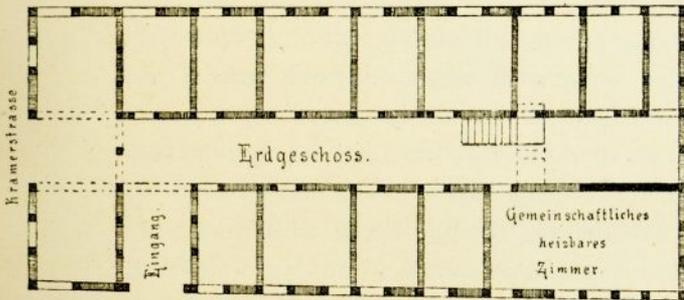
11. Kopfband.



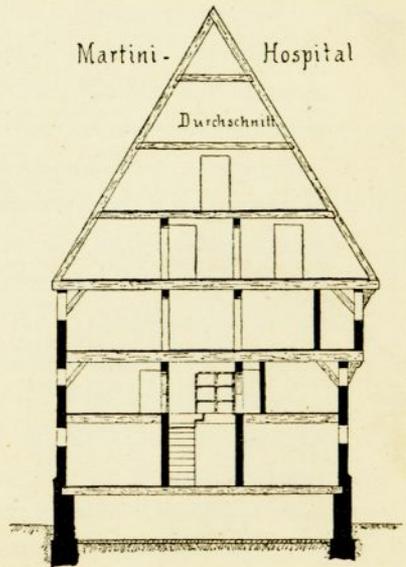
12. Kopfband.



13. Kopfband.



Martini - Hospital



Die über den Kopfbändern befindlichen Balkenköpfe sind kräftig profilirt, den von ihnen getragenen Schwellbalken wurden unter dem Dache nur gleichseitige Dreiecke flach eingestochen, unter dem ersten Stockwerke dagegen wurden sie mit eingeschnittenen Profilen und über den Kopfbändern mit viereckigen nach oben breiter werdenden Füllungen geziert. In diesen 14 Füllungen sind auf roth gemaltem Grunde Brustbilder eingeschnitzt, von welchen 4 mit Kronen versehen sind; höchst wahrscheinlich haben wir es hier mit der Darstellung von Königen und Propheten aus dem alten Testamente zu thun, die man im Mittelalter gerne mit den Aposteln in Verbindung brachte. Die gut gearbeiteten Köpfe sind flach ausgestochen und treten nicht aus den sie umgrenzenden Balkenflächen heraus. Beachtungswerth ist dabei die in der Mitte über dem siebten Kopfbande erfolgte Lösung der Ueberplattung zweier sich stossenden Satzschweller, was über einem Balkenkopfe geschehen musste, hierdurch wurde man aber gezwungen, die viereckige Füllung zu durchschneiden; ein Brustbild den beiden Theilen so anzuschneiden, dass es bei deren Zusammenfügen genau gepasst hätte, ging nicht, man half sich deshalb einfach dadurch, dass man einen Kopf für sich schnitzte, an jener Stelle aufnagelte und so einen Theil des Stosses verdeckte.

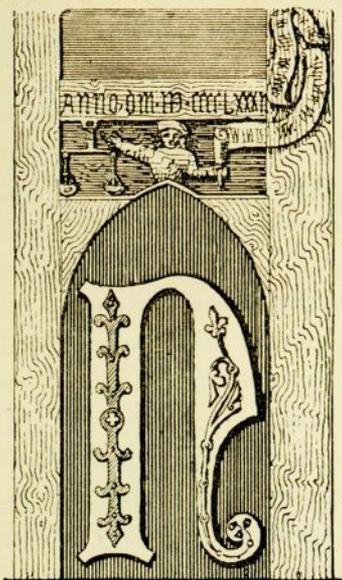
Es bleiben uns nun noch die schrägen Füllbretter zu besprechen übrig, die, so unansehnlich sie auf dem ersten Blick scheinen mögen, doch eine besondere Beachtung verdienen. Die Füllbretter unter dem Dachgeschosse waren mit ornamentalen Mustern bemalt, die des untern Geschosses aber müssen durch hervorragend schöne Malereien geschmückt gewesen sein, welche glücklicherweise bei einer nähern Untersuchung noch so weit haben entziffert werden können, dass eine solche Behauptung aufzustellen möglich wurde.

Die Zeichnung scheint mit Metallfarben konturirt gewesen zu sein, da die Conturen nahezu 1 cm über die tiefer ausgewitterten Flächen hervorragen. Im Ganzen waren wohl ursprünglich 13 Felder vorhanden, die zwei ersteren links sind schon länger entfernt, sie mussten Fenstern weichen; drei weitere Bretter wurden vor 20 Jahren leider gegen neue umgewechselt, sodass uns nur noch 8 übrig bleiben, doch auch von diesen sind die ersteren beiden absolut nicht mehr zu enträthseln, da die anderen 6 aber einen Theil der Leidensgeschichte Christi bilden, so dürfen wir annehmen, dass auch die vorhergehenden Tafeln denselben Stoff behandelten. So gut wir die schwierige Arbeit zu lösen vermochten, haben wir 3 derselben auf Tafel IV und eine auf Tafel VIII wiedergegeben.

Als eine schätzbare Entdeckung können wir wohl die Thatsache bezeichnen, dass die erste erkennbare Tafel, also die zwischen dem 8. und 9. Kopfbande befindliche, Strich für Strich dem auf dem rechten Altarflügel dargestellten Bilde identisch ist, woraus wohl geschlossen werden darf, dass die Bilder auf den Füllbrettern, weil sie eine fortlaufende Reihe ineinandergrei-

fender Darstellungen bilden, früher oder höchstens gleichzeitig mit den Bildern auf den Altarflügeln entstanden sein können; da aber ferner nicht anzunehmen ist, dass der Meister der gelungenen Altarbilder der Copist eines andern gewesen sei, so dürfen wir wohl auch mit Recht behaupten, eine Hand habe sowohl die Altarbilder als auch die Füllbretter bemalt. Das zweite noch erkennbare Füllbrett haben wir, um Raum zu sparen, auf Tafel VIII zwischen dem 8. und 9. Kopfbande gezeichnet, eigentlich gehört es zwischen das 9. und 10. Kopfband; wir sehen auf demselben Christus, vor ihm eine mit Heiligenschein versehene Frauengestalt, sehr wahrscheinlich Veronika, beide halten Spruchbänder. Das dritte Füllbrett, welches die Kreuzigung vorstellt, haben wir nicht zur Abbildung gebracht, weil es viele Figuren enthält, die ineinanderschwimmen, doch ist das Kreuz und eine Figur vor demselben gut zu erkennen; das darauf folgende Schutzbrett, auf Tafel IV als 9. Füllbrett bezeichnet, zeigt die Grablegung mit Ornamentenspuren auf dem Sarge; das zehnte Füllbrett enthält die Auferstehung, welche durch den geöffneten Sarg und einen in der Ecke sitzenden, eingeschlafenen, vollständig geharnischten Wächter nicht zu verkennen ist. Auf dem letzten Bilde endlich ist der gekrönte Christus dargestellt, innerhalb des ihn umgebenden Rahmens ist links eine betende Engelsgestalt sichtbar, rechts der Heiligenschein einer andern Figur; in den vier Ecken befinden sich die Attribute der vier Evangelisten mit Spruchbändern, zu erkennen ist noch ein Engel in der obern linken Ecke und ein Adlerkopf in der untersten rechten Ecke, sodass oben Matthäus und Markus, unten Lukas und Johannes durch ihre Attribute repräsentirt waren. Der gekrönte Christus, mit Heiligenschein und Lorbeerzweigen, scheint die vollendetste Leitung dieser hochinteressanten Bildergruppe gewesen zu sein.

Ueberblicken wir schliesslich nochmals den Stoff, welchen uns das Trinitatishospital geboten, so müssen wir denselben als einen überaus reichhaltigen bezeichnen; das Gebäude, ein Repräsentant der Mitte des 15. Jahrhunderts, ist neben dem Rathsbauhofe das interessanteste und neben dem Knochenhaueramthause das schönste Holzbauwerk Hildesheims, dessen Erhaltung der Stadt nicht einerlei bleiben darf, will sie die Anziehungskraft behalten, welche sie auf Kunstverständige und Fremde ausübt. Mögen daher unsere Leser verzeihen, dass wir uns vielleicht allzu eingehend mit dem Trinitatishospitale beschäftigt haben; bei den anderen Gebäuden der gothischen Periode werden wir uns dafür desto kürzer fassen.



Das Kramergildehaus.

ächst dem Trinitatishospitale verdient in erster Linie das im Jahre 1482 erbaute ehemalige „Kramergildehaus“, gegenwärtig der Firma: „Gebr. Dreyer“ gehörend, hervorgehoben zu werden, welches, wie schon sein Name hinweist, zu Zwecken der Kramergilde erbaut wurde.

An Gilden besass Hildesheim derzeit fünf: die der Wollenweber, Kramer, Kürschner, Schmiede und Schneider; sie waren mit besonderen Rechten ausgestattet und besaßen nach den Aemtern die einflussreichste Stellung innerhalb der Bürgerschaft; dieser Bedeutung entsprechend errichteten sie besondere Gildehäuser, die gewissermassen das Ansehen der Gilde zu repräsentiren hatten. Solche Gebäude, welche ein sprechendes Zeugniß für den damaligen Reichthum der betreffenden Gilden ablegen, wurden nach Kräften mit grossem Aufwande aufgeführt und so ist es denn eigentlich auch selbstverständlich, dass das Kramergildehaus in seiner frühern Gestalt zu den hervorragenderen Bauten der Stadt zählen musste.

Gegenwärtig besteht nur noch seine Façade nach dem Andreasplatze und auch diese ist leider verstümmelt genug; sie spricht beredter, als es in Worten je geschehen kann, wie es mit dem Geschmack und dem Kunstverständniß unserer Zeit bestellt ist. Die Kopfbänder am Zwischengeschosse sind bis auf eins, das seine Erhaltung wohl der es bedeckenden Traufrinne zu danken hat, entfernt, die darüber liegende reich geschnitzte Schwelle ist bis zur Hälfte mit Brettern vernagelt und den Kopfbändern am Dachgeschosse, welchen auch kräftig und gut geschnitzte Figuren herausgearbeitet sind, ist es ebenso gegangen; auch sie sind an ihrem untern Ende durch Bretter verdeckt, nur ihr oberes Ende blickt fragmentenmässig aus der erbärmlichen Verhüllung hervor, welche auf unserer Abbildung (Tafel X) zu zeichnen wir uns nicht haben entschliessen können; ebenso haben wir das Erdgeschoss in seinem frühern Zustande dargestellt. Das Innere des Gebäudes, in welchem sich jetzt eine

Kurzwarenhandlung befindet, ist vollständig umgeändert worden, wir haben uns daher nicht weiter mit demselben zu befassen, sondern nur der Aussen-
seite unsere Aufmerksamkeit zu schenken.

Das Kramergildehaus schliesst oben mit einem steil ansteigenden Giebel ab und gehört somit zu den wenigen Ausnahmen, welche wir von der üblichen Bauweise, Satteldächer in der Richtung der Strassenflucht laufen zu lassen, aufzuweisen haben; es hat nur eine geringe Breite bei desto grösserer Tiefe; zwei Stockwerke kragen über den mit Zwischenstock versehenen Unterbau heraus. Die Ständer sind schlicht, die mit ihnen verbundenen Kopfbänder hingegen wieder, wie bei dem Trinitatishospitale, mit kräftig geschnitzten Figuren geziert, dabei sind sie eckig ausgeschnitten und weder oben noch unten mit Stäben versehen; die Figuren stehen auf viereckigen Consolen.

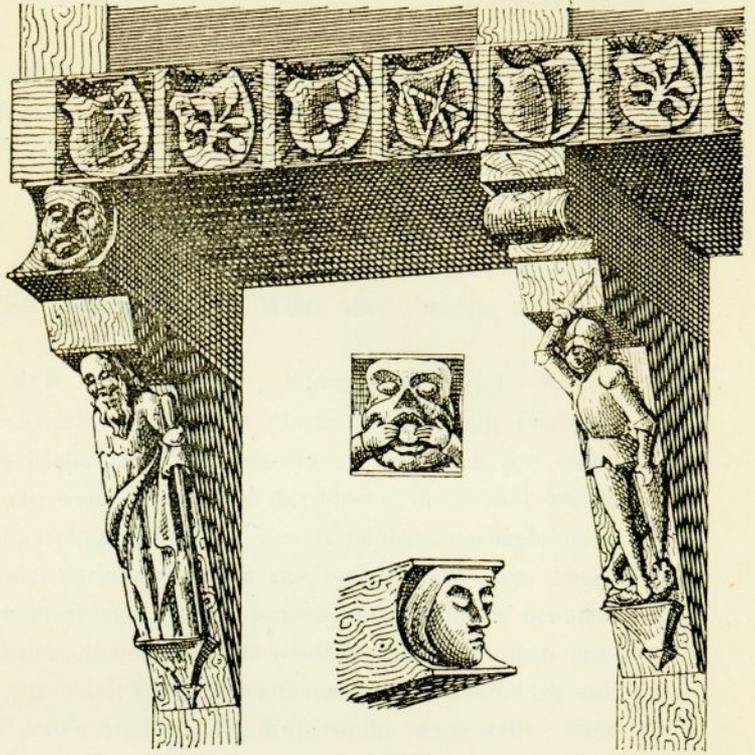
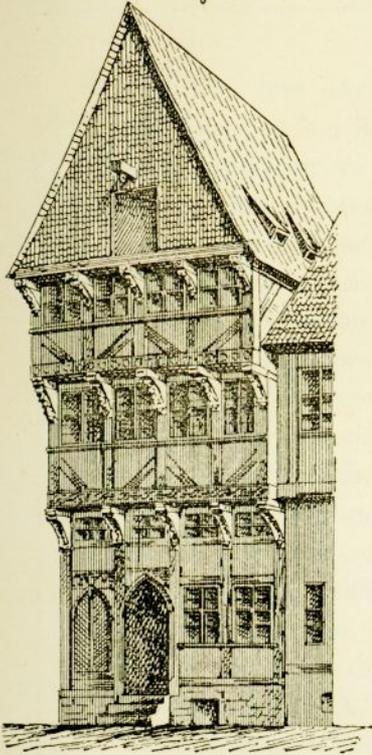
An der untersten Reihe ist, wie schon erwähnt, nur noch ein Kopfband vorhanden, den Patron der gegenüber liegenden Kirche, den Apostel Andreas mit schiefem Kreuze darstellend; die anderen Kopfbänder sind vor einigen Jahrzehnten beseitigt worden. Die darüber befindliche Reihe beginnt links ein Pilger mit langem Barte ohne weitere Attribute, sodass derselbe schwer zu bestimmen ist; ihm zunächst steht Christophorus, das Christuskind tragend; dann folgt eine langbärtige Gestalt mit einer Reisetasche und einer Muschel in der Hand, den Apostel Jacobus major vorstellend; auf dem vierten Kopfbande ist der heil. Georg, wie er den unter seinen Füssen liegenden Drachen besiegt; er ist vollständig geharnischt und eine Sturmhaube bedeckt ihm das halbe Gesicht, mit seiner Schilde hält er den Drachen nieder, in der rechten Hand schwingt er ein kurzes Schwert, das flach auf dem obern Theile des Kopfbandes liegt und diesem herausgeschnitten ist; seine Darstellung ist hier bei weitem lebendiger, als an dem Trinitatishospitale. Dem fünften Kopfbande ist die heil. Barbara mit einem neben ihr stehenden Thurme herausgearbeitet

Von den Figuren der obersten Reihe ist die auf dem ersten Kopfbande links ohne Attribut und deshalb nicht zu bestimmen; auf dem zweiten Kopfbande ist eine kurzbärtige Gestalt mit einem Kirchenmodell, den heil. Nicolaus von Bari vorstellend, der als Schutzpatron der Schiffer auch für den Handelsstand ein wichtiger Heiliger sein musste. Auf dem mittelsten Kopfbande ist Paulus mit einem Schwerte; diesem folgt der Apostel Johannes mit einem Kelche und schliesslich Petrus mit einem Schlüssel. Die Heiligenfiguren sind durchweg sehr gut geschnitzt und in der Technik, namentlich im Gesichtsausdruck und der Gewandung, denen des Trinitatishospitals überlegen.

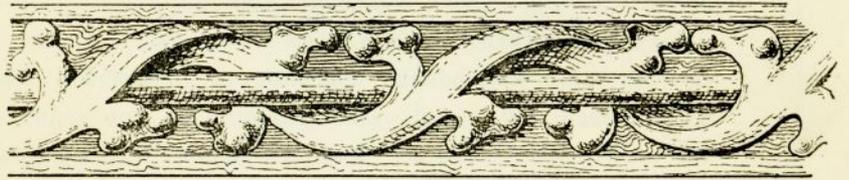
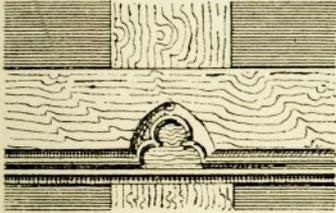
Betreffs ihrer Wahl darf man wohl auch mit Sicherheit annehmen, dass in erster Linie solche zur Darstellung gebracht wurden, die in irgend welchen Beziehungen zu den Interessen der Kramergilde standen.

Kramergildehaus.

Oberes Geschoss.

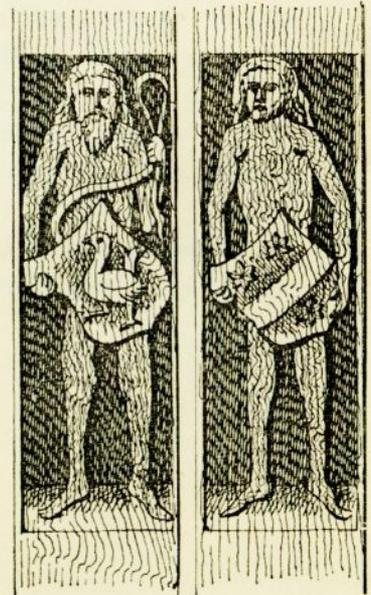
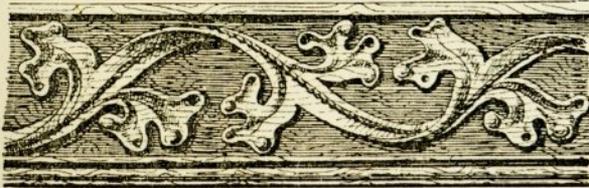


Langerhagen № 1847.



Burgstrasse № 1453.

1716. Langerhagen № 1666.



Osterstrasse № 280.



Die über den Kopfbändern herauspringenden Balkenköpfe sind theils mit einem breiten Rundstabe auf der untern Kante versehen (siehe Tafel X), theils schliessen sie mit einer ihre ganze Höhe ausschneidenden Hohlkehle, die mit Fratzen und anderen Köpfen ausgefüllt wird; jene sind aber nicht etwa angesetzt, sondern aus den Balkenenden herausgeschnitzt; wir haben auf Tafel X drei solcher Köpfe wiedergegeben, der eine scheint einer Nonne anzugehören, die anderen beiden suchen um die Wette ihre Zungen möglichst weit herauszustrecken.

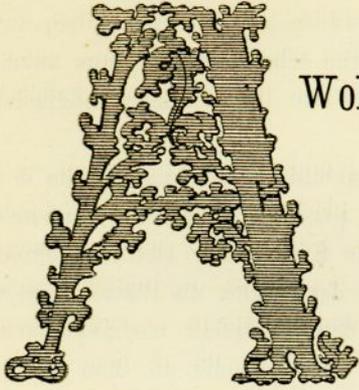
Besonders eigenartig sind die Schwellen gebildet; die Satzschwelle des untern, vorspringenden Stockwerks bedeckt ein plastisch gehaltener Laubstab in vorzüglicher Ausführung (siehe Tafel X). Die Kanten der sich um einen runden Stab windenden Ranke treten scharf aus der Fläche, die Blätter zeigen die in jener Zeit so beliebten kugelförmigen, den Galläpfeln nachgebildeten Erhabenheiten. Nicht minder wirkungsvoll ist die Schwelle an dem obern Geschosse gehalten; auf quadratischen, etwas eingeflachten Feldern befinden sich Schilder mit verschiedenen, theilweise sich wiederholenden Wappen ausgefüllt; auf Tafel X haben wir einen Theil dieser Schwelle, in Verbindung mit dem darunter befindlichen ersten und vierten Kopfbande, dargestellt. Eine ähnliche Schwelle hat hier nur noch ein benachbartes Haus, Andreasplatz Nr. 439, aufzuweisen, an welchem die Wappenschilder nur etwas weiter auseinanderliegen.

Einen andern seltenen Schmuck hat das Kramergildehaus in der Umfassung einer, an seiner linken Seite angebrachten spitzbogigen Thür, die vermuthlich zu einer früher dort aufgestellten Waage führte; wir haben sie zu unserer Eingangs angebrachten Initiale verwandt. In einem etwas tiefer liegenden Felde ist eine halbe Figur, welche wahrscheinlich einen Kramer vorstellen sollte; mit dem rechten Arme weist sie nach einer aufgehängten, mit der Zunge genau einspielenden Waage, in der andern Hand hält sie ein sich noch über den benachbarten Ständer erstreckendes Band, auf welchem die Worte eingeschnitten sind:

„weget. recht. un. gelike. so. wertet. gi. salich. un. rike.“

Die Figur bekräftigt diesen Spruch durch die schwurähnliche Haltung ihrer Hand.

Die in unserer Abbildung oberhalb angebrachte Erbauungsjahreszahl befindet sich über der mittlern, auch spitzbogig abgeschlossenen Eingangsthür.



Wohnhaus Eckemeckerstr. Nr. 1254.

Als drittes Beispiel eines gothischen Holzhauses haben wir ein kleineres Wohngebäude auf der Eckemeckerstrasse Nr. 1254 gewählt, dessen Erbauungszeit in das Jahr 1491 fällt.

Dieser reizende Fachwerksbau zeigt ein freundliches Aussehen und ist verhältnissmässig recht gut erhalten; zwar ist von der in unserer Zeichnung auf Tafel XI angewandten Spitzbogenthüre nur noch der horizontale Thürsturz vorhanden, sie musste einer modernen Einfassung weichen, auch die unteren Fenster sind erweitert und zu Schaufenstern umgewandelt worden, aber sonst ist an der Aussenansicht keine Veränderung wahrzunehmen. Mit Ausnahme der Thür und Schaufenster des Erdgeschosses, sowie eines über letzterm angebrachten grossen Ladenschildes, stellt also die auf Tafel XI zu findende Ansicht das Gebäude in seinem gegenwärtigen Zustande dar.

Ueber dem Erdgeschosse erhebt sich zunächst wieder ein niedriges Zwischengeschoss, auf diesem ein etwa 50 cm vorspringendes Stockwerk mit etwas höheren Wohnräumen, oben schliesst ein hohes Satteldach das Gebäude ab. In seinem Aufbau zeigt es gefällige Verhältnisse. Die durchweg schlichten Ständer gehen wie bei allen Gebäuden der gothischen Periode ununterbrochen bis zur Balkenlage des obern Stockwerks, die Balken des Zwischengeschosses sind, wie bei dem Langgebäude des Trinitatishospitals, in jene eingezapft. Kleine Schubstreben und unter den Fenstern liegende Riegel stellen die Verbindung der Ständer in der Längsrichtung des Gebäudes her; zwischen ihnen füllen, in zierlichen und stets verschiedenen geometrischen Mustern, Backsteine die Felder des obern Stockwerks aus; unter den Fenstern dortselbst läuft eine auf die Ständer genagelte Profillatte.

Die Schwelle unter dem Dache ist schlicht; auf der Schwelle über dem Zwischengeschosse dagegen bewegt sich ein Band mit über den Balkenköpfen und in der Mitte zwischen ihnen nach abwärts gerichteten Spitzen; die untere Kante der Schwelle ist zwischen letzteren scharf und tief ausgekehlt, über

dem Bande ist ihr eine flache Hohlkehle und ein Rundstab herausgestochen. Ein Stück Schwelle, zwei Kopfbänder und das zwischen ihnen liegende, in der Mitte des Gebäudes sich befindende Schutzblech sind in grösserm Massstabe auf Tafel XI dargestellt.

Die Kopfbänder am Dache zeigen einen Wechsel von flachen Hohlkehlen und Rundstäben, die zwischen denselben liegenden Platten sind nach unten leicht ausgefrant. Der untern Reihe Kopfbänder sind gut gearbeitete plastische Figuren herausgeschnitzt, welche jedoch weniger stark hervortreten, als die am Trinitatishospitale oder am Kramergildehause, auch in ihrer Form unterscheiden sie sich wesentlich von denen der genannten Gebäude; dasselbe gilt von den Kopfbändern, sie sind bedeutend breiter, dagegen ist ihre Profilierung nicht so kräftig, wie an jenen; nach oben schliessen die Kopfbänder nur durch zwei schmale Leisten ab, unten stehen die Figuren auf einer schräg herausspringenden Platte mit darunter befindlicher Hohlkehle.

Höchst eigenartig ist die Verbindung der Kopfbänder mit den Ständern; wie aus der auf Tafel XI gegebenen grössern Figur ersichtlich, sind nämlich den Ständern die unter den Hohlkehlen der Kopfbänder liegenden Profiliglieder herausgearbeitet, sodass also je ein Kopfband in doppelter Weise mit dem zugehörigen Ständer verbunden ist; einmal durch tief in die Pfosten greifende Verzäpfung, zum andern male, indem es direkt von dem konsolenförmigen, aus den Ständern herausgeschnittenen, nicht etwa aufgenagelten Ansatz getragen wird. Es ist dies eine Construction, welche, wie wir später zeigen werden, auch noch an einer ganzen Reihe anderer Bauten der gothischen Periode nachgewiesen werden kann und Zeugniß davon ablegt, wie überaus solide in damaliger Zeit gebaut wurde.

Was die auf den Kopfbändern angebrachten Figuren betrifft, welche wir alle auf Tafel XI zur Abbildung gebracht haben, so beginnt links die Reihe der Bischof Bernward, mit dem Kreuze und Bischofsstabe versehen; ihm folgt, mit Stab und Tasche ausgerüstet, eine Pilgergestalt, den Apostel Jakobus vorstellend; auf dem dritten Kopfbande ist die Mutter Anna, auf dem rechten Arme trägt sie das unbedeckte Christuskind, auf dem linken Arme Maria nebst einem aufgeschlagenen Buche, also wieder eine Selbstdarstellung; das vierte Kopfband führt uns den heil. Christophorus vor, das Christuskind auf seinen Schultern tragend, er stützt sich auf einen mächtigen Baumstamm und wadet mit seinen nackten Beinen durch das auch in Holz ausgeschnittene Wasser, sein langes Haar ist mit einem Bande zusammengeknüpft, zur Seite hängt ihm eine Tasche; auf dem fünften Kopfbande finden wir den heil. Sebastian nackt, bloss mit einem Hüftentuche bekleidet, an einen Baum gefesselt; das sechste Kopfband endlich stellt den Bischof Godehard mit Kirchenmodell und Bischofsstab dar.

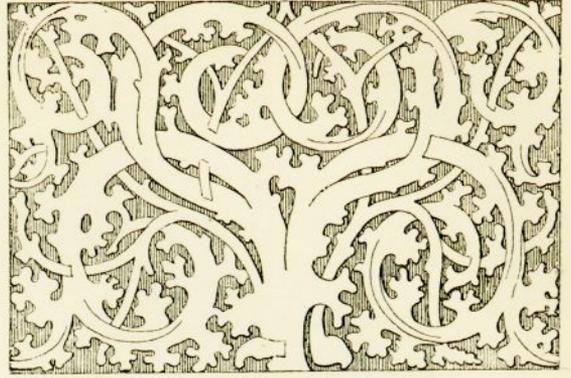
Die Wahl der Heiligen an diesem Hause scheint auch keine willkürliche gewesen zu sein; zu beiden Seiten die Schutzpatrone der Stadt, in der Mitte die Mutter Anna als Patronin einer glücklichen Häuslichkeit und Christophorus als Nothhelfer gegen Feuersgefahr, haben hier ihren wohlberechtigten Platz; Jakobus und Sebastian dagegen dürften als besondere Schutzheilige anzusehen sein, vielleicht, dass der Erbauer diese Namen führte.

Ganz besondere Beachtung verdienen die zwischen den Kopfbändern des obern Stockwerks gelegenen Schutzbretter. Dieselben zeigen auf flach ausgestochenen, nur einige mm tiefer liegendem Grunde reiches spätgothisches Rankenwerk, das auf allen fünf Brettern verschiedenartig ausgebildet ist. Trotzdem das ganze Rankenwerk in einer Ebene liegt, zeigt es durch geschickt angebrachte, leicht eingeritzte Striche, mittelst welcher das Ornament Durchschneidungen und Verdrehungen erhält, den Charakter des Plastischen. Drei dieser Füllbretter sind auf Tafel XI wiedergegeben. Auf dem ersten Füllbrette erfolgt die Entwicklung des Rankenornaments aus einem in der Mitte stehenden Stamme; auf dem zweiten Füllbrette erfolgt sie aus zwei an den beiden Seiten senkrecht aufsteigenden Stämmen; das dritte Füllbrett hat in der Mitte eine Rosette, aus welcher sechs einander kreuzende Zweige entspringen; auf dem vierten Füllbrette wachsen die Rankenspiralen aus zwei einander diagonal gegenüber stehenden Zweigen, und auf dem fünften Füllbrette sind es zwei horizontal aus den unteren Ecken herauskommende Rankenstämme, aus denen die hier ziemlich verwickelte Verzweigung mit knorrigen Aesten erfolgt.

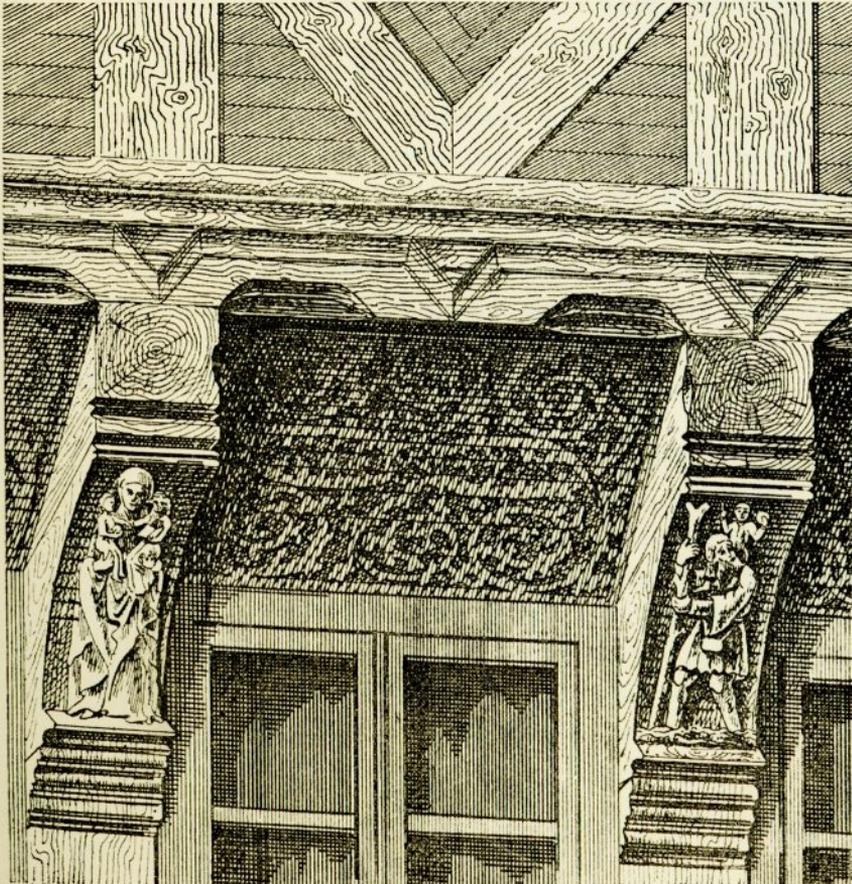
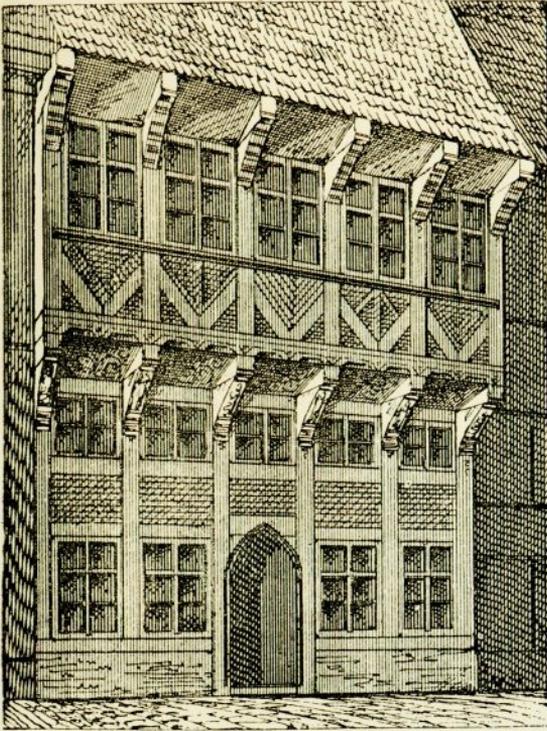
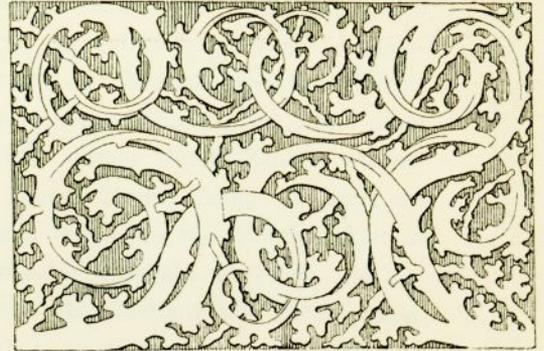
Die gleiche Behandlungsweise hat das Holz auch an vielen Chorstühlen jener Zeit gefunden und scheint allgemein verbreitet gewesen zu sein; namentlich in den Kirchen am Rhein und in Süddeutschland wurde diese Manier, grössere Holzflächen zu zieren, vielfach ausgeübt, wobei man es besonders liebte, breite, sich überschlagende Bänder dem Rankenwerke durchzuziehen.

Der Grundriss bietet nichts Bemerkenswerthes, schmale Treppen führen in die oberen Geschosse, welche jedoch nicht mehr der ersten Anlage angehören; das ganze Gebäude wurde neuerdings in Oelfarben frisch aufgeputzt, wodurch es ein gefälliges, sauberes Aussehen erhalten hat.

I^{tes} Füllbrett.



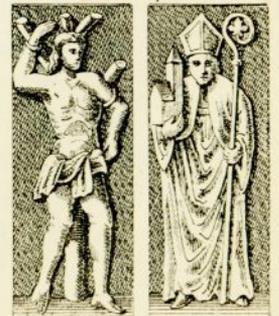
V^{tes} Füllbrett.

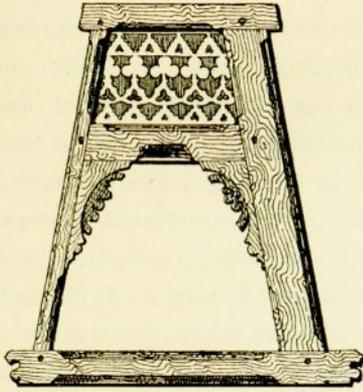


1 und 2. Kopfband



5 und 6. Kopfband



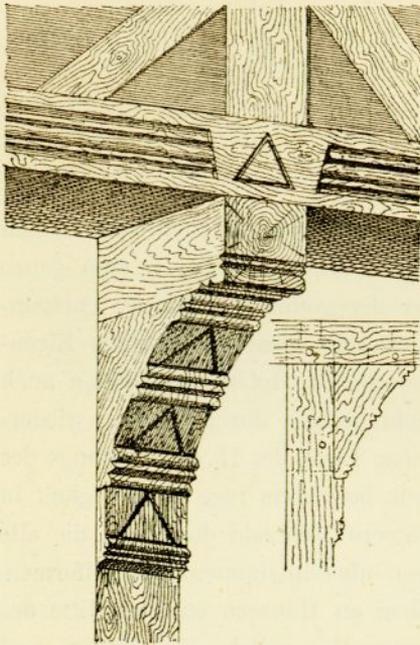


usser den drei bisher ausführlich behandelten Gebäuden besitzt Hildesheim noch eine ganze Reihe anderer der gothischen Periode entstammenden, mit oft sehr bemerkenswerthen Eigenartigkeiten versehenen Holzbauten. Kann auch ihr Alter nicht immer durch Zahlen wiedergegeben werden, so gehören sie doch meist dem Ende des 15. oder Anfange des 16. Jahrhunderts an, in welcher Zeit eine ganz besonders rege Bauthätigkeit in Hildesheim geherrscht haben muss. Die grössere Mehrzahl derselben, die alle aufzuzählen uns zu weit führen würde, zeigen übereinstimmende Detailformen.

In ihrer einfachern Gestalt, welche schon an Häusern aus der Mitte des 15. Jahrhunderts nachweisbar ist, sind es ausser den spitzbogigen Thüren und den Leisten unter den Fenstern nur die Schwellen, die unter ihnen befindlichen Balkenköpfe mit den Kopfbändern und der unter den letzteren heraustretende Ansatz auf den Ständern, welche man mit einfach gehaltenen Profilen schmückte. Sie bestanden an den Kopfbändern aus einer eckig herausgestochenen Leiste zwischen zwei halben Rundstäben und an den Schwellen aus einem Rundstab zwischen zwei Hohlkehlen.

Besonders auffallend erscheint die sehr häufig angewandte Form eines gleichseitigen, mit der Spitze nach oben gerichteten Dreiecks, das bald mehr, bald minder eingeschnitten an einer grossen Zahl von Häusern zu finden ist. Verwendung hat das Dreieck jedoch nur, wie es auch umstehende Figur zeigt, auf den Kopfbändern und auf der Schwelle über jenen gefunden. Ueber die Anwendung dieser Form als ornamentalen Schmuck sind schon mancherlei und meist sehr unwahrscheinliche Muthmassungen aufgestellt worden; wir glauben, dass es sich am naturgemässesten von den noch heutzutage üblichen Zeichen der Zimmerleute und Tischler ableiten lässt, welche, um das Oben von dem Unten eines Balkens oder Ständers zu unterscheiden, sich auch jener Dreiecksform bedienen; die nach oben gerichtete Spitze zeigt ihnen beim Zusammensetzen der Theile, in welche Lage sie sie zu bringen haben. Dieses ursprünglich nur leicht eingeritzte Zeichen ist sodann mit der Zeit als orna-

mentale Form eingeführt und als solche auch an einigen Häusern, wie z. B. am Engl. Hof, in Gestalt von zwei sich durchschneidenden, auf derselben



Grundlinie stehenden Dreiecken verwendet worden. Die Richtigkeit dieser Ansicht wird dadurch bestätigt, dass an manchen Bauten, z. B. Burgstrasse Nr. 1470, die Dreiecke nur an den beiden Enden der Schwellen vorkommen, oder dass sie bei sichtbaren Ueberplattungen der letzteren, also an Eckhäusern, so verwandt werden, dass sie nicht mehr als ornamentale Zierath gelten können, wie es z. B. die auf Seite 45 dargestellte Ecke eines Hauses an dem Kläperhagen Nr. 1235 wiedergiebt.

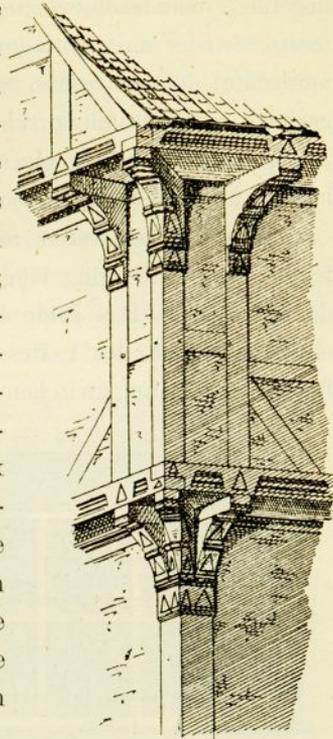
Durch diese Dreiecksverzierung erhielt die Profilirung auf den Schwellen eine Unterbrechung. An den wenigen Ausnahmen, wo das Dreieck fortblieb, geht die Profilirung ununterbrochen durch; ausserdem pflegte man wohl auch manchmal der

Schwelle oben noch eine profilirte Latte aufzunageln, wie z. B. an dem Martinihospitale auf der Kramerstrasse, oder Hoken Nr. 370, wo dieselbe nahezu die Breite einer ganzen Schwelle erhalten hat.

Die Kopfbänder, welche nach oben und unten mit denselben Profilen abschliessen, finden in den allermeisten Fällen ihre Fortsetzung auf den Ständern; ähnlich wie bei dem oben beschriebenen Hause der Eckemeckerstrasse Nr. 1254 ist nämlich, wie aus oben stehender Figur ersichtlich, der auch mit einem Dreieckseinschnitt versehene scheinbar untere Theil der Kopfbänder den Ständern angearbeitet und bietet so ersteren eine wesentliche Stütze.

Die Kopfbänder, welche sowohl mit den Ständern als auch mit den überragenden Balken durch kräftige Verzapfung fest verbunden wurden, haben also durchaus nicht bloß als Zierrath dienen sollen, es waren Constructions-theile im wahrsten Sinne des Wortes und hatten die vorspringenden Wände wesentlich mit zu unterstützen. Die Verbindung der Holztheile war überhaupt, wie schon früher erwähnt, eine ausserordentlich feste; nicht allein, dass man durchgängig dem zu befestigenden Holztheile einen breiten, starken Zapfen an der Hirnseite gab und diesen nochmals durch Bolzen gegen Verschiebung sicherte, sondern man liess auch, wie es oben stehende Figur zeigt, Theile des Zapfens als kleinere Zapfen ganz durch den andern Holztheil gehen.

Besonderes Gewicht legte man auf die Construction der Ecken von Eckhäusern; an einem mächtigen, bis an das erste vorspringende Geschoss reichenden Ständer stützen sich drei Kopfbänder, die zwei äusseren stehen senkrecht zu der betreffenden Hausflucht, das mittlere hingegen setzt sich diagonal zu der Hausecke ab und erhält dabei eine solche Form, dass es sich zwar unten dem Ständer genau anpaßt, oben dagegen quer zu seiner eigenen Richtung abschliesst; die drei Kopfbänder tragen ihrer Richtung entsprechende Stichbalken, welche ihrerseits wiederum zunächst die Satzschwellen des vorkragenden Stockwerks, auf diesen aber je einen Ständer aufzunehmen haben. Letzteren, welche jedoch minder stark sind, als der untere Eckständer, sind sodann einzelne Kopfbänder, welche das darüber liegende Gebälk zu unterstützen haben, angefügt. An dem obern Stockwerk befindet sich also an der Ecke nur ein Kopfband, das aber diagonal zur Ecke gerichtet und auch in seiner Form analog dem untern gebildet ist.

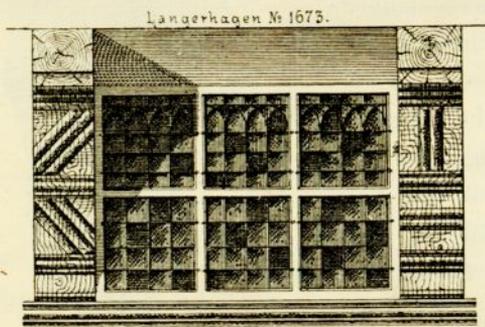


Reiht sich hier noch ein weiteres Stockwerk an, so wiederholt sich die letzte Anordnung; der auf der einen Seite sich ansetzende Giebel erhält aber höher keine weiteren Auskragungen. An dieser sowohl geschickten als auch gefälligen Ecklösung, welche sich an einer ganzen Reihe von Bauten jener Zeit hier vorfindet, waren auch wieder die mit Dreiecksverzierungen versehenen scheinbar unteren Theile der Kopfbänder den Ständern herausgearbeitet. Die Räume zwischen den Ständern, Streben und Riegelhölzern sind durch gebrannte Ziegelsteine ausgefüllt, welche, wie an dem Hause der Eckmeckerstrasse Nr. 1254, durch verschiedene Stellungen gegen einander geometrische Muster bilden; seltener werden die Felder noch durch sich kreuzende kurze Diagonalsstreben mit gerader oder geschweifter Form unterbrochen.

Nach oben schliesst das oberste Stockwerk in der Regel durch eine Satzschwelle ab, in welche die Dachsparren eingezapft sind; über jene hinweg legte man Vorschieblinge, sodass die Dachfläche gebrochen erscheint und etwas über die Schwelle hinausragt. Weniger gebräuchlich war die Construction, die obere Satzschwelle ganz wegzulassen und die Sparren gleich in die vorspringenden Balken einzuzapfen, was aber nur an eingebauten Häusern, niemals an Eckhäusern ausgeführt wurde.

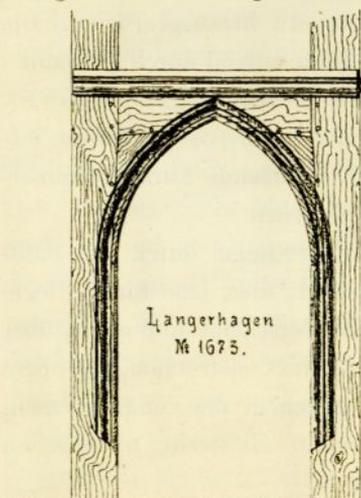
Der Abschluss zwischen den vortretenden Balkenenden des unter ihnen liegenden Wandrahmens und der Satzschwelle geschah durch Wellerung, die man entweder mit horizontalen oder schräg gestellten Brettern, Füllbrettern, verdeckte; letztere waren wohl auch häufig mit aufschablonirter Flachmalerei geziert, wie besonders schöne Muster das frühere von Alten'sche Hospital zeigt, von denen wir eines in der Eingangs befindlichen Initiale angewandt haben; auch in dem Museum sind einige solche erhalten.

Die Fenster waren mehr breit als hoch, eine eigentliche Einrahmung fehlte, statt ihrer ging längs des ganzen Gebäudes eine profilirte Latte unter denselben her. Das Ende einer besonders schönen, scharf ausgekehlten, von einem Gebäude des I. Rosenhagen Nr. 150, ist auf Seite 47 zu finden. Sie füllten den Raum zwischen den Ständern, waren oben an dem Wandrahmen,



unten an einem Riegelholze befestigt. Die wenigen bis auf unsere Zeit erhaltenen Fenster, von denen wir eines aus dem Langenhagen Nr. 1673 hierneben zur Abbildung gebracht haben, zeigen viereckige in Blei gefasste kleine Scheiben, die oben eine spitzbogenförmige Gestalt erhielten; Wind-eisenstäbe gaben der Bleifassung einen grössern Halt. Zum Rahmenholz wurde

nur schlichtes Fichtenholz verwendet, man legte also mehr Gewicht auf eine zierliche Form der Scheiben und ihre Verbleiung, als auf die der Umrahmung. Es sei hier gleich bemerkt, dass die in nebenstehender Figur gezeichneten, mit Rundstäben geschmückten Kopfbänder einem andern Hause, Altemarkt 1275, entlehnt sind.

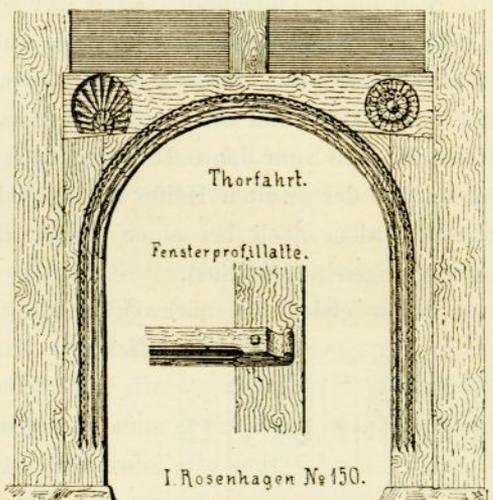


Die ebenfalls einfach profilirten Thüreinfassungen enden oben mit einem Spitzbogen, dessen Anwendung eine eigenartige Holzverbindung erforderte, wie es an nebenstehendem Beispiele, welches auch dem Hause auf dem Langenhagen Nr. 1673 entnommen ist, gezeigt wird. Zwischen den Ständern und dem Thürsturze schob man einen dem Spitzbogen sich anschliessenden, mit jenem sich auf das innigste verbindenden Holztheil; die Spitze des Bogens wurde aus dem Thürsturze herausgeschnitten. Diese etwas umständliche Construction brachte es wohl auch mit sich, dass man sich nicht immer des gleich-

seitigen Spitzbogens bediente, sondern namentlich an jüngeren Bauten auf einen breiter gehaltenen Kielbogen übergieng, dessen Profilirung sich nur auf den Ständern und dem Thürsturze bewegte; über der Thür schloss eine auf den Ständern genagelte Profillatte die Umrahmung ab. Die Thür selbst bestand entweder aus kleineren quadratischen, übereck gestellten Feldern, in profilirte Rahmen gefügt, oder aus zwei Reihen quer gelegter eichenen Bohlen, die durch Nägel, welche auf beiden Seiten in flache Rosetten endeten, zusammengehalten wurden; ein Beispiel dieser Art gibt eine noch erhaltene Thür an der Rathsapotheke.

Auch die Thorfahrten waren ähnlich den Thüren gebildet, nur pflegte man statt des bei grösserer Öffnung zu hoch werdenden Spitzbogens sich des Rundbogens oder eines flachen Sturzes mit geschweiften Eckhölzern zu bedienen. Ein schönes Beispiel haben wir

an dem neben dargestellten Thorbogen des Hauses I. Rosenhagen Nr. 150. Wir finden hier wieder dieselbe Construction wie bei den Thüren, nur bilden die Pfosten nicht gleichzeitig durchgehende Ständer, sondern sind letzteren angefügt. Das die Einfahrt schmückende Profil ist durch geringe Mittel wirkungsvoll gemacht, abwechselnd auf beiden Seiten des äussersten eckigen Stabes mit dem Hohleisen erfolgte Abfasungen haben ihre zierliche Form



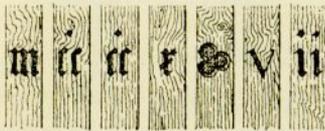
hergestellt. Der Thorsturz ist auf der rechten Seite durch eine fein eingestochene Rosette, auf der linken Seite durch ein muschelförmiges Fächerornament geziert. Wir machen hier besonders auf die letztere Form, die also einem Hause, welches nach unserer Schätzung der Mitte des 15. Jahrhunderts angehört, aufmerksam. Sie bildet in der Mitte des 16. Jahrhunderts, wie wir auch schon an dem Rathsbauhofe gesehen haben, einen allgemein beliebten Ornamentenschmuck, der, wie also hierdurch nachweisbar, bereits der gothischen Periode angehört. Auffallend ist es, dass zu beiden Seiten der Thorfahrt ganz verschiedene Ornamente angebracht sind; wahrscheinlich war in dem vorliegenden Falle diesen beiden Ornamentenmotiven eine symbolische Bedeutung zu Grunde gelegt. Dafür spricht nicht nur der zu Symbolen am meisten gewählte Platz, am Eingange des Hauses, sondern auch, dass, wie wir weiter unten zeigen werden, noch eine andere alte symbolische Form, die des Pentagons oder des Hexenfusses, an demselben vorhanden ist. Letztere, welche

man schon im Oriente in der vorchristlichen Zeit kannte, war ursprünglich als Zeichen der Gastfreundschaft in Gebrauch, daher auch ihre Verwendung an Wirthsschildern, später diente sie als Beschwörungsformel gegen Hexen und Teufel. Die Rosette oder Rose war ein Symbol der christlichen Liebe; es ist daher zu vermuthen, dass die Muschelform auch ihre Bedeutung hatte und zuerst in diesem Sinne zur Darstellung gebracht wurde, später hingegen als beliebtes Ornament die weitgehendste Verwendung fand. — Erwähnt sei hier ferner noch, dass die Fenster des Zwischengeschosses über der Thorfahrt manchmal auch ganz wegfallen und statt ihrer sich kreuzende schmale viereckige Holzlatten in Gitterform zur Anwendung gelangen, wie es bei einem Hause Jacobistrasse Nr. 96 a der Fall ist.

Von dieser einfachern Gestalt des gothischen Wohnhauses, welche durch die Häuser: Kl. Domhof Nr. 1198 vom Jahre 1459, Braunschweigerstrasse Nr. 946 vom Jahre 1469, Martinihospital, Altmarkt Nr. 1275, Langerhagen Nr. 1645 vom Jahre 1509 und Nr. 1673, Kläperhagen Nr. 1235 und Braunschweigerstrasse Nr. 616 vom Jahre 1525 besonders gut vertreten und selbst an Gebäuden aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu finden ist, haben wir aber ausserdem noch bei einer ganzen Reihe anderer Gebäude beträchtliche Abweichungen aufzuzählen.

Schon gleich das nachweisbar älteste Holzgebäude unserer Stadt, Alte-

Altmarkt Nr. 1516.



markt Nr. 1516, hat statt der schlichten Ständer, wie nebenstehende Figur zeigt, auf diesen Buchstaben, welche zusammengesetzt die Erbauungsjahreszahl 1417 ergeben. An dem Gebäude ist sonst nichts Bemerkenswerthes, die Schwelle ist

schwach, ohne Unterbrechung profilirt, seine Kopfbänder entstammen einer spätern Zeit. Ein anderes Gebäude, das auch nicht lauter glatte Ständer zeigt, ist auf der Burgstrasse Nr. 1453, aus dem Jahre 1499, wie ein die Schwelle zierender Spruch besagt. An demselben sind in die ersten drei Ständer links schmale und langbeinige, Wappenschilder tragende, nackte Gestalten flach eingestochen, von denen wir zwei auf Tafel X abgebildet haben; ihre Körper sind mit Wellenlinien überzogen und machen so den Eindruck des Behaartseins.

Andere Fachwerksbauten zeigen neben den oben beschriebenen, mit Dreiecken versehenen Kopfbändern auch noch geschnitzte Heiligenfiguren, die in ihrer Form sich den schon früher beschriebenen anschliessen. Vor Allem haben wir an dieser Stelle der nach dem Hofe liegenden Rückansicht des Hauses Osterstrasse Nr. 285 zu gedenken, an welchem hervorragend schön geschnitzte Figurenkopfbänder noch vorhanden sind; die Durchführung der Schnitzarbeiten ist dieselbe wie am Kramergildehause, selbst die Consolen unter den Figuren

zeigen gleiche Formen, sodass man wohl annehmen darf, beide Häuser seien von einem Holzschnitzer bearbeitet worden und daher gleichen Alters. Besonders hervorzuheben sind die nach dem Thorwege angebrachten Kopfbänder, auf welchen ganz abweichend von dem damaligen Gebrauche neben Heiligenfiguren Kriegergestalten angewandt wurden, namentlich ein Fahnen- und ein Speerträger sind in vorzüglicher Arbeit ausgeführt. Auch die Schwelle unter dem 2. Stockwerke verdient als höchst eigenartig bezeichnet zu werden; es ist ihr ein ähnlicher Laubstab wie am Kramergildehause ausgestochen, nur dass jener in der Mitte der Schwelle in einem Drachen und in einem Löwen endet, welche einander zugewandt durch zwei Wappenschilder getrennt sind. Auch das Nachbarhaus, Osterstrasse Nr. 274, dessen Aussenansicht eine vollständige Aenderung erfahren hat, besass mehrere Figurenkopfbänder, von denen aber die meisten Figuren abgehauen sind; ein Kopfband, Bischof Bernward mit einem Kelche, als Patron der Goldschmiede, darstellend, ist noch gut erhalten, andere lassen sich noch erkennen; wahrscheinlich war also früher dieses Gebäude einem Goldschmiede eigen. Ein weiterer Holzbau dieser Art steht auf dem Lambertiplatze Nr. 902/3 vom Jahre 1494; auf den beiden äussersten Kopfbändern ist dieselbe Figur, ein Bischof, zwei Schuhe tragend, dargestellt; es ist dieses Bischof Lambertus, der Patron der Neustadt, welchem die gegenüber liegende Kirche geweiht wurde. Am Lambertiplatze Nr. 751 ist ferner an einem kleinen Häuschen aus dem Jahre 1490 ein Kopfband mit einer ein Wappen tragenden Figur. Auch am Englischen Hofe, aus dem Jahre 1519, sind noch vier solcher Kopfbänder zu finden; auf dem einen steht die Jungfrau Maria unter einem Baldachin, auf einem andern der Apostel Simon mit der Säge, sodann eine Selbtrittfigur, Mutter Anna trägt das Christuskind, Maria in halber Grösse der erstern steht daneben; auf einem vierten Kopfbande ist der Apostel Andreas mit dem schiefen Kreuze. Alle jene Kopfbänder mit Figuren, von denen eine stattliche Reihe von abgebrochenen und abgebrannten Häusern auch in dem städtischen Museum zu finden ist, können indessen nicht mit denen des Trinitatishospitals und des Kramergildehauses oder des eben genannten Hauses Osterstrasse Nr. 285 verglichen werden; abgesehen von der weit bessern Ausführung der letzteren, sind jene wirklich den Eigenthümlichkeiten des Holzes angepasst, was bei den erstgenannten nur in bescheidenem Masse der Fall ist.

Höchst originell dürfte ein Kopfband an einem Hause der Schuhstrasse Nr. 462 bezeichnet werden; dasselbe, auf Tafel XII abgebildet, hat statt der Dreieckseinschnitte das Modell eines Schuhleistens, ein Handbeil und ein Schneideisen, welche etwas über dem Grunde erhaben sind. Man darf wohl annehmen, dass hier ein Schuhmacher und Gerber, Gewerbe, welche derzeit in einer Hand lagen, gewohnt und sein Handwerk an dem Kopfbande, statt

eines Schildes, hat kenntlich machen wollen. Die Satzschwelle ist an diesem Gebäude ohne Unterbrechung profilirt.

Besonders eigenartig durch ihre Kopfbandbildung sowie auch durch ihre Schwellen sind die beiden Gebäude I. Rosenhagen Nr. 150 und das nach dem II. Rosenhagen zugewandte Hintergebäude der Almsstrasse Nr. 48. Ersteres (s. Tafel XII), dessen Thorfahrt wir schon oben erwähnten, zeigt kräftig ausgeschnittene Kopfbänder, mit sehr geschickt dem gothischen Holzbaustile sich anpassenden Formen. Die vorspringenden Balkenköpfe sind auch mit scharf ausgeprägten Profilen geziert; auf dem Schwellbalken sind in kreisrunden vertieften Einschnitten über den Balkenköpfen Vierpässe, Fischblasenmuster und Hexenfüsse, letztere, wie schon erwähnt, wohl mit Rücksicht auf ihre symbolische Bedeutung, angewandt; zwischen ihnen bewegen sich scharfkantig begrenzte Profile. Das ganze Haus mit seinen weit vorkragenden Stockwerken ist noch in einem verhältnissmässig guten Zustande und dürfte zu den bedeutungsvolleren Vertretern der gothischen Periode zu zählen sein, seine Erbauung ist höchst wahrscheinlich in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts zu legen.

Das andere Gebäude ist nur noch zum Theil erhalten und insofern besonders bemerkenswerth, als es neben dem Eckthurme des Rathhauses das einzige Beispiel hiesiger Stadt bildet, das den in Braunschweig und Halberstadt so sehr beliebten Treppenfries auf der Satzschwelle zur Anwendung brachte. Treppenförmig umrahmen gekahlte Profile tiefer liegende Felder und erzeugen dadurch eine lebhafte Schattenwirkung (s. Tafel XII). Die Balkenköpfe sind denen des vorigen Hauses ähnlich, auch die Kopfbänder erinnern daran, nur zeigen auch sie treppenförmige, an beiden Seiten scharf abgefaste Vorsprünge, welche jedesmal nach oben durch eine steile Fläche sich dem Ständer wieder nähern. Die Formen passen mehr für Steinmaterial als für Holz und scheinen älteren Steinbauten benachbarter Städte nachgebildet zu sein; ihre Anfertigung dürfte auch nicht später als in der Mitte des 15. Jahrhunderts angenommen werden. Bemerkt sei hier noch, dass der Treppenfries am Eckthurme des Rathhauses nur ganz leicht eingestochene Profile zeigt, dem von ihnen umgrenzten Raume sind Stadtwappen herausgeschnitzt.

Andere verwandte Kopfbänder, wie sie in unserer vorstehenden Initiale benutzt wurden, zeigt schliesslich ein unscheinbares Haus Eckemeckerstr. Nr. 1767.

Ein weiteres einzig in seiner Art hier stehendes Beispiel bietet ein kleines Haus der Braunschweigerstrasse Nr. 611, an welchem flach ausgestochenes, aus den Balkenköpfen hervorstehendes Rankenwerk die Schwelle ziert, ein Stück von ihr und der darunter liegende Balkenkopf mit Kopfband ist auf Tafel XII dargestellt. Das Rankenwerk hat dieselbe Behandlungsweise wie an den Schutzbrettern des weiter oben beschriebenen Hauses der Eckemecker-

strasse Nr. 1254. Auch das Kopfband weicht von der gewöhnlichen Form ab; zwischen zwei sich kreuzenden Stäben füllen die Flächen Blumen mit Distelblättern. Aehnliche Kopfbänder hat das Lax'sche Haus, Kreuzstrasse Nr. 472; auch die dort angebrachten Schutzbretter der Vorder- wie auch der Rückseite zeigen flach eingestochenes Rankenwerk, was ebenfalls an dem Hause Scheelenstrasse Nr. 278 zu finden ist.

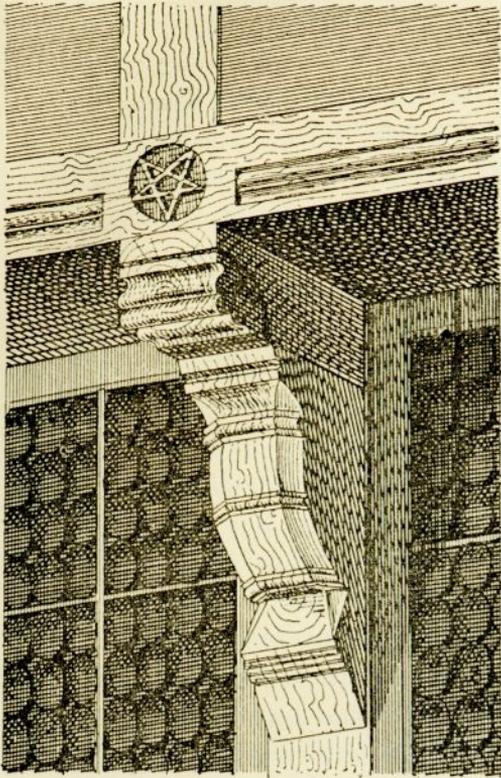
Wir haben nunmehr noch eine Reihe von Schwellen aufzuführen, die gegen Ende des 15. Jahrhunderts immer reicher und reicher geziert wurden. Die grössere Mehrzahl derselben bietet dem Auge über den Balkenköpfen Ruhepunkte, sei es durch Dreieckseinschnitte, oder, wie bei dem Trinitatishospitale, durch Brustbilder, oder Rosetten, Wappen u. s. w., auch Kleeblattbögen finden Verwendung, wie es an einem Hause, Langerhagen Nr. 1847 (s. Tafel X), der Fall ist, wodurch eine angenehme Abwechslung in der Behandlung der Schwelle eintritt. Eine andere Art der Behandlung dagegen besteht darin, dass man ohne Rücksicht auf jene Punkte das einmal für die Schwelle gewählte Ornamentenmotiv der ganzen Länge des Gebäudes nach durchgehen lässt. Hierzu gehören als einfachste Form die ohne Unterbrechung profilirten Schwellen (s. Tafel X, Schuhstrasse Nr. 462), und die mit Sprüchen und Inschriften versehenen Schwellen (kl. Domhof Nr. 1198, Burgstr. Nr. 1453 u. s. w.), in reicherer Form die Laubstäbe, welche auch in den mannigfaltigsten Abwechslungen vorkommen. Wir haben schon an dem Kramergildehaus und an dem Hause der Osterstrasse Nr. 285 vorzüglich schöne Beispiele eines solchen Laubstabes kennen gelernt; in einfacherer Gestalt hat ihn ein jetzt abgebrochenes Hintergebäude am Rathsbauhofe vom Jahre 1481 aufzuweisen gehabt. Die auf Tafel XII dargestellte Schwelle zeigt in der Mitte einen scharfkantig geschnittenen Stamm, von dem sich in regelmässigen Abständen gerade Seitenäste abzweigen, welche letztere durch schmale Rundstäbe unter-schnitten wurden. Denselben Stamm, auch so scharfkantig herausgeschnitten, nur mit einer streng stilisirten Rankenbildung umgeben, zeigt eine Schwelle an dem Hause Braunschweigerstrasse Nr. 540, aus den Ranken entwickeln sich dreieckige Blätter (s. Tafel XII). Ohne diese Blätter ist die Schwelle eines Hauses auf der Burgstrasse Nr. 1471 zu sehen. Das gleiche Motiv, nur auf flachem Grunde, ist noch an mehreren anderen Häusern benutzt, wie z. B. Dammstrasse Nr. 1388, Rathhausstrasse Nr. 329, Judenstrasse Nr. 341, woselbst es sogar als Umrahmung einer spitzbogigen Thür Verwendung gefunden hat, u. a. m., sie stammen alle aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Noch reicher sind die Schwellen an den Häusern Osterstrasse Nr. 280, Kreuzstrasse Nr. 472 und am Hintergebäude des Domkasinos; erstere, welche wir auf Tafel X abgebildet haben, zeigt eine Ranke mit breitem Laubwerke,

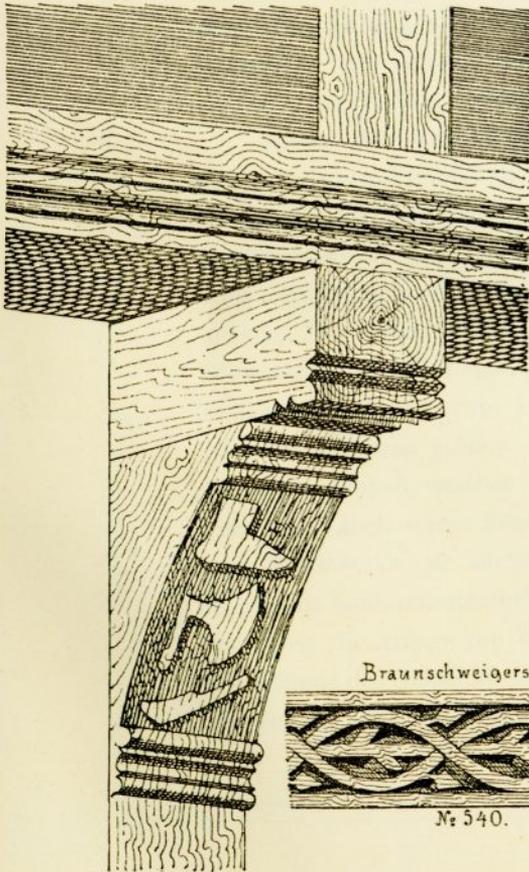
die sich um einen Stab windet und dabei überschlägt, an beiden Enden der Schwelle läuft die Ranke in eine grosse fünfeckige, fein eingestochene Blume mit überschlagenen Blattspitzen aus; der Stab ist rund und mit natürlich nachgebildeten Aesteauswüchsen versehen; die anderen genannten Häuser zeigen ganz ähnliche Schwellen, nur sind die an dem Lax'schen Hause nicht so breit, dafür aber plastischer gehalten. Zwei Häuser im Langenhagen Nr. 1666 und Nr. 1653, sowie eines an der Michaelisstrasse Nr. 1593, haben zwar die sich überschlagende Laubranke, der Stab aber ist fortgelassen; sie sind in der Technik sehr geschickt ausgeführt, statt der Mittelrippe ist ihnen eine feine gedrehte Schnur eingestochen. Die Blätter sind abwechselnd mit Erhöhungen und Vertiefungen versehen. Das Haus auf dem Langenhagen Nr. 1666 trägt auf der Schwelle in grossen Ziffern die Jahreszahl 1516, welche wir auf unserer Abbildung, Tafel X, getreu, nur kleiner, wiedergegeben haben; ihre Ranke ist an jener Stelle unterbrochen. Das weitaus reichste Beispiel eines Laubstabes gibt die Seitenansicht des Knochenhaueramthauses, dessen nähere Beschreibung wir jedoch erst weiter unten behandeln werden.

Von vollständig unverändert gebliebenen Grundrissanlagen und Innendecorationen bürgerlicher Wohngebäude ist unseres Wissens aus der gothischen Periode wenig mehr erhalten, die Inneneinrichtung hat sich anderen Bedürfnissen anpassen müssen, nur soviel lässt sich noch mit Gewissheit erkennen, dass die Treppe zu dem Zwischengeschosse und die von letzterm nach den oberen Stockwerken führenden Treppenarme nicht zusammen lagen. Benachbarte Häuser wurden nur durch eine Zwischenwand von einander getrennt.

An dieser Stelle sei auch der Auskragungen gedacht, welche hauptsächlich den Holzbauten Niedersachsens eigen sind und ihnen einen besondern Reiz verleihen. Vielfach sind ihrer Bedeutung die sonderbarsten Erklärungen untergeschoben worden; bald sollte die vorgebaute Wand ein Gegengewicht gegen das Einbiegen der Balken, bald den unteren Constructionstheilen Schutz gewähren, selbst die Möglichkeit eines ungleichmässigen Setzens der ganzen Zimmerconstruction, wegen mangelhafter Fundirung, sollte zu ihrer Verwendung Anlass gegeben haben; wir glauben, dass alle jene Deutungen, welche darauf hinauslaufen, statische Gründe hierfür zu suchen, nicht stichhaltig sind. Denn vor Allem hätten dann doch wenigstens beide Seiten der Gebäude gleichartig behandelt werden müssen; das ist aber nicht der Fall, nur nach der Strasse war ein Auskragen beliebt, die Seiten nach dem Hofe blieben im Allgemeinen schlicht und gehen ohne Unterbrechung bis zum Dache, sodass also der Schwerpunkt oft um ein beträchtliches Stück aus der Mitte des Gebäudes der Strasse zu gerückt wurde und eine erhebliche Mehrbelastung seiner Fundamente an der Strassenseite eintreten musste. Auch die Einzapfung

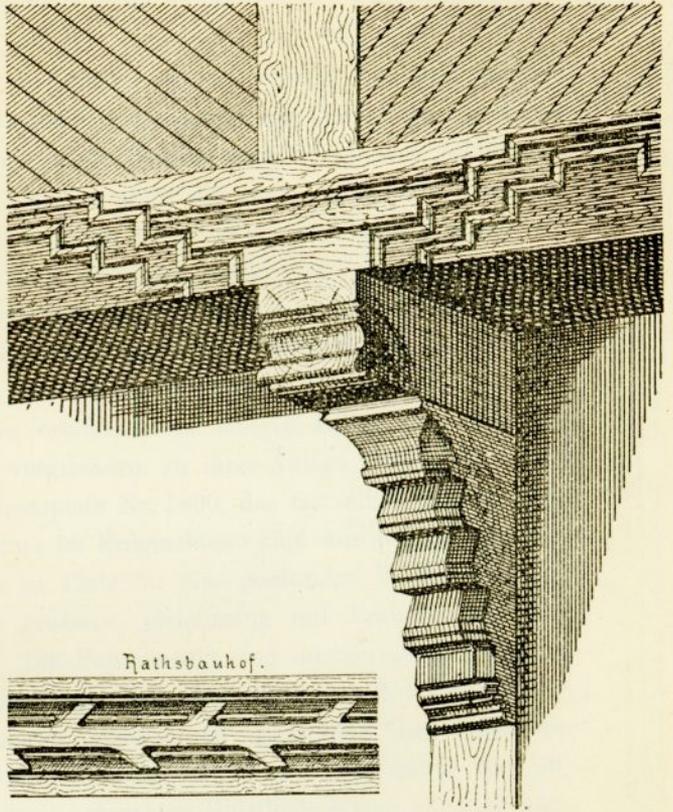


Schuhstrasse № 462.



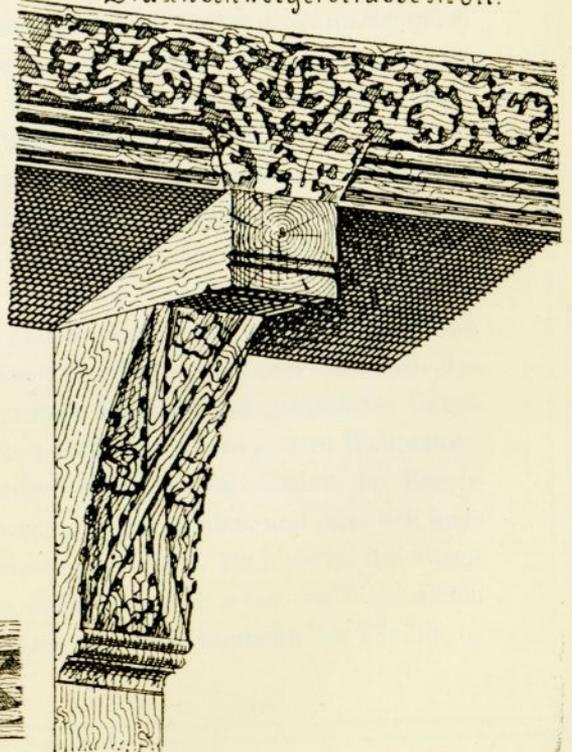
Braunschweigerstrasse.

№ 540.



Rathsbauhof.

Braunschweigerstrasse № 611.



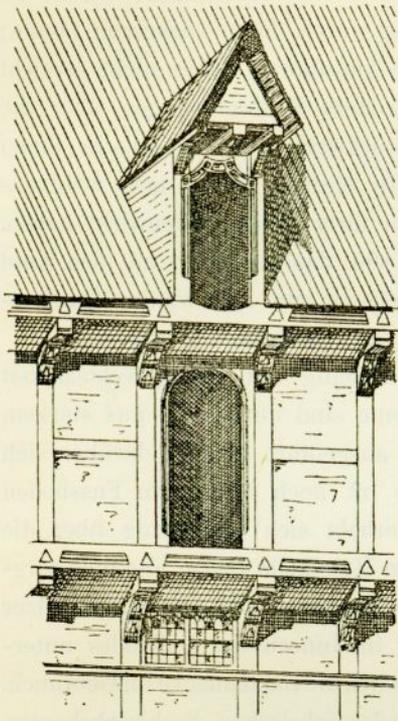
der Zwischengeschossbalken in die Aussenständer, welche mit dem gleichen Rechte wie die oberen Balkenlagen ein Gegengewicht hätten beanspruchen können, sowie auch die Bildung zweier benachbarten Seiten von Eckhäusern spricht gegen statische Gründe, da man sonst die Giebelwand, welche parallel zu den Balken läuft, gewiss nicht noch durch kurze Stichbalken, welche im Wesentlichen von den Kopfbändern zu tragen waren, hätte vorkragen lassen; ein technischer Vortheil ist durch eine solche Anordnung sicher nicht erreicht worden. Wir haben daher, ohne uns auf weitere Muthmassungen über die Entstehung der Auskragungen der oberen Stockwerke einzulassen, in ihnen nur ein decoratives Moment zu erblicken. In einigen Fällen mag wohl das Bedürfniss, die Wohnräume zu vergrössern, zu ihrer Anlage mitgewirkt haben, wie z. B. an einem Hause Andreasplatz Nr. 1800, das fast einer auf den Kopf gestellten Pyramide gleich kommt; im Erdgeschosse sind nur wenige Quadratmeter Raum, unter dem Dache ist Platz für eine geräumige Wohnung.

Kelleranlagen haben nur grössere, gleichzeitig mit Braugerechtsamkeit belehnte Gebäude aufzuweisen. Die Fundamente sind durchwegs aus starkem Mauerwerk und dabei nicht minder sorgfältig ausgeführt, als der darüber sich erhebende Holzbau, dessen unterste Schwelle oft noch über dem Fussboden des Erdgeschosses zu liegen kam, letzteres erhebt sich nur wenig über die Strassenhöhe. Die zur Verwendung gebrachten Holztheile zeigen alle eine sorgfältige Bearbeitung, nirgends sind baumkantige Stämme zu finden, krumme Hölzer gehören zu den Seltenheiten und wurden nur im Innern des Gebäudes untergebracht. Als Deckenconstruction war ausschliesslich die Balkendecke im Gebrauch.

Neben den Auskragungen sind den niedersächsischen Fachwerksbauten der gothischen Periode die niedrigen Stockwerke eigenthümlich; wir haben bereits in der Beschreibung des Trinitatishospitals erwähnt, dass der Grund hierfür wohl in dem Klima zu suchen sein mag. Bei den unvollkommenen Heizvorrichtungen jener Zeit, die sich meist auf die Anlage nur einer grössern offenen Feuerstelle beschränkten, war man darauf angewiesen, die anderen Wohnräume durch Kohlenpfannen zu erwärmen, und um das überhaupt zu ermöglichen, konnte man keine hohen Zimmer brauchen. Den Mittelpunkt des häuslichen Lebens bildete der geräumige Flur, hier haben wir uns auch den Heerd zu denken, welcher bei seinem grossen Umfange und gemauerten Unterbau sowie auch seiner Feuergefährlichkeit halber in einem andern Wohnraume oder Stockwerke gar nicht untergebracht werden konnte. Damit der Rauchfang Platz fand, musste auch der Flur höher gehalten werden, und lässt sich hieraus auch die Anlage von Zwischengeschossen erklären; sie bildeten die wärmsten Räume des Gebäudes und enthielten daher wohl auch neben den Wohnstätten für das Dienstpersonal und Vorrathsräumen die Schlafkammern der Familie. —

Schliesslich haben wir noch einer andern Einrichtung jener Zeit zu gedenken, die wir schon an dem Trinitatishospitale kennen gelernt haben, der Windenlucken, welche in Gestalt von weit vorspringenden Giebelhäuschen vorgeschobenen Dachbalken aufgesetzt waren;

v. Alten'sches Hospital.



unter ihnen sind an einzelnen Gebäuden noch Einlassöffnungen zu erkennen. Der Gebrauch solcher Windenlucken, von denen beistehende Figur, dem von Alten'schen Hospitale aus dem Jahre 1497 entnommen, ein Beispiel geben soll, scheint ein ziemlich allgemeiner gewesen zu sein und erklärt auch, weshalb den oft recht schmalen Treppen nicht mehr Aufmerksamkeit geschenkt wurde; schwere Lasten hob man eben nur mittelst jener Winden. Die Windenrolle war in einem vorgeschobenen Balken eingelassen, sodass ein Abgleiten des Seiles nicht möglich wurde, das die Lucke schützende Dach war etwa 40 cm über jenen Windenrollenbalken fortgesetzt. An nebenstehender Figur ist ferner die Einfassung der Luckenöffnung ganz besonders beachtenswerth, sie zeigt zum ersten Male jene in der Mitte des 16. Jahrhunderts so allgemein gebräuchliche Form des sogenannten Vorhangbogens, den wir gleich in der nun folgenden Periode des Uebergangs, auch passend Mischstil genannt, eingehender besprechen werden.

Werfen wir zum Schluss einen Rückblick auf den in Vorstehendem eingehend behandelten unvermischten gothischen Holzbaustil, welcher bis etwa 1530 ohne fremde Zuthaten geblieben ist, so sind wir berechtigt, ihn als höchst eigenartig bezeichnen zu dürfen. Seine Formen sind vollständig unbeeinflusst von dem Steinbau geblieben; deutlich bringt er die Eigenschaften des Materials, das er zu schmücken hat, zum Ausdruck, und stets sehen wir die Decoration der Construction untergeordnet. Letztere besonders zur Geltung zu bringen, ist die Hauptaufgabe der gothischen Holzbauweise, weshalb sie sich auch darauf beschränkt, nur constructive Theile mit Schnitzereien zu bedecken. Einfach und doch prächtig dürfte das gothische Holzhaus zu bezeichnen sein.



Die Renaissance-Periode.

In allen christlichen Landen hatte der nordische Spitzbogenstil im Mittelalter seinen Einzug gehalten und überall die unumschränkste Herrschaft ausgeübt; nicht nur Dome wurden in seinen Formen aufgeführt, sondern selbst der Profanbau allerwärts durch ihn beeinflusst. Es fand jedoch der gothische Stil bei seinem Eindringen in die Länder des klassischen Alterthums nicht jenen Boden, welcher zu der lebensfähigen Weiterentwicklung einer Kunstrichtung erforderlich ist, er war und blieb dort ein Fremdling, den man zwar sorgfältig pflegte, der aber dessenungeachtet in dem ihm nicht heimischen Klima kränkelte. Die Geistesströmung, welche unsere Vorfahren und französischen Nachbarn zu den höchsten Schöpfungen begeisterte, blieb dem italienischen Volke fremd, und die natürliche Folge dessen konnte nicht ausbleiben; in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts stellte sich in Italien eine Gegenbewegung ein, welche nach und nach so answoll, dass sie selbst bei uns Fuss fassen und schliesslich die Herrschaft erringen konnte.

Die Formen der in römischen Landen zu Beginn unserer Zeitrechnung angewandten Ornamente waren es, die zunächst zur Nachahmung aneiferten, die Wiedergeburt des klassischen Geistes wurde erstrebt; doch nicht lange blieb man in jenen Kinderschuhen stehen, eine selbständige Kunstrichtung brach sich Bahn, welche in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Italien eine ungeahnte Höhe erreichte.

Ein solcher Aufschwung in einem benachbarten Lande konnte nicht auf die Dauer ohne Einfluss auf Deutschland bleiben. Die neue Weise, Gebäude zu schmücken und zierliche Ornamente zu bilden, drang allmählich auch zu uns herüber und bekämpfte den gothischen Stil in seinem eigenen Heimathlande um so leichter mit Erfolg, als letzterer namentlich in der Steinarchi-

tectur längst auf Abwege gerathen war; hier überwucherte die Decoration vollständig die Construction, und das Ornament mit seinen durchaus naturalistischen Formen erstickte jede freiere Bewegung. Auf diesem Gebiete musste die lebensfrische neue Kunst, obwohl sie keine nationale war, sich Eingang schaffen, konnte ihr der Sieg über die Gothik nicht schwer fallen, und mit Freuden dürfen wir es selbst heute noch begrüßen, dass mit den überlebten spätgothischen Formen gründlich aufgeräumt wurde.

Anders war es auf dem Gebiete des Holzbaustils, hier war die Decoration nicht Herrin der Construction geworden, letztere vielmehr vollständig unbeeinflusst von ersterer geblieben, und selbst zu Beginn des 16. Jahrhunderts, als die gothische Kunst am Kirchenbau schon vollständig ausgeartet war, blieb das Holzhaus von jener Wandlung unberührt. Ein gesunder Kern hatte sich erhalten und jenen konnte die Renaissance nicht so ohne weiteres wegräumen; auf diesem Felde liess sich die gothische Bauweise nur schrittweise verdrängen und noch lange, selbst bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts, klingen ihre Formen immer wieder durch.

Zwar erschien die Frührenaissance besonders hier in Hildesheim bei ihrem ersten Auftreten mit einer Lebensfrische und einem Formenreichthum, in Verbindung mit einer meisterhaften Technik, dass sie alles vorher Geleistete verdunkelte, allein es war nur ein kurzes Aufblühen, das sich nur so lange als lebensfähig erwies, als man in constructiver Beziehung mit den Traditionen der Gothik noch nicht zu brechen suchte; nur wenige Gebäude können jener ersten Epoche zugezählt werden, welcher unmittelbar nach ihrem Erscheinen ein herber, auch von Italien ausgehender Rückschlag folgt. Bis die Renaissance bei uns Boden gefunden hatte, war mehr als ein Jahrhundert seit ihrem Entstehen verflossen; der Früh- und Hochrenaissance hatte sich in Italien eine neue, durch Michel Angelo in's Leben gerufene Richtung angelehnt, die in noch höherm Grade als ihre Vorgängerinnen ihre Formen dem Steinbau zugeschnitten hatte, und diese fand, nachdem einmal der Renaissance die Thüren geöffnet waren, leichter Eingang bei uns. Sie war es, die Ende der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die im Aufkeimen begriffene herrliche Frührenaissance, welche in der Holzarchitectur den gesunden Kern der gothischen Construction bereits adoptirt hatte, über den Haufen warf und die Construction auch in ihrem Sinne umzuwandeln suchte; damit aber war der heimischen Holzbaukunst ein schwerer Stoss versetzt, von dem sie sich zwar Ende des 16. Jahrhunderts, nachdem die Formensprache der Renaissance besser verstanden wurde und mehr ein nationales Gepräge erhalten hatte, nochmals erholt und selbst noch eine kurze Nachblüthe zeitigt, bis auch dieser der dreissigjährige Krieg ein Ende brachte.

Es ist jene Lebens- und Leidensgeschichte der Renaissance in der Architectur der Holzgebäude Niedersachsens nur zu erklärlich, die auf dem holzarmen Boden Italiens gewachsene Kunst war nicht für die Holztechnik bestimmt, ihre Formen entstammten dem Steinbau und konnten nicht so ohne weiteres dem Holze angepasst werden, weshalb ihre Einführung in die Holzarchitectur für diese einen wesentlichen Rückschritt bilden musste. Die Aufnahme antiker Gliederungen, Säulen, Pilaster, Consolen und Profile geschah mit möglichst getreuer Nachahmung der Steintechnik, der Holzstil verlor seine Selbständigkeit und sank in Nachahmungen einer ihm fremden Technik herab. Dazu kommt, dass mit der Einführung der Reformation die früher beliebten und auch gekannten Heiligenfiguren schwinden, statt ihrer aber dem Volke vollständig fremde Göttergestalten und allegorische, meist kaum gekannte Sinnbilder aller möglichen Tugenden und Eigenschaften aufgetischt wurden, welchen, damit man nur überhaupt begriff, was sie vorstellen sollten, Namen beigegeben werden mussten. Die Sucht nach dem Fremdländischen war grösser, als selbst in unseren Tagen. Man suchte durch Kenntniss der klassischen Mythologie und Geschichte zu glänzen und glaubte seine Gelehrsamkeit durch lateinische Brocken, selbst an Häusern, zeigen zu sollen. Dabei empfand man das Bedürfniss, grössere Flächen zum Schmucke hereinzuziehen und verkleidete zu diesem Zwecke schliesslich das ganze Haus mit Holztäfelung. Hiergegen wäre nun an und für sich nichts einzuwenden, allein es geschah dies Alles, ohne an der äussern Form des Hauses, wie sie die gothische Periode geschaffen und überliefert hatte, dem entsprechende Aenderungen vorzunehmen, und wo man von ihr abwich, wurde die Nachahmung des Steinhauses eine vollständige.

Die vorgekragten Stockwerke blieben bestehen, nur stützte man sie durch Steinkonsolen nachgebildete Kopfbänder, den Ständern schnitt man säulenförmige Pilaster aus, Zahnschnitt, Perlenschnüre und Blätterwellen mussten statt der naturgemässen einfachen gothischen Kehlungen zu Profilbildungen erhalten und das natürlich in oft recht missverständener Weise. Die einzige constructive Neuerung, welche der Aussenseite nach der Strasse hinzugefügt wurde, war ein erkerförmiger, von unten aus aufgeführter Anbau, welcher, da er das Auslugen auf die Strasse ermöglichen sollte, mit dem passenden Namen »Auslucht« bezeichnet wurde. Solche Ausluchten wurden nicht allein an neu aufgeführten Häusern angebracht, sondern man scheute sich durchaus nicht, sie älteren gothischen Bauten anzuflicken, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob sie organisch mit jenen zu verbinden waren oder nicht. Selten ist die Angabe ihrer Erbauungszeit unterblieben und tragen die an ihnen angebrachten Jahreszahlen daher auch Schuld, dass man den ganzen Gebäuden zuweilen ein viel jüngeres Alter zuschreibt, als es in der That der Fall ist.

Während also auf dem Gebiete der Steinarchitectur die Renaissance einen mächtigen Aufschwung in dem Profanbau hervorgerufen hat, kann sie an dem Holzhaue nicht die gleichen Erfolge aufweisen. Sie war eben nicht für den Holzbau geschaffen und stand zu diesem in vollständigem Gegensatze. Wir stehen daher auch nicht an, für den Fachwerksbau die Einführung der Renaissance als Rückschritt zu bezeichnen und, wie wir es bereits in der Einleitung gethan haben, zu behaupten, dass der Holzbau als echt germanische Kunst durch das Eindringen dieser ihm durchaus fremden Elemente dem Zerfall entgegengeführt werden musste.

Der Entwicklungsgeschichte der Renaissanceperiode entsprechend haben wir in dem nun folgenden Abschnitte zwei sich ziemlich scharf trennende Hauptgruppen, die ihrerseits wiederum in verschiedene Epochen zerfallen. Die erste Gruppe umfasst die Uebergangsperiode und zeigt uns das schrittweise Zurückweichen des gothischen Stils; in ihr kommen Formen beider Kunstrichtungen vermischt vor, weshalb man sie auch nicht unpassend »Mischstil« genannt hat. Die Uebergangsperiode beginnt in Hildesheim mit dem Jahre 1529 und erstreckt sich bis etwa 1590; es lassen sich in ihr drei Epochen unterscheiden, die zum Theil zeitlich neben einander herlaufen, und manche Berührungspunkte gemeinsam haben. Die erste Epoche zeigt das erste Auftreten der Renaissance in ihren edelsten Formen, die aber nur in decorativem Sinne Verwendung finden, Schwellen und Kopfbänder werden mit ihnen bedeckt, die Construction des gothischen Wohnhauses wird jedoch nicht geändert. Sie tritt zuerst an dem Knochenhaueramthause im Jahre 1529 auf und erstreckt sich, vertreten durch nur wenige Bauten, bis etwa 1550; in ihr erreicht die Holzarchitectur in Hildesheim ihre höchste Blüthe.

Neben dieser Epoche entwickelt sich gleichzeitig eine andere Art von Mischstil, welche insofern einen Schritt weiter geht wie ihre Vorgängerin, als sie sich auch auf die Umwandlung einzelner Constructionstheile ausdehnt. Anfangs wurde die Form des gothischen Kopfbandes noch beibehalten und dieses nur mit neuen Formen geziert, später indessen diese beseitigt und die Consolenform eingeführt; gleichzeitig bildete man die Fenster- und Thürumrahmungen reicher aus, liess ihnen aber spätgothische Formen, es wurden dabei die Ständer mit in die Decoration hereingezogen, sowie unter den Fenstern, zwischen den Ständern und Satzschwellen, Brüstungstafeln in Form von Holzplatten angebracht, und diese mit bald einfacheren, bald reicheren Ornamenten geziert. Die Schwelle wird theils mit Sprüchen oder Flechtbändern versehen, theils wird ihr ein charakteristisches Mischornament eingestochen. Diese zweite Form des Mischstils schliesst sich unmittelbar der gothischen Periode an und findet sich an vereinzeltten Beispielen bis zum Jahre 1580.

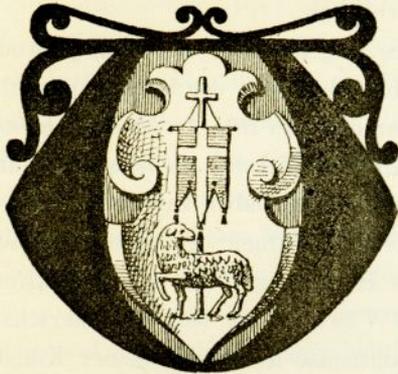
Die dritte Form des Mischstils unterscheidet sich wesentlich von den beiden vorhergehenden, sie bricht vollständig mit den Traditionen der Gothik und behält nur noch die spätgothischen Fenster und Thürumrahmungen mit den sogenannten Vorhängebogen bei; sonst aber wandelt sie die constructiven Elemente alle um; Kopfbänder kommen nur noch in Form von Consolen zur Anwendung, die Satzschwelle werden als Architrave behandelt und demgemäss mit Renaissanceprofilen gegliedert, der unter den ebenfalls reichprofilirten Fensterlatten befindliche Theil der Ständer als Postament ausgebildet und die zwischen ihnen liegenden Fensterbrüstungsplatten als Friestafeln, ähnlich den Metopen des Dorischen Tempels, mit Sculpturen bedeckt; dabei werden sämtliche Profile über den Ständern verkröpft und erhöhen so die Täuschung des nachgeahmten Steinbaues. Im Ganzen umfasst diese Periode, in welcher der Rückgang der Holzarchitectur klar ausgesprochen ist, die Zeit von 1560 bis ungefähr 1590.

Die zweite Hauptgruppe umfasst die Spätrenaissance und den Barockstil; sie beginnt beiläufig mit dem Jahre 1590 und reicht durch einige wenige Beispiele vertreten, bis in die 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts; auch sie lässt sich in zwei Abschnitte trennen. Die erste Periode, die der deutschen Renaissance, so genannt, weil die Renaissance in ihr ein nationales Gepräge erhalten hatte, umfasst die Zeit von 1590 bis etwa 1630; die zweite Periode schliesst sich nicht direkt der ersten an, weil der inzwischen auch über Hildesheim hereingebrochene 30jährige Krieg eine vollständige Unterbrechung jeder baulichen Thätigkeit mit sich brachte, wir haben daher etwa die Zeit 1650 für den Beginn der zweiten Periode, welche sich etwa bis 1750 ausdehnen lässt; doch ist die Angabe dieser letzten Jahreszahl auch nur eine ungefähre Schätzung, weil man streng genommen von einer eigentlichen Periode nach dem 30jährigen Kriege kaum mehr reden kann.

In der ersten Periode der zweiten Hauptgruppe der Renaissance ist endlich die Holzarchitectur frei von allen gothischen Zuthaten; die Formen der sogenannten deutschen Renaissance sind es, die nunmehr allein Verwendung finden, aber auch die Verkröpfungen der Profilleisten, wie sie die letzte Periode anwandte, werden beseitigt, und eine selbständigere Richtung angebahnt, die Anfangs durch wirklich hervorragende Leistungen der Holzarchitectur neues Leben zu bringen versprach; allein sie verstand es nicht, sich vollständig von den Einflüssen der Steintechnik zu befreien, auch bei ihr stehen die verwendeten Formen und Ornamente nicht in Einklang mit dem Materiale, und so erreicht sie nicht jenen Grad der Eigenartigkeit und Vollkommenheit, welchen die Gothik dem bürgerlichen Wohngebäude verliehen hatte. Dafür ist das Holzgebäude dieser Periode reich an malerischen Reizen,

die insbesondere durch ein Auflösen der Aussenseiten in Gruppen erzielt werden. In den allermeisten Fällen wird die Construction durch die ihren Theilen eingestochenen Schnitzarbeiten stark betont; den Ständern werden Säulen, Karyatiden und Hermen eingestochen, die Schwellen wieder als solche behandelt und mit zeitgemässen Ornamenten bedeckt, die Profileisten durch Zahnschnittplatten lebendiger gehalten und statt der bisher beibehaltenen Füllbretter reich profilirte Füllhölzer den vorgekragten Stockwerken beigegeben. Alles lebt wieder und ein neuer Schaffensdrang zeitigt nochmals herrliche Blüthen in der Holzarchitectur; allein es war nur von kurzer Dauer, schon im 2. Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts ist eine merkliche Hinneigung zum Barocken erkenntlich, und so wäre wahrscheinlich auch ohne den 30jährigen Krieg, der, wie schon erwähnt, Ende des 3. Jahrzehnts auch über Hildesheim hereinstürmt, der Holzbau seinem sichern Zerfall entgegengegangen, was nunmehr jählings eintrat; 1630 ist es mit der Kunst und der Holzarchitectur in Hildesheim vorbei. Zwar einzelne Versuche, den Holzbau auf alter Grundlage wieder aufzufrischen, werden in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts nochmals gemacht, aber es gelang nicht mehr; mit Ausnahme von barocken Thüren bleiben die Fachwerksbauten vollständig schmucklos und selbst das Auskragen der Stockwerke unterblieb, in unserem Jahrhundert aber hat der Steinbau den Fachwerksbau vollständig verdrängt. So ging eine herrliche, ursprünglich echt germanische Kunst verloren und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben.

Getreu unserem Programme, wollen wir nunmehr die in Vorstehendem kurz aufgeführten Abschnitte der Renaissance-Gruppe durch ihre würdigsten Vertreter unsern Lesern der Reihe nach eingehend vorführen und jedesmal ihnen die bemerkenswerthesten Bauten derselben Epoche anreihen. Wir beginnen mit der ersten Gruppe des Mischstils, deren weitaus hervorragendste Leistung, wie schon angeführt, das Amthaus der Knochenhauer ist.



Das Knochenhaueramthaus.

eberraschend wirkt der Anblick des Knochenhaueramthauses auf den Fremden, stauend bewundert es der Kunstverständige. Es steht hier eine Schöpfung vor uns um welche Hildesheim mit Recht beneidet werden darf, eine Schöpfung, die in ihrer Art ihres Gleichen in Deutschland nicht mehr findet. Man muss das Gebäude genau studiren, auf alle Weichheiten der Ausführung und Feinheiten der Ornamentik sorgfältig eingehen, will man den wahren Werth dieser Kunstleistung recht kennen und würdigen lernen; es ist unbestreitbar in technischer Beziehung das vollendetste Kunstwerk der Holzarchitectur nicht allein Hildesheims, sondern ganz Deutschlands.

Streng genommen ist das Knochenhaueramthaus auf gotischem Boden gewachsen, seine Constructionseinzelheiten, der ganze Aufbau des Hauses, ja selbst ein grosser Theil der Profile gehört der gothischen Periode an; das belebende Element hingegen, die Ornamentik, hat seine Formen mit wenigen Ausnahmen aus dem Schatz der Hochrenaissance geschöpft, und zeigt dabei gleichzeitig eine so feine Ausführung, dass man sie ohne Bedenken den hervorragendsten Leistungen der Kunstschnitzerei zur Seite stellen darf.

Wir haben es also hier mit einem Bau der Uebergangsperiode zu thun, jedoch lässt sich an demselben ein Kampf der Gothik mit der Renaissance nicht herausfühlen, sondern es findet vielmehr ein friedliches Nebeneinanderschalten beider Kunstrichtungen in der glücklichsten Lösung statt. Der Gothik ist die Construction, der Renaissance die Decoration überlassen. Ein würdiger Ernst spricht aus den Hauptformen des Gebäudes entgegen, das in festen, bestimmten Formen durchaus den Character eines Holzbaues trägt. Die feine Formensprache der Renaissance hingegen hat sich ausschliesslich auf die Belebung der ihr von der Construction hierzu überlassenen Flächen beschränkt

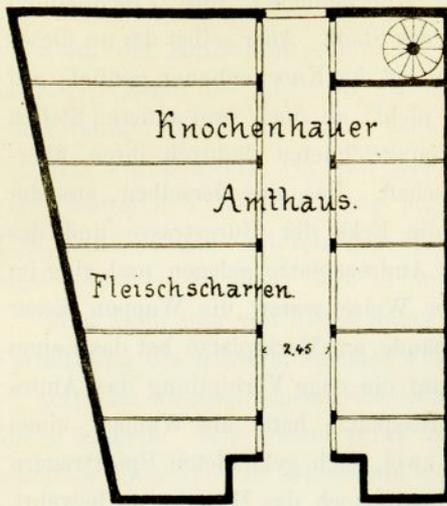
und wirkt auf den Beschauer erst bei näherer Ansicht. Es scheint fast so, als wenn der Holzschnitzer und der Zimmermann, gegen den Gebrauch der damaligen Zeit, hier nicht in einer Person vereinigt gewesen wären, eine Vermuthung, welche wir später noch mehr bekräftigt finden werden. Obwohl wir also ein Bauwerk vor uns haben, das nicht in allen Theilen nur einer ganz bestimmten Kunstrichtung angehört, so ist der einheitliche Eindruck doch durch nichts verloren gegangen, es wird schwer, das Walten zweier sonst grundverschiedenen Stile in ihm zu erblicken.

Man kann hier mit Recht fragen, wie es möglich war, dass ohne jedwede Vermittlung die feinsten, edelsten Formen der Blüthezeit der Renaissance mit oft geradezu ausgesprochen griechischem Character hier ihre Anwendung haben finden können. Wir wissen keine andere Antwort hierauf, als dass der Holzschnitzer unmöglich in Hildesheim seine Kunst erlernt haben kann und würden gerne die von Dr. Seifart in seinen „Blätter und Blüthen“ gegebene fesselnde Erzählung von der Lebensgeschichte eines Henning Günther acceptiren, eines Hildesheimers, der in Nürnberg bei Veit Stoss seine Meisterschaft sich errungen und an dem Knochenhaueramthause den Beleg seiner Kunstfertigkeit gegeben haben soll, wüssten wir nicht, dass es leider nur eine Dichtung sei. Es ist von dem Namen und Wirken des Herstellers jener Schnitzereien ebenso wenig bekannt, wie von einem andern Meister unserer Stadt jener Zeit.

Das Amthaus der Knochenhauer wurde im Jahre 1529 erbaut. Den Namen „Amthaus“ führt es, weil die Vereinigungen der Schuster und Gerber, Bäcker, sowie der Knochenhauer oder Schlächter im Gegensatz zu den Gilden die Bezeichnung „Aemter“ führten. Sie genossen ganz besondere Vorrechte, welche ihnen schon im 13. Jahrhundert von den Bischöfen Hildesheims verliehen worden waren; nur sie in Verbindung mit den Gilden hatten das Recht, aus ihrer Mitte die städtische Obrigkeit zu wählen; jedoch war den Aemtern stets der Vorrang gesichert, wie sie auch sonst in jeder Beziehung weitergehende Rechte als die Gilden besaßen und daher an Rang und Bedeutung jenen überlegen waren. Die Bestätigung ihrer Privilegien erfolgte durch den jeweiligen Bischof, dem sie direkt unterstellt waren, so dass sie nur in geringem Grade von dem Rathe der Stadt abhingen. Das Ansehen der Aemter war daher auch so gross, dass selbst die „Geschlechter“ sich nicht scheuten, den Aemtern beizutreten und sich um Aufnahme in dieselben bewarben. Suchten nun schon die Gilden ihre Genossenschaftshäuser reich auszustatten, so war dieses bei den Aemtern in noch viel höherm Masse der Fall. An dem wichtigsten Platze der Stadt, am „grossen Markte“, wie es in den Urkunden heisst, dem Rathhause gegenüber, führten die Aemter

der Bäcker, Schuhmacher, Gerber und Knochenhauer ihre Prachtbauten auf und überboten hierin sogar den Rath der Stadt. Aber selbst der an dieser Stelle grossartig angelegte Bau des Amthauses der Knochenhauer genügte auf die Dauer den Bedürfnissen der letzteren nicht; an noch zwei anderen Stellen errichteten sie grosse Amthäuser und kennzeichneten dadurch ihren überwiegenden Einfluss innerhalb der Bürgerschaft. Das eine derselben, aus der Zeit 1570, steht heute noch, es bildet die Ecke der Burgstrasse und des Steines, das andere, 1541 erbaut, war am Andreasplatze gelegen und ging im Jahre 1881 in Flammen auf. Sonderbarer Weise waren die Wappen dieser drei Amthäuser verschieden; das Hauptgebäude am Marktplatze hat das Lamm Gottes, eine Fahne tragend, ein Hinweis auf die enge Verbindung des Amtes mit der Kirche; das Gebäude am Andreasplatze hatte als Wappen einen Ochsenkopf auf einem Schilde, der von zwei reich gekleideten Speerträgern gehalten wurde; dieses Wappen, welches heute noch das Museum aufbewahrt, zeigt, dass das Zeitalter der Reformation bereits begonnen hatte, die kirchlichen Kennzeichen waren verschwunden. Das dritte an der Burgstrasse gelegene Amthaus hatte wahrscheinlich die Maria Magdalena in seinem Wappen.

Auch das Amt der Schuhmacher und Gerber hatte zwei Gebäude errichtet, das eine mit dem sogenannten Schuhhofe, stand an der Stelle der jetzigen Buchhandlung von Gebr. Gerstenberg; das andere, aus dem Jahre 1595, ist noch erhalten und befindet sich an der Innersten-Brücke, dem Johannis-hospital gegenüber; seine Lage an dem Wasser erforderte das Gewerbe der Gerber. Der Bäcker Amthaus lag links von dem Knochenhaueramthause und wurde schon im vorigen Jahrhundert entfernt; ein modernes Gebäude mit Arkaden, das bis zur Auflösung des Bäckeramtes als Amthaus diente, nimmt seine Stelle ein. Am Markte haben wir also nur noch das Amthaus der Knochenhauer, und auch dieses schwebte in Gefahr abgerissen zu werden; eine langjährige Benutzung zu allen möglichen Magazinen hatte das Innere des Gebäudes stark mitgenommen, und da man eine andere Verwendung für dasselbe nicht wusste, so war sein Abbruch bereits beschlossene Sache, und nur den Bemühungen des Senators Römer hat Hildesheim es zu danken, dass ihm eines der grössten Kunstwerke Deutschlands erhalten geblieben ist. Im Jahre 1852 wurde es von der Stadt angekauft und gleichzeitig restaurirt, was in der glücklichsten Weise gelungen ist. Die alten bemalten Füllbretter, soweit sie noch zu erkennen waren, überwies man dem Museum und neue mit vorzüglich schönen, ganz dem Geiste des 16. Jahrhunderts angepassten Malereien wurden dafür eingesetzt. Gegenwärtig sind die städtischen Leihhaus- und Sparkassengeschäfte in dem Amthause untergebracht und so letzteres aufs Neue nutzbar gemacht.



Der Grundplan des Gebäudes, den wir in nebenstehender Figur in seiner frühern Form gezeichnet haben, ebenso auch die gesammte innere Einrichtung der verschiedenen Stockwerke und Treppen ist bei der Restauration im Jahre 1852 vollständig umgeändert worden. Das erste vorgekragte Stockwerk bildete einen grossen Saal, der als Versammlungsraum dem Amte diente; in den höher gelegenen Stockwerken waren theils Wohnungen, theils grosse Vorrathsräume eingerichtet, deren Fussböden Gips bedeckte. Nur eine verhältnissmässig schmale Wendeltreppe in der nordwestlichen Ecke mit sehr geringen Trittstufenhöhen führte aus dem Erdgeschosse in die oberen Stockwerke; sie wurde 1852 abgebrochen und dafür eine zweiarmige in der südwestlichen Ecke neu aufgeführt. Von dem Mobilar ist noch ein mit lebhaften Farben bemalter gothischer Schrank erhalten, der seinen Platz im Museum gefunden hat.

Sehr interessant war die Eintheilung des Erdgeschosses, von welcher der 2,45 m breite, die Mitte durchlaufende, auf Strassenhöhe liegende Flur in der jetzigen Einrichtung beibehalten wurde. Dieser Flur, welcher den Marktplatz mit einem kleineren Platze, dem Hoken, verbindet, trennt das Gebäude seiner Tiefe nach in zwei Hälften und scheint stets als Durchgang benutzt worden zu sein. An seinen beiden Seiten sind gegenwärtig Kaufläden eingerichtet, früher waren die jetzt geschlossenen Räume nach dem Flur offen und in kleinere sogenannte „Fleischscharren“, welche in Süddeutschland heute noch mit Schirnen bezeichnet werden, eingetheilt. In ihnen hatten die Knochenhauer ihre Stände und Verkaufsstellen. Diese Fleischscharren, welche durch Klappen und dahinter befindliche Schiebefenster verschliessbar waren, öffnete man nur an Verkaufstagen; nach dem Hinaufschieben der untern Fensterhälfte wurden die Klappen herabgelassen und gleichzeitig als Tische zur Ausstellung der Waaren benutzt. Gleiche Verkaufsstellen hatten ebenfalls die beiden anderen Knochenhaueramthäuser, sowie auch andere Gewerbe; Kaufläden in dem heutigen Sinne des Wortes kannte man nicht, dafür waren solche Scharren oder Buden üblich, welche entweder in den Amt- oder Gildehäusern untergebracht waren, oder doch diesen sich anreiheten. Dem kaufenden Publikum war damals mehr als heute Gelegenheit geboten, die Waaren zu prüfen und auszusuchen.

Aehnliche Einrichtungen haben sich in anderen Städten bis auf die heutige Zeit erhalten, wie z. B. in Frankfurt am Main, wo in der Nähe des Domes die Schlachter ganze Strassen mit ihren dicht neben einander stehenden Schirnen besetzt halten.

Unter dem Erdgeschosse hat das Knochenhaueramthaus mächtige Keller aufzuweisen, welche zur kühlen Aufbewahrung der nicht verkauften Fleischwaaren bestimmt und daher auch direkt aus den Scharren zugänglich waren. Zum Schlachten selbst befand sich in dem Gebäude kein Raum, dagegen dürfte wahrscheinlich das Nachbarhaus an dem Hoken das eigentliche Schlachthaus gewesen sein.

Im Aufbau zeigt das Knochenhaueramthaus, da es die Ecke des Rathhausplatzes und der Marktstrasse bildet, zwei Ansichten, eine Giebel- und eine Langseite; erstere ist dem Platze, letztere mit der parallelen Firstlinie der Marktstrasse zugewendet. Seine Construction muss streng gothisch bezeichnet werden; mit unwesentlichen Aenderungen von seiner ursprünglichen Gestalt erhebt sich das Gebäude auf einem niedrigen Steinsockel; dem 3,40 m hohen Erdgeschosse setzt sich ein Zwischenstock auf, welcher hier durch den Flur nicht unterbrochen ist, weil jener, als offener Durchgang, weder Oberlicht noch Kaminanlagen bedurfte. Ueber dem Zwischengeschosse erhebt sich das erste Hauptstockwerk mit etwa 3,5 m, also verhältnissmässig hohen Räumen, ihm folgt das zweite Stockwerk mit etwa 2,5 m lichter Höhe und diesem, aber nur an der Giebelseite, noch zwei andere vorgekragte Stockwerke mit etwas geringerer Höhe, welchen sich schliesslich die ebenfalls vorgekragte mit Schiefer bekleidete Giebeldreiecksfläche, die noch zwei Geschosse enthält, anschliesst; im Ganzen, d. h. mit dem Erd- und Zwischengeschosse, sammt den Dachgeschossen sind also acht Stockwerke über einander gebaut, von denen die vier obersten unter dem steilen Satteldach liegen.

Die Ständer des Erdgeschosses reichen bis zum ersten Stockwerke, die Balken des Zwischengeschosses sind also wieder in jene eingezapft. Die Kopfbänder der untern Reihe wurden ganz nach gothischer Weise mit den Ständern verbunden, letztere zeigen die bisher gebräuchlichen ihnen angeschnitzten Ansätze mit Dreieckseinschnitten, welche zur Stütze der Kopfbänder dienten; an den oberen Reihen ist diese Construction unterblieben, hier verband man die Kopfbänder nur durch Zapfen und Bolzen mit den Ständern. Auch die Ecklösung stimmt mit jener der gothischen Periode genau überein; an den unteren Eckständern sind je drei Kopfbänder, von denen das mittelste diagonal zur Ecke gerichtet, angebracht; den oberen dagegen ist nur je ein diagonales Kopfband angefügt. Die sehr starken Ständer sind schmucklos und nur unterhalb der Fensterprofilleiste mit den sich anschliessenden Schubriegelhölzern zu einer bemalten Flächendecoration benutzt worden. Ebenfalls waren die Balkenköpfe ursprünglich mit dem auf Seite 44 dargestellten gothischen

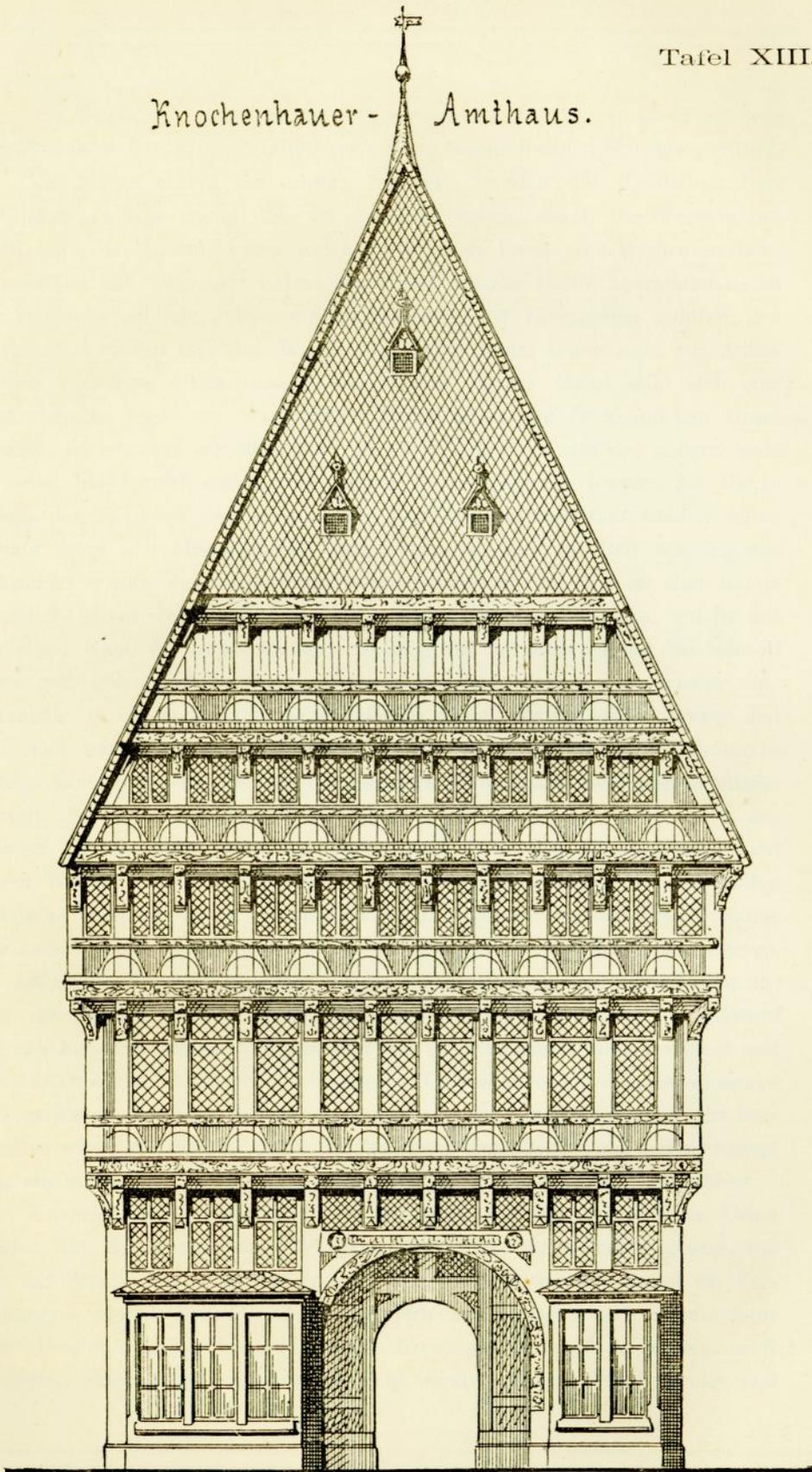
Profile versehen, was indessen dem Holzschnitzer wenig zuzusagen schien, so dass er nachträglich noch besondere Köpfe schnitzte und sie den Balkenköpfen aufnagelte, da sie aber nicht die ganze Fläche der Balken decken, so lässt sich jenes gothische Profil an den Seiten noch sehr wohl erkennen. Die Kopfbänder selbst sind ebenfalls in gothischem Geiste durchgeführt, streng genommen bilden sie eine Nachahmung der gothischen Figurenkopfbänder, nur dass an ihnen die Figuren und die sie umgebenden Ornamente in Formen der Renaissance ihre Ausführung fanden. In gleichem Sinne dürfte auch die Behandlung der Schwelle als eine Umgestaltung des gothischen Laubfrieses anzusehen sein; derselbe Gedanke, Figuren mit Laubwerk zu verbinden, ist uns schon an dem Hause Osterstrasse No. 285 entgegengetreten, nur dass er an dem Knochenhaueramthause weiter ausgebildet und in die Sprache der Renaissance umgesetzt wurde. Auch die über der Schwelle den Ständern aufgenagelte Latte ist als Constructionstheil nichts Neues, wir haben sie bereits an dem Martinihospitale und anderen Gebäuden vorgefunden; selbst die Fensterprofillatte ist mit Ausnahme des sie bedeckenden Ornaments durch gothische Profilformen gegliedert. Rundstab und Hohlkehle bilden überall, wo Profile an dem Gebäude vorkommen, die Grundformen; ausserdem tritt noch an den Schwellenprofillatten eine gewundene, jedoch nicht gothische Schnur hinzu. Das über der untern Schwellenprofillatte zu sehende Karniesglied ist erst später aufgenagelt worden, was man deutlich aus den ungleichen Theilen der Längen erkennen kann.

Schliesslich sei noch die Construction der Thorfahrt und Fenster erwähnt, welche nicht minder wie die Fensterbrüstungen mit ihren in verschiedenen Mustern zusammengestellten Backsteinen sich getreu gothischen Vorbildern anschliessen. In noch schärferer Weise ist das gothische Element an der der Marktstrasse zugewendeten Seite des Gebäudes betont, mit Ausnahme der Kopfbänder und der Ornamente auf den Fensterprofillatten ist hier überhaupt alles gothisch, selbst die Schwellen, welche auf dieser Seite den schon erwähnten herrlichen Laubstabschmuck zeigen.

Aus Vorstehendem ergibt sich also zur Genüge, dass der constructive Theil des Gebäudes in allen seinen Einzelheiten, wie wir Eingangs behaupteten, noch vollständig in gothischer Weise durchgeführt ist.

Von den Einzelformen fallen dem Beschauer zunächst die Schwellen auf, von denen die weitaus reichste, sowie formvollendetste unter dem ersten Hauptstockwerke an der Giebelseite sich befindet. Es wird schwer, sie durch Worte genügend zu schildern, sie vollständig abzubilden aber mangelt es an Raum; soweit uns nun dieser zur Verfügung stand, haben wir ihn benutzt, einen Theil des ersten und zweiten vorgekragten Stockwerks im Zusammen-

Knochenhauer - Amthaus.



hang auf Tafel XIV darzustellen; wir verweisen daher unsere Leser auf jene Figur, welche den grössern Theil der nun zu beschreibenden Schwellen enthält.

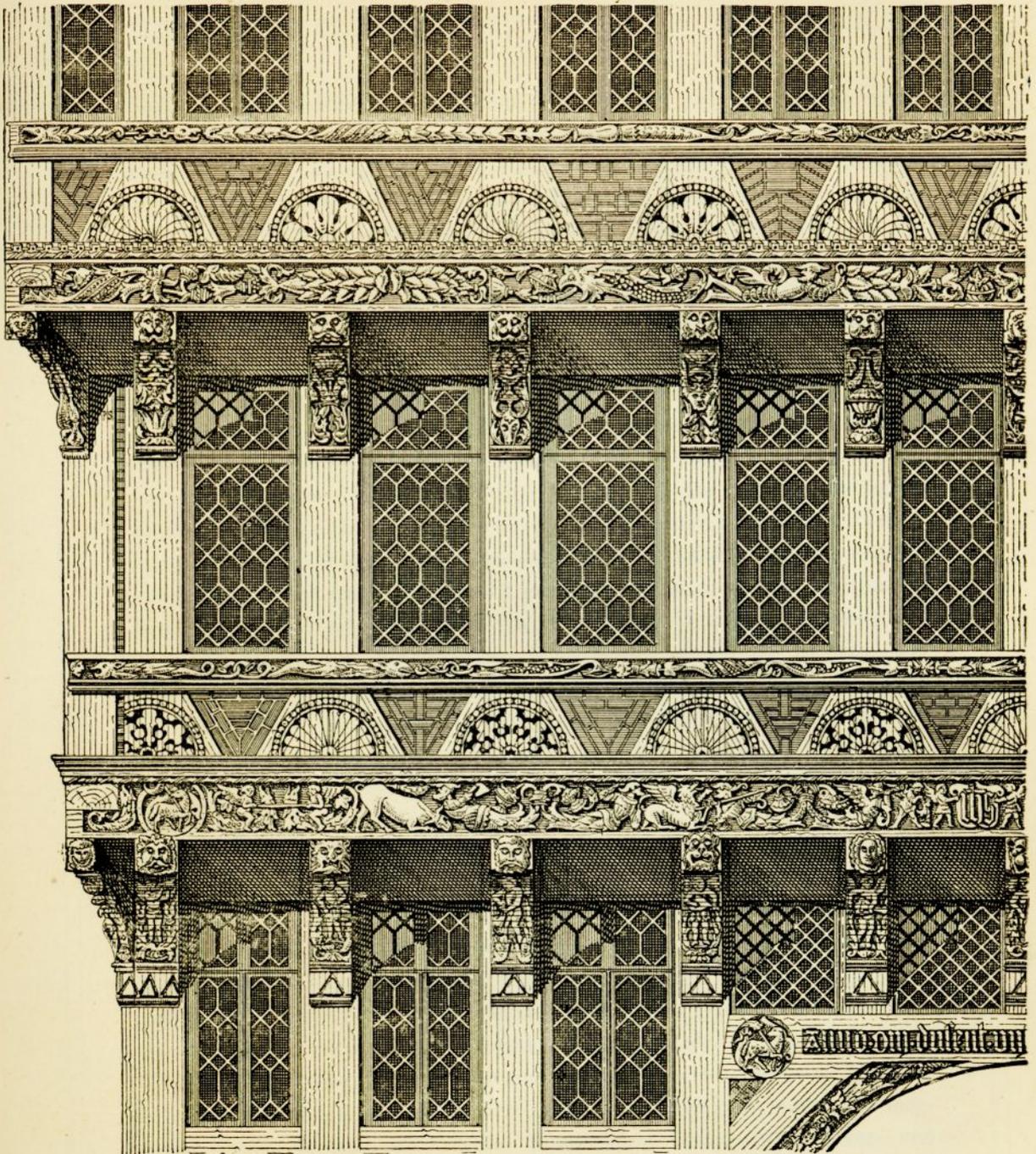
Zu beiden Seiten der untern Schwelle werden die figürlichen Darstellungen, welche wenig über 30 cm Höhe haben, durch das Wappen des Amthauses, das Lamm Gottes, welches mit einem Fusse eine kirchenförmliche Siegesfahne hält, begrenzt; neben jenen sind die zur Hälfte überplatteten, an der Hirnseite schlicht gebliebenen Balkenenden der Längsseiten sichtbar, den zwischen letzteren und den Wappen liegenden Raum füllen zwei mit Adlerköpfen versehene Ornamente. Dem Wappen linker Hand reiht sich eine humoristische Scene an, zwei kleine Engel sitzen auf fischähnlichen Ornamenten, welche auf der einen Seite in einen Adlerkopf, auf der andern Seite in einen Blätterkelch enden, und zerren an einer Stange herum; das Ganze macht den Eindruck, als ob hier das Turnierwesen bespöttelt werden sollte. Darauf folgt die Abschachtung eines Ochsens, der ein Beil schwingende Schlachter wächst aus einem Rankenstamme hervor, mit ihm ist eine andere männliche Figur durch einen ähnlichen Rankenstamm verbunden, welche mit der einen Hand ein langes Messer schwingt, mit der andern Hand den Schweif eines geflügelten Greifen hält; jenseits des letztern ist auch wieder eine männliche in einem Rankenstamm endende Figur, die mit einem Speere den sich noch mit seiner vordern Vogelklaue zu wehren suchenden Greifen durchbohrt. Eine geflügelte, der ihr benachbarten Figur analog gebildete männliche Gestalt, in ein gewundenes Horn blasend, beschliesst die linke Hälfte des Frieses. In der Mitte wird das Monogramm Jesu: *Ths*, das in Bändern auf einem Wappenschild geschnitzt ist, durch zwei pausbackige Engelsgestalten gehalten, ihnen zu beiden Seiten steht je ein Engel mit ornamentirter Posaune. Die andere Hälfte der Schwelle ist in der Composition symmetrisch der ersteren, die Anlage der Figuren hingegen weicht von derjenigen der ersten Hälfte ab; statt des Bläasers auf der linken Seite ist rechts ein Trommler, die darauf folgende mit jenem wieder verbundene Figur ist mit einem Schilde bewaffnet und stösst den Speer in den Rachen des ihm gegenüber stehenden Greifen, der an seinen in Vogelfüssen endenden Hinterbeinen durch die ihm nächststehende Figur festgehalten wird; den Schluss bildet die Zerlegung eines bereits getödteten Ochsens, dem ein auf seiner rechten Seite stehender Engel die unteren Theile ablöst.

Unvergleichlich schön sind die mit jenen Figuren verbundenen Ornamente; ihre Blattformen sind bei aller Zierlichkeit doch kräftig genug, um von der Strasse aus deutlich erkannt zu werden, nirgends zeigen sie Verdrehungen oder Ueberschlagungen, sondern sie bewegen sich in durchaus formvollendeten Linien, besonders schön hervorgehoben sind die breiten, sanft gewölbten Flächen der Schilfblätter, nicht minder aber auch die Ränder und

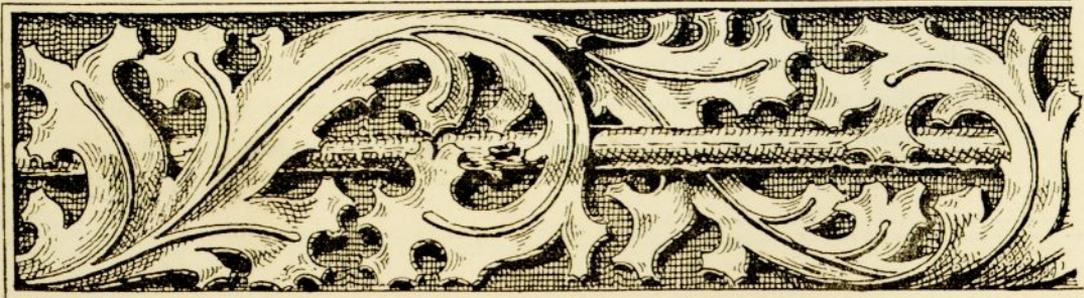
Rippen der an diesem Bau in der Holzarchitectur zum ersten Male auftretenden Akanthusblätter, welche unwillkürlich einen Vergleich mit griechischen Formen herausfordern, ohne dass sie den Character des Holzes verläugneten; die Bewegung der zur Darstellung gebrachten Thiere, die mit feinen, zierlichen Akanthusblättern bedeckten Köpfe der menschlichen Figuren sind so lebendig, die Vertheilung des Raumes so meisterhaft ausgeführt, dass wir sicher nicht zu weit gehen, wenn wir jene Schnitzereien den hervorragendsten Kunstschöpfungen aller Zeiten zuzählen. Auch die höher gelegenen Schwellen tragen einen ähnlichen werthvollen Schmuck; neben Akanthusblättern finden wir auf der zweiten Schwelle eine Art Rosenblatt zu Blattolden zusammengestellt; in gleichen Entfernungen von beiden Seiten der Mitte ist links eine männliche Figur in damaliger Tracht, rechts eine nackte weibliche Figur in liegender Stellung in dem Schwellenfriese unterbracht; auch besonders schöne Kelchbildungen sind in reicher Zahl ausgeführt. Die Formen an dieser, wie auch den höheren Schwellen sind, ihrer grössern Entfernung von dem Beschauer entsprechend, etwas kräftiger gehalten, als die der untern Reihe. Die Schwellbalken der drei oberen Stockwerke sind minder hoch, ihre sie bedeckende Ornamentik zeigt ähnliche Formen; wie jene am zweiten Schwellbalken, nur ganze Figuren sind ihnen nicht mehr eingestochen. Ueber den oberen Schwellbalken endet die den Ständern aufgenagelte Profillatte in eine zinnenartige Bekrönung, mit einer nur leicht eingestochenen perspectivischen Seitenansicht, welche wahrscheinlich ehemals auch die Profillatte der untersten Schwelle trug.

Von ausgezeichnete Schönheit sind die beiden Schwellen der Längsseite, hier ist, wie schon bemerkt, der herrliche Laubstab zur Ausführung gekommen; ein Stück der untern Schwelle haben wir auf Tafel XIV wiedergegeben. Der Laubstab schliesst sich älteren Vorbildern an und besteht gleich diesen aus einem Stamm mit Aesteauswüchsen, um welchen sich eine breitblättrige fleischige Eichenlaubranke windet. Die obere Schwelle ist etwas niedriger und daher auch nicht so reich entwickelt, wie die untere. Der Behandlung der Schwellen an der Giebelseite verwandt sind die unter dem Fenster den Ständern aufgenagelten Profillatten, welche einem schmälern Schwellbalken ähnlich scheinen; oben werden sie von einer Rundleiste, unten von einer Hohlkehle und Rundleiste abgeschlossen. Die friesähnliche Fläche ist gefüllt mit fischähnlichen Ornamenten aus Schilfblättern, Hummernzangen und anderen lang gezogenen Gebilden, die sich in verwandten Formen auf allen Fensterprofillatten wiederholen.

Nächst den Schwellen sind die Kopfbänder besonders hervorzuheben, welche am reichsten an der untern Reihe der Giebelseite des Gebäudes ausgebildet wurden. Die beiden Eckkopfbänder haben die auf Seite 45 besprochene gothische Grundform, welche, da sich sowohl den beiden von unten



Schwelle am Knochenhauer-Amthaus.



nach oben gerichteten Dreiecksflächen, als auch der mit seiner Spitze nach unten weisenden mittlern Dreiecksfläche besondere Rankenstämme ansetzen, noch durch die Ornamentik mehr hervorgehoben werden. Zu den Figuren der Kopfbänder, die aber nur an der bevorzugten untern Reihe der Giebelseite zur Ausführung gelangten, sind entweder ganz nackte, oder nur mit einem Hüftentuche versehene, geflügelte, zum grössten Theil musicirende Engelsgestalten verwendet. Auffallend erscheint es, hier nackte menschliche Körper zur Schau gestellt zu sehen, was in der gothischen Plastik vollständig verpönt war; es muss der Meister, der in damaliger Zeit so etwas wagen, mit allen Traditionen brechen konnte, viel gegolten haben; er muss aber auch anderwärts seine Kunst erlernt haben, ohne Vorbilder ist es nicht denkbar, dass solche Schnitzereien entstehen konnten; die Lebendigkeit, welche die frei aus dem Holzkerne heraus geschnitzten Figuren bei den verschiedenartigsten Stellungen zeigen, nicht minder die schönen, der Kindergestalt auf das glücklichste angepassten Verhältnisse beweisen, dass ihr Schöpfer mit den Formen des menschlichen Körpers sich eingehend vertraut gemacht hatte, dass er auch auf dem Gebiete der Plastik den grössten Meistern Deutschlands jener Zeit zuzuzählen sei.

Die meisten von den reizenden Engelsfiguren stehen auf Kelchen, aus welchen breite, die Figuren umrahmende Ranken sich entwickeln. Beginnen wir linker Hand, so finden wir dem ersten Kopfbande einen Engel herausgeschnitzt, der auf einer Flöte bläst; auf dem zweiten Kopfbande ist ein Engel mit einer Trommel, die er bearbeitet; das dritte Kopfband zeigt uns einen Engel, in eine Posaune blasend; auf dem vierten ist ein Lautenschläger, der statt des Hüftentuches einen Schilfblätterkranz um sich gewunden hat; das fünfte Kopfband bringt einen Engel mit Mandoline, das sechste einen Violinspieler mit krummem Bogen und das siebente einen Dudelsackpfeifer; auf dem achten Kopfbande ist ein Löwe dargestellt, dem ein auf ihm stehender Engel den Rachen aufreisst; der Engel des neunten Kopfbandes trägt ein geflammtes Schwert und der des zehnten und letzten Figurenkopfbandes endlich ein langes speerähnliches Schwert. Zu weit würde es uns führen, alle Kopfbänder der oberen Stockwerke und der Längsansicht einzeln zu beschreiben; sie sind auch in vorzüglicher Arbeit ausgeführt und zeigen alle möglichen Ornamentenmotive: Früchte, Blumenkörbe, ornamentirte Thier- und Menschenköpfe, heimische Pflanzenformen, eine Schlachterscene auf dem dritten Kopfbande links der untersten Reihe an der Langseite des Gebäudes, selbst humoristische Darstellungen haben hier ihre Verwendung gefunden, so z. B. an dem ersten Kopfbande rechts des zweiten Geschosses, woselbst aus dem mächtigen Rachen eines ornamentirten Kopfes die untere Hälfte einer in wenig anständiger Stellung sich befindenden Kindergestalt heraustritt, ein

Motiv, das auch an der Thorfahrt wiederholt ist. Die zweite und dritte Reihe Kopfbänder an der Langseite sind einfacher gehalten und scheinen nicht aus der Hand des Holzschnitzers hervorgegangen zu sein.

Den Balkenköpfen sind, wie schon angeführt, derb geschnitzte, zum Theil ornamentirte Thier- und Menschenköpfe nicht angeschnitzt, sondern aufgenagelt und dürfte dieser wurde Punkt in der Construction unsere Eingangs ausgesprochene Vermuthung bestätigen, dass Zimmermeister und Holzschnitzer hier nicht in einer Person vereinigt waren.

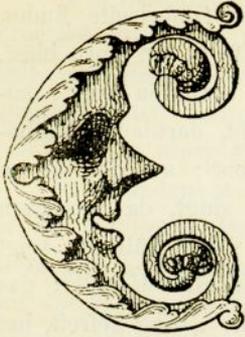
Eine andere wurde Stelle bietet die Umrahmung der Thorfahrt. Schon in der gothischen Periode stimmen die zur Verwendung gebrachten Formen nicht mit der Construction überein, die Profile gehen ohne Rücksichtnahme auf die kopfbandähnlichen Zwischenstücke über jene hinweg; man sieht, dass letztere nur eingeschoben wurden, um die Nachahmung des für Steinmaterial erfundenen Spitz- oder Rundbogens ermöglichen zu können, und darüber vergass man die sonst überall beachtete Regel, die einzelnen Constructionstheile ihrer Bedeutung und Richtung gemäss zu behandeln. Derselbe Missgriff wiederholt sich an der Thorfahrt des Knochenhaueramthauses; statt der Profile geht hier in diesem Falle eine mit aufsteigenden Ornamenten reich gefüllte Fläche längs der Umrahmung über die einzelnen Holztheile ohne Unterbrechung hinweg, die Ornamente werden in Folge dessen an den Stosstellen durchschnitten und die Construction wird verdeckt. Die Ornamentik erinnert hier mehr als anderswo an italienische Vorbilder, Figuren mit Kelchen, Blüten und Früchte wechseln ab und verleihen dem Thore einen höchst malerischen Reiz. Auf dem Thorsturzbalken ist zu beiden Seiten das Wappen der Knochenhauer, das Lamm Christi, eingestochen, dazwischen ist in plattdeutscher Mundart die Erbauungsjahreszahl in gothischen Buchstaben eingeschnitzt; diese lautet: Anno. Onj. dusent. vyffhundert. twitich. ude. neghen.

Die Fenster bestehen aus kleinen in Blei gefassten sechseckigen Scheiben, ihre Umrahmung ist schmucklos. Die Fächer unter ihnen sind mit Backsteinen geometrisch gemustert. Ueber den Ständern und den angrenzenden kleinen Schubriegelhölzern ist ein zierliches Ornament aufschablonirt, auf dessen Form wir eingehender in der zweiten Epoche der Uebergangsperiode zurückkommen werden. Die beiden Anbauten an der Thorfahrt mit den grossen Schaufenstern sind vor einigen Jahrzehnten dem Gebäude angefügt worden und bilden die einzige wahrnehmbare Veränderung an der Aussenseite.

Es bleiben uns jetzt noch die Füllbretter zu besprechen übrig, die, wie bereits erwähnt, bei der 1852 erfolgten Restauration ältere ersetzen mussten. Letztere enthielten Köpfe mit gothischem Laubwerk umgeben, oder auch nur aufschablonirte Flachmalereien. Die jetzt die Füllbretter schmückenden Male-

reien stammen aus der Hand des Malers Georg Bergmann, der seine schwierige Aufgabe, namentlich was die Farbenbehandlung betrifft, sehr geschickt gelöst hat. Als Stoff hat er Sinnsprüche ausgewählt und sie durch Bilder näher veranschaulicht. Auf der untern Reihe der Giebelseite finden sich von links beginnend: ein Marktschreier, dessen Gehülfe in ein Horn bläst, als Spruch ist diesem Bilde beigegeben: „Die Welt will betrogen sein“; sodann eine nackte weibliche Figur, der sich ein Mann naht, darüber: „Verbotene Früchte schmecken süß, Adam und Eva im Paradies“; auf der dritten Tafel Sänger und Sängerin mit dem Spruche: „Wo man singt, da lass Dich fröhlich nieder, böse Menschen haben keine Lieder“; das vierte Füllbrett zeigt einen Geizhals mit der Ueberschrift: „Geiz ist die Wurzel alles Uebels“; das nächste Bild enthält ein junges Paar mit dem Sinnspruch: „Jung gefreit, hat nie gereut“; auf der sechsten Tafel sieht ein lachendes Gesicht mit der Nachtmütze bekleidet zum Fenster heraus; auf dem siebenten Füllbrette ist ein Feinschmecker dargestellt, dem der Spruch: „Unsere Vorfahren waren auch keine Narren“, beigegeben ist; das achte Bild zeigt einen eingeschlafenen Wächter, daneben einen Dieb mit der Beischrift: „Wenn der Wächter nicht wacht, wacht der Dieb“; das neunte und letzte Bild der Reihe enthält ein Todtengerippe zwischen einem Könige und einem Bettler, als Illustration zu dem Sinnspruche: „Arm oder reich, der Tod macht alles gleich“. In der zweiten Reihe sind die Brustbilder historischer Persönlichkeiten, welche auf die Geschichte der Stadt Bezug haben, so unter anderen Ludwig der Fromme, Bischof Bernward, Carl V. u. s. w.; die Füllbretter der höher gelegenen Geschosse zeigen die Abzeichen der Gewerke. An der Langseite des Gebäudes finden sich neben Fruchtstücken und leckeren Gerichten auch scherzhafte Darstellungen von Thiergruppen.

Auch die Beleuchtungsgeschichte unserer Strassen hat an dem Knochenhaueramthause zwei Gedenksteine aufzuweisen; rechter Hand an der Giebelseite ragt eine kantige, gewundene eiserne Stange in die Strasse, welche an dem Gebäude durch ein zierliches schmiedeeisernes Ornament gestützt wird, an ihrem Ende trägt sie eine mit Reifen und Henkel versehene Pfanne, die dazu diente, bei feierlichen Gelegenheiten Pechkränze aufzunehmen und so die Beleuchtung des Platzes zu ermöglichen, auf der Stange steht aus Blech das Wappen des Amthauses, das Lamm Christi. Während diese Art der Beleuchtung noch aus dem 16. Jahrhundert stammt, ist an der andern, linken Ecke des Hauses eine Laterne aus dem Anfange dieses Jahrhunderts für Oellicht angebracht.

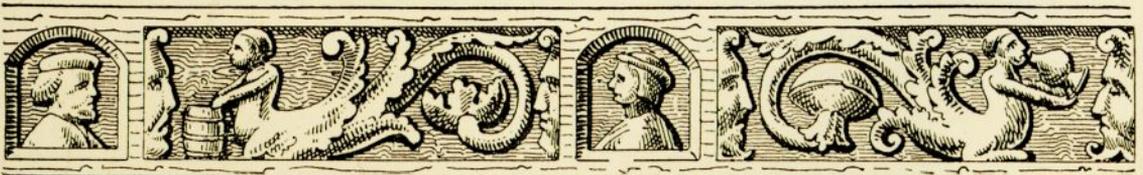


in solcher Bau, wie wir ihn in dem Knochenhaueramthause in vorstehender Schilderung kennen gelernt haben, konnte nicht ohne Einfluss auf die Geschmacksrichtung unserer kunstsinnigen Vorfahren bleiben, die zierliche Sprache seiner Formen war zu anmuthsvoll, als dass sie nicht zur Nachahmung hätte auffordern sollen. Es war ein Wurf in's Wasser, der dasselbe in die heftigste Bewegung versetzte; verschiedene Strömungen machen sich bemerkbar, die bald mehr, bald weniger die alten Formen mit den neuen zu vermischen suchen, so dass es schwer wird, die gleichzeitig neben einander bestehenden Richtungen zu trennen und einen systematischen Entwicklungsgang der nun folgenden Periode aufzustellen. Wir wollen diese schwierige Aufgabe dadurch zu vereinfachen suchen, dass wir erst die Gebäude aufzählen, deren Ornamentik sich am meisten jener des Knochenhaueramthauses anschliesst und betreffs dieser noch der Periode der Frührenaissance zugezählt werden müssen, die Behandlung der etwa an ihnen sich vorfindenden Neuerungen in der Ausschmückung und Bildung von Constructionstheilen, oder auch des ganzen Aufbaues, hingegen in einen spätern Abschnitt verlegen.

In erster Linie sind hier drei Häuser zu nennen: das Seitengebäude der Gerstenberg'schen Buchdruckerei, Rathhausstrasse Nr. 337, etwa aus dem Jahre 1540; der neue Schaden, Kreuzstrasse Nr. 1228, vom Jahre 1541 und ein kleines Häuschen am gelben Stern Nr. 1048, vom Jahre 1548, welche sich besonders durch die schönen Formen der Ornamentik ihrer Schwellen bemerkbar machen und so gleichartige Durchführung jener zeigen, dass sie einem Meister zugeschrieben werden müssen. Den Satzschwellen der genannten drei Häuser sind Felder eingeschnitten, deren Eintheilung durch die Ständer bedingt ist, unter letzteren haben sie deren Breite, zwischen ihnen die Breite der Fenster. In den kleineren, also den Ständerbreiten gleichkommenden Oeffnungen befinden sich Brustbilder; in den langen Feldern sind Oberkörper menschlicher Figuren, an dem Hause: Rathhausstrasse Nr. 337 auch solche von Thieren eingeschnitten, die mit kräftig gehaltenen Rankenspiralen verbunden sind. Letztere enden in kelch- oder fruchtförmige derbe Ansätze, wie sie an den Schwellen des Knochenhaueramthauses zu dem gleichen Zweck bereits



Schwelle am Neuen-Schaden. Kreuzstrasse № 1228.



verwandt wurden. Aus dem Rankenstamme selbst entwickeln sich in überaus reicher Modellirung Akanthusblätter, deren Formen aber von jenen des Knochenhaueramthauses etwas abweichen, die Spitzen der Blätter sind mehr abgerundet und ihre Rippen nur ganz leicht angedeutet, doch sind auch sie vollständig im Geiste der Hochrenaissance gehalten.

Leider gestattet uns der Raum nicht, sämmtliche Schwellen dieser drei Häuser zur Abbildung zu bringen, die alle gleich formvollendet sind, doch soll die vollständige Wiedergabe der originellsten derselben unsere Leser dafür entschädigen.

Ein sprudelnder Humor spricht aus der Bilderreihe des „Neuen Schaden“, Kreuzstrasse Nr. 1228, welche als Illustration zu dem bekannten Spruche: „und die Deutschen, sie tranken immer noch eins“ gelten könnte. Hier bedurfte es nicht erst eines Schildes, um eine Wirthschaft anzukündigen, das besorgten die auf der Schwelle des vorgekragten Stockwerks eingeschnitzten Trinkscenen, die offenbar gleich die Anpreisung der hier zu findenden vorzüglichen Getränke bezwecken sollten. Die Getränke, das sagen die Bilder, sind hier so gut, dass man nicht genug bekommen kann, dass man immer wieder zum Krüge greifen muss; unseren Vorfahren war also die Reklame auch nicht ganz fremd.

Die auf Tafel XV unter einander gezeichneten Schwellenstücke und das Schlussstück auf Tafel XVI haben wir uns als fortlaufende Reihe zu denken. Auf dem ersten langen Felde wird ein Trinker vorgeführt, der einen mächtigen, beinahe ausgeleerten Humpen an seinen Mund führt; sein dicker Bauch beweist, dass er bereits eine gehörige Quantität zu sich genommen haben muss. An beiden Seiten des Feldes beobachten den Trinker zwei ornamentirte Köpfe, deren Gesichtsausdruck, wie es auch in den übrigen Feldern der Fall ist, der Situation angepasst ist; sie scheinen hier gewissermassen das Amt einer Kritik über das Gebahren des Schlemmers auszuüben. Auf dem zweiten Bilde will sich der Trinker der Last übermässig genossener Getränke entledigen und steckt deshalb den Finger in den Mund; Schadenfreude zeigt der linke Kopf, Abscheu der rechte; nun greift, auf dem dritten Bilde, der Trinker zu einer Schale, aber trotz alles Würgens, das selbst durch den weit vorgestreckten Bauch zum Ausdruck gebracht wird, will es ihm noch nicht gelingen, doch endlich auf dem vierten Bilde glückt es ihm, der Leib zieht sich zusammen und die Schüssel füllt sich. Das grösste Entsetzen malt sich auf dem Gesichte des einen, Abscheu auf dem Gesichte des andern beigegebenen Kritikers. Doch kaum fühlt sich der Trinker erleichtert, so greift er auch schon wieder zum Krüge, der dieses Mal noch weit grösser als der erste ist; das scheint den beiden Kritikern denn doch zu viel zu sein und sie scheuen sich nicht, ihre Gefühle durch Gebärden zum Ausdruck zu bringen. Eine Tafel mit der Jahreszahl 1541,

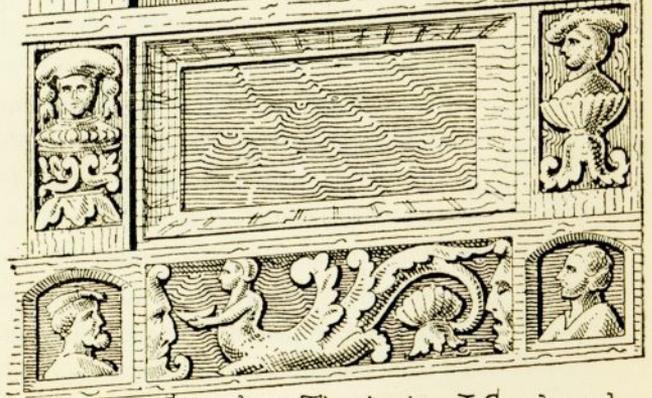
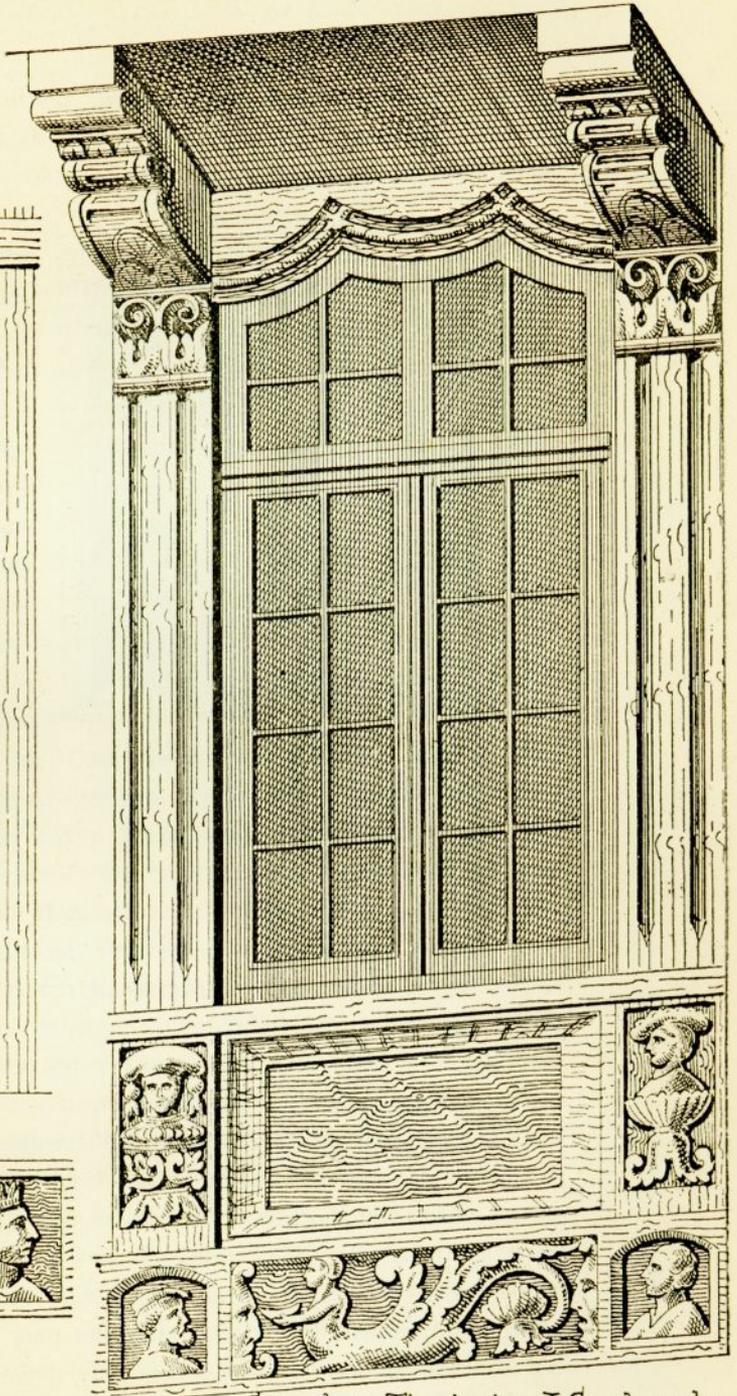
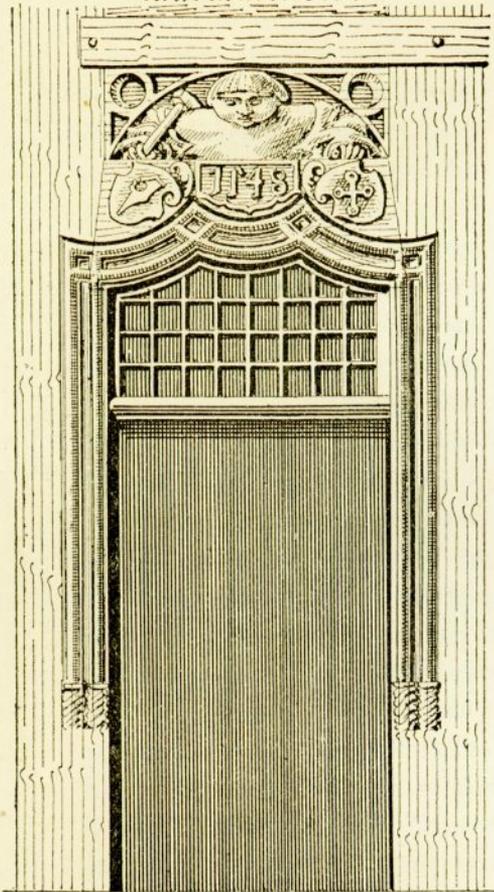
deren Ziffern theilweise ornamentirt sind, unterbricht die Reihe. Doch schon auf dem nächsten Felde sehen wir unsern Trinker wieder, den Krug mit beiden Händen zum Munde geführt, dessen Neigung schon eine bedenkliche Abnahme des Inhalts verräth; aber der Durst ist ihm noch nicht gross genug, es bedarf noch besonderer Reizmittel, diesen zu erhöhen, und die sucht der Trinker in einem aufgehobenen Fasse; auf dem neunten Bilde sehen wir ihn tief in das Fass hineingreifen, um demselbem Häringe zu entnehmen und zu geniessen, das scheint denn auch die gewünschte Wirkung hervorgebracht zu haben, rasch greift der Trinker auf's Neue zum Krüge, um schliesslich auf dem letzten Bilde (siehe Tafel XVI) diesen wieder mit einer Schüssel umzutauschen. Durch passende Gebärden erhöhen die beiden Beobachter das Komische der Situation. Gewiss ein köstlicher, wenn auch vielleicht nach unseren heutigen Anschauungen derber Humor. Die auf den kleineren Feldern befindlichen Brustbilder stehen ohne Zusammenhang und sollten wohl eine Auswahl verschiedener Charakterköpfe bilden.

An demselben Hause sind den Ständern zwischen den Schwellen und den Fensterprofilen, statt der am Knochenhaueramthause angewandten Flachmalereien, Schnitzereien eingeschnitten, welche sich in ihren Formen denen der Schwelle anschliessen. Sie bestehen grösstentheils aus aufsteigenden Ornamenten von Akanthusblättern, Kelchen und anderen Formen und schliessen oben mit Köpfen oder Brustbildern ab. Manche dieser Reliefs, von denen wir zwei auf Tafel XVI zur Darstellung gebracht haben, zeigen wieder humoristische Figuren. Zwischen den Ständern finden wir eine neue Zugabe, die Verkleidung des Mauerwerks durch eine hölzerne Platte, welche hier die Form eines Rahmens hat und daher darauf schliessen lässt, dass die innere Fläche durch Malerei geschmückt war. Auf die Construction der Fenster, Ständer und Kopfbänder kommen wir später zurück. An der Rückseite des Gebäudes haben die Kopfbänder und Schwellen die auf Seite 76 beschriebenen Mischstilformen.

Die gleichen Ornamentenmotive hat, wie schon bemerkt, auch die Schwelle des Hauses: Rathhausstrasse No. 337 aufzuweisen, ihr eines Ende wird nur leider durch eine später dort angesetzte Auslucht verdeckt, so dass nur einige Felder der Schwelle sichtbar sind; statt der Menschenoberkörper sind hier Löwen und Steinböcke verwendet, welche vermuthlich einen Hinweis auf das Wappen des Bauherrn bilden. Den Thieren sind Vorderfüsse beigegeben und dieses Vorbild scheint den Bildschnitzer veranlasst zu haben, auch den Figuren auf der Schwelle des neuen Schaden solche anzusetzen.

Als drittes Bauwerk mit verwandten Ornamenten haben wir das Häuschen No. 1048, „am gelben Stern“, aufgeführt. Die Ausführung der Schnitzarbeiten an demselben ist nicht minder schön als die an den beiden vorher besprochenen Häusern. Aus seinen auf Tafel XVI vollständig wiedergegebenen

Hausthüre № 1048.

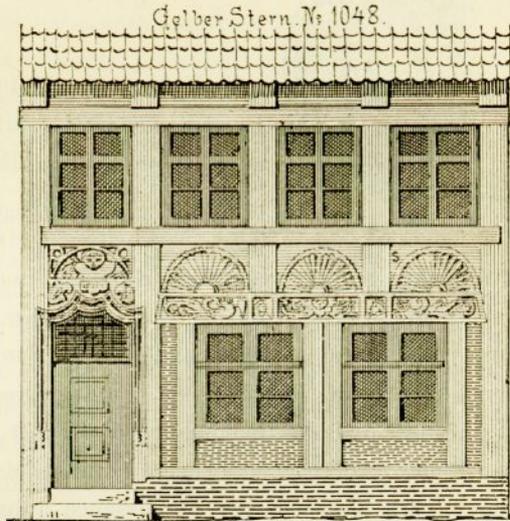


Neuer Schaden. Theile des I. Stockwerks

Schwelle am Hause № 1048.

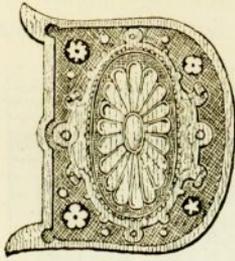


Schnitzereien erkennen wir deutlich, was in dem Hause getrieben wurde. Hier wohnte ein Waffenschmied, der seine Thätigkeit auf Holzreliefs schildern liess. Ohne einstweilen auf die abweichende Construction des Aufbaues jenes Häuschens näher einzugehen, sei doch gleich bemerkt, dass der Schwellbalken, dem diese Ornamente eingeschnitzt wurden, sich nicht über die ganze Länge des Gebäudes erstreckt, er ist an seinen beiden Enden in die bis zum Dache durchgehenden Ständer eingelassen, und hat der hierbei angewandte schiefe Stoss des Balkens gegen die Ständer auch den Eckfeldern ihre nach oben sich verjüngende Form vorgeschrieben; es ist dies ein hervorzuhebendes gutes



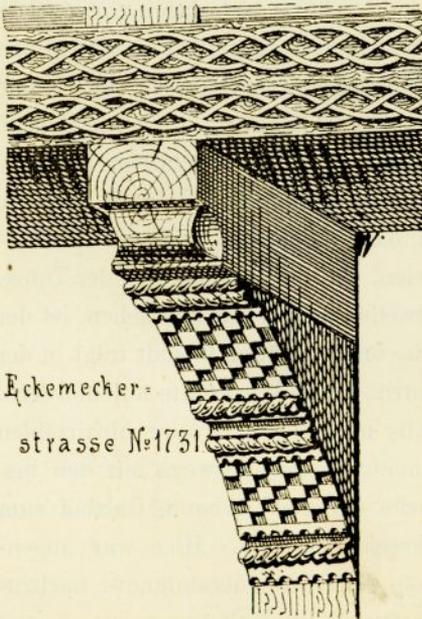
Beispiel, wie die Decoration der Construction untergeordnet werden, und wie man letztere durch oft ganz geringe Hülfsmittel deutlich zum Ausdruck bringen kann. Auf dem linken Felde finden wir die Anpreisung der Waare, ein menschlicher Oberkörper, in den bereits beschriebenen Rankenstamm endigend, schwingt einen spitzen Hammer und schützt sich durch einen schön geformten Schild. Das Mittelfeld mit rechteckiger Umrahmung enthält einen Kopf, dem sich nach beiden Seiten Rankenstämme anschliessen; das rechte Eckfeld zeigt uns den Waffenschmied in voller Thätigkeit; er ist im Begriff, auf einem Amboss ein krummes Stück Eisen mit einem mächtigen Hammer zu bearbeiten. Die beiden kleineren quadratischen Felder sind durch gekrönte Köpfe ausgefüllt, welche wohl besagen sollen, dass die hier zu findenden Waffengeräthe selbst für Fürsten nicht zu schlecht seien. Auf einer Platte über der Thüre, deren Form und Umrahmung wir hier einstweilen auch noch übergehen, ist der Waffenschmied in eigner Person zu sehen; die breite kräftige Gestalt trägt in der Rechten einen Hammer und scheint zum Eintritt in die Werkstätte aufzufordern.

Als letztes Gebäude, das man allenfalls noch dieser Gruppe hinzuzählen könnte, obschon die Formen seiner Ornamente sich keineswegs mit den bislang beschriebenen vergleichen lassen, dürfte der 1546 erbaute Gasthof zum Elberfelderhof, Osterstrasse No. 276, zu bezeichnen sein. Hier war augenscheinlich der Schnitzer bemüht, Motive vom Knochenhaueramthause nachzuahmen, was ihm aber nur in sehr mangelhafter Weise gelang.



Der Stoff dieser hochinteressanten Gruppe, mit welcher die Hildesheimer Holzarchitectur ihren Höhepunkt erreicht, ist durch die angeführten Bauwerke erschöpft und haben wir uns nunmehr der zweiten Art Mischstil zuzuwenden, die der Zeit nach sich von 1530 bis 1580 erstreckt. Obwohl sie in den ersten Jahrzehnten sich mehr als die vorhergehende Gruppe den gothischen Vorbildern anschliesst, haben wir sie doch jener nachstellen müssen, weil sie sich einestheils über einen längern Zeitraum ausdehnt, anderntheils aber einen bessern Anschluss an die folgenden Perioden gestattet; sie bildet gewissermassen das Bindeglied zwischen der Gothik und der Renaissance und führt uns alle jene Entwicklungsstadien der Reihe nach vor, welche eine stufenweise Umwandlung des alten Holzbaustils in die Bauweise der Renaissance anbahnen.

In ihren ältesten Vertretern weicht die Periode kaum merklich von den gothischen Grundformen ab; der Aufbau sowie die gesammte Construction bleiben ungeändert, auch die Fenster sind Anfangs noch schmucklos; nur an der Schwelle und am Kopfbande machen sich neue Formen bemerkbar; statt



Eckemecker-
strasse №1731

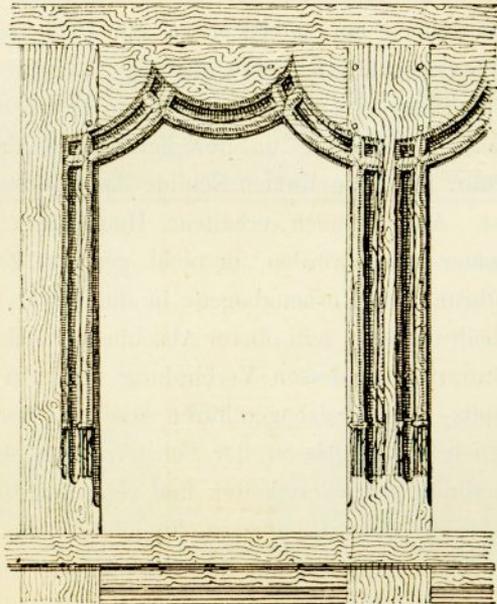
des schlichten Rundstabes kommen gedrehte Schnüre in Anwendung und statt der Dreiecksverzierung Schachbrettmuster, wie es nebenstehendes Beispiel, das einem Hause, Eckemeckerstrasse Nr. 1731, entnommen ist, zeigt. Diesen beiden Motiven, welche sich zahlreich an Gebäuden jener Zeit vorfinden, tritt auf dem vorgekragten Schwellbalken in verschiedenartigen Zusammenstellungen ein Flechtbandmuster hinzu; an manchen Häusern finden wir der Schwelle nur ein Flechtband eingestochen, wie z. B. Hoherweg Nr. 365 und Lambertiplatz Nr. 649, an anderen sind zwei Flechtbänder über einander angebracht, wie es auch nebenstehende Figur zeigt; in der Judenstrasse, am Hause Kobel, ist sogar ein gut ausgeführtes Flechtband mit einem in dessen Mitte sich befindenden Stab in Verbind-

Handwritten notes:
 1. Hohenweg Nr. 365
 2. Lambertiplatz Nr. 649
 3. Judenstrasse am Hause Kobel

dung gebracht, also gewissermassen eine Nachahmung des Laubstabes zur Anwendung gekommen, oben schliesst die fragliche Schwelle mit einer aufgenagelten Profilplatte ab. An allen jenen Schwellen, die bis zum Jahre 1550 im Gebrauch blieben, ist das Flechtwerk ohne Unterbrechung der ganzen Länge nach eingeschnitten.

Ein anderes, dem Laubstabe verwandtes Motiv hat die Schwelle des Eckhauses am Hohenweg Nr. 366 aufzuweisen (siehe Tafel XVII); aus einer Ranke entwickeln sich abwechselnd nach oben und unten gerichtete Profilblätter, welche geschickt die Zwischenräume der sich wellenförmig bewegenden Ranke ausfüllen. An demselben Hause, das etwa dem Jahre 1530 entstammt, sind die Kopfbänder noch rein gothisch; in ihrer Mitte ist ein kräftiger Wulst, nach oben und unten schliessen sie sich in geschweifter Form den ihnen nächstliegenden Constructionstheilen an. Sehr schön ist die Ecklösung, welche wir auf Tafel XVII zur Abbildung gebracht haben; statt der Abfasung ist dem Kopfbande eine herzhaft lachende ganze Figur herausgeschnitzt, welche sich auf den untern Vorsprung mit den Füßen stützt, und mit den Händen den herauspringenden Balken zu tragen scheint. Diese köstliche Figur ist der Ecke vortrefflich angepasst, leider sieht man sie nur von der einen Seite, die andere der Rathsapotheke zugewandte ist durch eine moderne Ladeneinrichtung verdeckt.

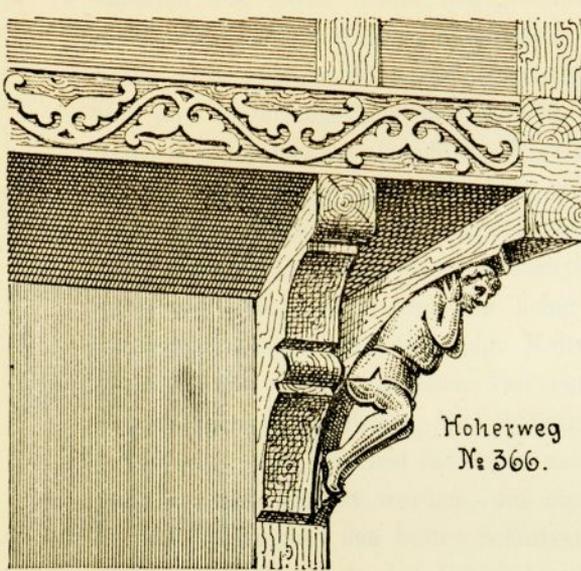
Eine wesentliche Aenderung in der Construction, wenn auch die Lösung in spätgothischen Formen erfolgte, bietet die reichere Ausbildung der Fensterumrahmung, wie sie Ende der dreissiger Jahre allgemein eingeführt wurde. Den Ständern schnitt man säulenförmige Stäbe ein und trennte sie durch kräftige Hohlkehlen, dem Fenstersturz aber gab man drei nach abwärts gerichtete, sich schneidende Kreisbögen, welche die Fensteröffnung abschlossen; ihres an Vorhänge erinnernden Aussehens halber hat man sie gemeinschaftlich mit „Vorhangbogen“ benannt. Die Kreisbögen wurden mit demselben Profile wie die Ständer versehen und die hierdurchgebildeten, den Bogenlinien folgenden Stäbe, wie es beistehende Figur zeigt, an den Ecken durchschnitten. Eine kräftige Schattenwirkung ergab sich hieraus, die man in einzelnen Fällen noch dadurch zu erhöhen suchte, dass man zwei durch



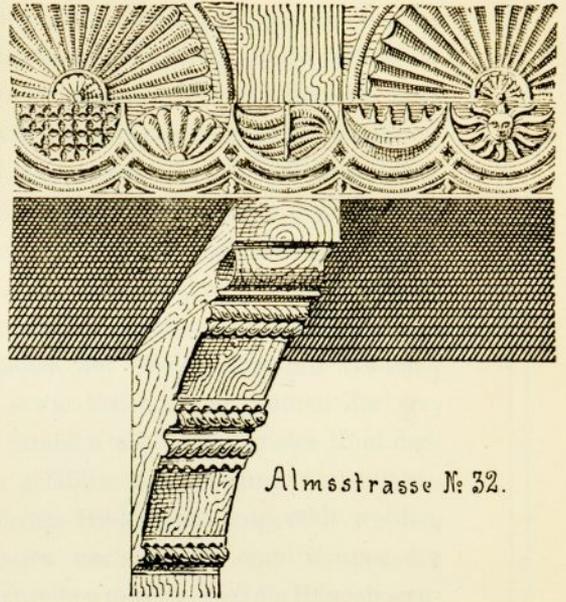
Hohlkehlen getrennte Stäbe neben einander herlaufen liess, wie es z. B. bei der auf Tafel XVI dargestellten Thür des Hauses am gelben Stern Nr. 1048 der Fall ist. Die Stäbe, welche immer innerhalb der Aussenfläche der Ständer bleiben, wurden auf jenen nicht bis zu der Fensterprofilplatte herabgeführt; sie enden unten mit einer durch eine Wulst oder auch aus mehreren Gliedern abgeschlossenen Basis, die bald durch vertikale Rinnen, bald durch eine gewundene Form noch mehr betont wird; die zwischen den Stäben ausgestochene Hohlkehle schliesst unten kreis- oder spitzbogenförmig ab. Zu dem Fenstersturziiegel wurde der Ständerdicke entsprechend starkes Holz verwendet, das in letztere durch verbolzte Zapfen tief eingreift.

Wir haben diese spätgothische Form schon an der Windenlucke des v. Alten-schen Hospitals, aus dem Jahre 1497, vorgefunden, ihre Verwendung im Holzbau ist also eigentlich nicht neu, aber erst im Mischstil, als man zu höheren Fensteröffnungen überging, wird sie allgemein zur Schmückung von Oeffnungen gebräuchlich.

Eines der ältesten Beispiele, dass der Vorhangbogen sowohl zu den Fenster- als auch Thüröffnungen angewandt wird, gibt uns das Gebäude am Hohenweg Nr. 395 aus dem Jahre 1535; an der einen vorspringenden Ecke ist an der Seite ein Fenster, das der obigen Form entspricht, noch gut erhalten; ebenso zeigt der Thürsturz über der modernen Einfassung noch jenen Bogen. Die Erbauungsjahreszahl steht auf dem durch den mittlern Bogen eingeschlossenen Felde, über den Seitenbögen sind Wappen eingeschnitzt, eine Anordnung, welche von nun ab an vielen Bauten sich nachweisen lässt, wie es z. B. auch an der schon wiederholt genannten Hausthür des kleinen Häuschens am gelben Stern Nr. 1048 (siehe Tafel XVI) der Fall ist. Auf Wappenschildern liebte man es, Handwerkszeuge anzubringen, welche die Thätigkeit des Hausherrn veranschaulichten; sie spielten also gewissermassen die Rolle unserer heutigen Aushängeschilder; so auch auf unserer Thür, an deren linkem Schilde das Schloss einer Radbüchse herausgeschnitten ist. Andere noch erhaltene Hausthüren gleicher Art finden sich, wie wir später sehen werden, in nicht geringer Zahl bis zum Jahre 1580. Die Einführung des Vorhangbogens in die Holzarchitectur muss als Rückschritt verurtheilt werden; sein oberer Abschluss erforderte die Einschabung eines besondern Sturziiegels, dessen Verbindung mit den Ständern, ebenso wie es bei den Spitz- und Kreisbogenthüren geschah, durch die Profilirung verdeckt wurde. Auch das Anpassen der Fensterrahmen bereitete an den oberen Bogenlinien besondere Schwierigkeiten und veranlasste deshalb wohl auch, dass Fenster und Thüren, ihrer Höhe nach, in zwei Theile getrennt wurden; den obern Theil verband man fest mit der Umrahmung und nur der untere wurde zum Oeffnen eingerichtet, wie es auch die Hausthür auf Tafel XVI zur Anschauung bringt.

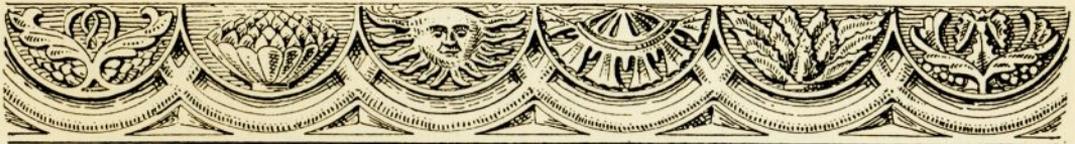


Hoherweg
N^o 366.



Almsstrasse N^o 32.

Almstrasse N^o 27.



Alpetrstrasse N^o 492.



Eigenthümlich ist es, dass diese Bogenform selbst auf die Schwelle wandert und hier ein sehr beliebter Schmuck wird; in Kreisbogenlinien durchkreuzen sich Stäbe, in reicheren Fällen sind es sogar zwei, neben einander laufende und durch Hohlkehlen getrennte, welche über ihnen tiefer liegende Halbkreisflächen umrahmen, unten bilden den Abschluss dreieckige, den Bogenlinien sich anpassende scharf eingeschnittene Felder. Die Halbkreisflächen sind an den meisten Schwellen schlicht, an reicher ausgeführten Häusern hingegen mit Ornamenten ausgefüllt. Ein vorzüglich schönes Beispiel einer solchen Schwelle hat ein grosses Haus auf der Almsstrasse No. 27, aus dem Jahre 1538, aufzuweisen (siehe Tafel XVII), welche unverkennbar unter dem Einfluss des Knochenhaueramthauses entstanden ist. Die auf den Halbkreisflächen eingestochenen Ornamente sind von hoher Formvollendung und auch technisch meisterhaft ausgeführt, nur wenige Motive sind wiederholt den Feldern eingeschnitten, die meisten weichen von einander ab: Weinblätter mit Trauben, Tannenzapfen, Kornblumen, Distelblätter, sowie Früchte und Blüten der verschiedensten Art, ja selbst die Sonne mit Strahlen als ornamentirter Kopf dargestellt, sind benutzt worden, um eine gefällige Abwechslung zu erzielen. Diese Schwelle darf den besten Schnitzarbeiten Hildesheims zugezählt werden, und gehört eigentlich den Felderornamenten nach in die erste Gruppe der Uebergangsperiode; wir haben sie aber hier einreihen müssen, weil die Hängebogenschwelle eins der charakteristischen Merkmale des Mischstils bildet und selbst bis zum Jahre 1580 in Anwendung bleibt; an keinem Ornamente der Periode ist die Vermischung von gothischen und Renaissanceformen augenscheinlicher.

Eine ähnliche Schwelle hat das Haus auf der Almsstrasse No. 32 aufzuweisen, von der wir ein Stück nebst Kopfband auf Tafel XVII dargestellt haben. Doch sind die in den Halbkreisfeldern verwandten Ornamentenmotive nicht entfernt mit denen der vorher besprochenen Schwelle zu vergleichen, obwohl ihnen eine gewisse Originalität nicht abgesprochen werden kann; auf unserm Bilde ist im ersten Felde links ein Sternhimmel dargestellt, im zweiten Felde eine Halbrosette, im dritten eine fruchtähnliche Bildung, im vierten ist ein sichelförmiger der Umrahmung angepasster Mond als Hölle dargestellt, nach oben entsteigen ihm Flammen; im fünften Felde ist eine Sonne und so geht es weiter. Das Haus, dem die Schwelle angehört, ist im Jahre 1557 erbaut, es zeigt noch die weiter oben besprochene Kopfbandform des Mischstils, die durch mehrere gedrehte Schnüre gegliedert ist. Aehnliche Schwellen sind, wie bereits bemerkt, noch an zahlreichen hiesigen Bauten jener Zeit zu finden; mit Ornamenten in den Bogenfeldern sind besonders zwei Häuser zu erwähnen: Friesenstieg No. 1000 und Almsstrasse 55; von der grossen Reihe Häuser, deren Schwellen allein mit sich durchschneidenden Hängebögen

geziert, also ohne Füllungsornamente sind, nennen wir nur: Dammstrasse No. 1386 vom Jahre 1552, Scheelenstrasse No. 286, I. Rosenhagen No. 152 a, Hoherweg No. 422/23, Hoken No. 368, und als letztes Denkmal dieser Periode: Güntherstrasse No. 741 vom Jahre 1580.

Die Construction der Thorfahrten bleibt im Wesentlichen ungeändert, nur kommen statt gothische, Renaissanceornamente zur Verwendung. Eine sehr schöne Thorfahrt aus dieser Zeit hat das schon genannte Haus der Almsstrasse No. 27 aufzuweisen (siehe Tafel XVIII). Sie ist rundbölig und mit flachen Profilen versehen, ihr Sturzbalken ist trotz des Bogenausschnittes nicht geschwächt worden, sondern etwas hinter der vorderen ausgeschnittenen Fläche in seiner vollen Stärke geblieben. Die Bogenfelder im Sturzbalken sind mit Wappenschildern gefüllt, das linke zeigt ein Monogramm, das rechte eine Mistgabel und die Buchstaben L. M., der andere spitzzulaufende Theil der Felder ist mit einem tannenzapfartigen Ornamente gefüllt.

Eine weitere Umänderung erfährt die gothische Bauweise in dieser Epoche durch das sich immer mehr geltend machende Bedürfniss, grössere Flächen zum Schmuck hereinzuziehen. Anfangs werden den Feldern zwischen den Schwellbalken und Fenstern Andreaskreuzförmig geschweifte Riegel beigegeben, doch begnügt man sich mit der Zeit nicht mit jenen, ganze schwere Holzplatten müssen ihre Stelle einnehmen, und das hinter ihnen liegende Mauerwerk, welches nun auch durch ein Flechtwerk sich kreuzender Stäbe mit Lehmfüllung ersetzt wird, gegen die Einflüsse der Witterung schützen. Diese Platten zeigen oft eine Stärke bis zu 12 cm und sind allerwärts in die sie umgebenden Ständer und Balken etwa 10 cm tief eingezapft. Ihre Verwendung mag wohl auch ursprünglich der Vortheil veranlasst haben, dass durch sie die Wohnräume geschützter und wärmer wurden, was bei dem schlecht mit einander zu verbindenden Ziegelmauerwerk nicht so vollkommen erreicht werden konnte. Zum ersten Male begegnen wir diesen Platten, an dem schon früher besprochenen Neuen Schaden im Jahre 1541, wo, wie wir wissen, sie noch nicht durch Schnitzereien geziert sind, und noch ein Jahr früher an dem Rathsbauhofe, an dem sie mit zu der oberen Bilderreihe hereingezogen wurden und, wie es scheint, mehr der Decoration halber ihre Anwendung fanden. Es ist auffallend, dass gleich an diesem ältesten Vorkommen, die muschelförmige Fächerrosette, der wir bereits in der gothischen Periode begegneten, mit zu der Decoration benutzt wurde; denn von jetzt ab bildet gerade diese Form fast ausschliesslich den Ornamentenschmuck, mit dem man jene Platten versah; er blieb bis zum Jahre 1560 im Gebrauch und gehörte für diese Zeit auch zu den charakteristischsten Merkmalen der zweiten Gruppe der Uebergangsperiode. Wo die Fächerrosette aber Anwendung fand, beschränkt

sie sich, die Platten mit ihren Formen zu füllen, und geht nie, wie an dem Rathsbauhofe, über die Ständer hinweg, vielmehr wird ihre untergeordnete constructive Bedeutung noch dadurch besonders hervorgehoben, dass man die Ständerflächen um ein Geringes über sie hervortreten liess. In allen möglichen Variationen finden wir die Fächerrosette zur Ausfüllung der Brüstungsplatten benützt, bald ist sie über dem Grunde erhaben, bald tiefer eingestochen; bald mit vor-, bald mit einspringenden Kanten; zu ihrer Umrahmung sind gedrehte Schnüre oder Blattguirlanden, auch Rundstäbe mit Abfasungen im Gebrauch. In ihrer Mitte ist entweder ein ganz rundes oder ein halbkreisrundes Feld, das reich mit den verschiedenartigsten Motiven gefüllt wird, entweder, wie am Rathsbauhofe, mit Köpfen, oder mit Rosetten, Blättern, Sternen (siehe Tafel XVIII Almsstrasse No. 32), Hexenfüssen, ja selbst Monogramme werden hier untergebracht. Ebenso verschiedenartig ist die äussere Form; je nach dem Verhältniss der Höhe zur Breite der Platten kommen halbkreis grosse, oder auch in die Höhe gezogene Fächerrosetten vor, an einem Hintergebäude des Steins No. 1437 aus dem Jahre 1551 laufen sie sogar nach oben spitzbogenförmig zu; bei verhältnissmässig sehr langen Feldern legte man zwei derselben neben einander, wie z. B. an den Häusern der Braunschweigerstrasse No. 547, No. 564, No. 602 und No. 650 und Goschenstrasse No. 781, 782 und No. 795 vom Jahre 1560. Ueberall wo die Fächerrosette zur Anwendung gelangt, finden wir auch die durch sie nicht ausgefüllten Ecken mit Blattornamenten geziert, wozu nicht nur dreiblättrige, der Zahl der Ecken entsprechende Formen, wie Erdbeerblätter, verwandt werden, sondern auch, wie an dem Gebäude Almsstrasse No. 32, ganze Rosetten und Sterne in kreisrunden kleineren Feldern.

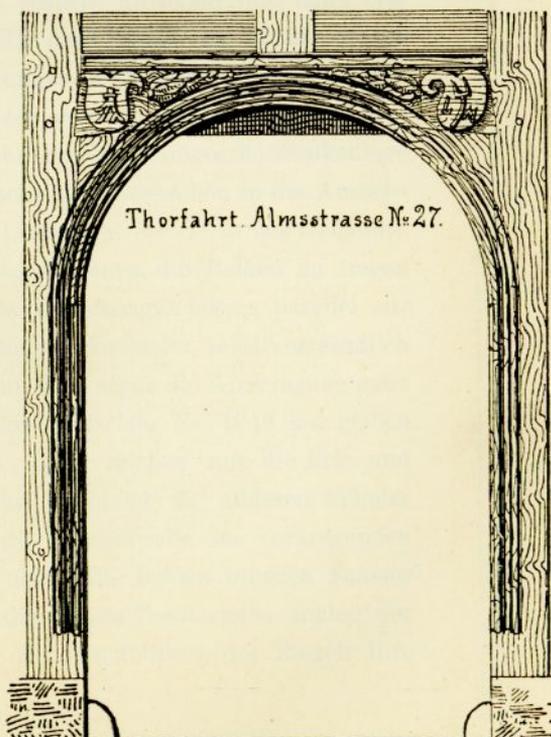
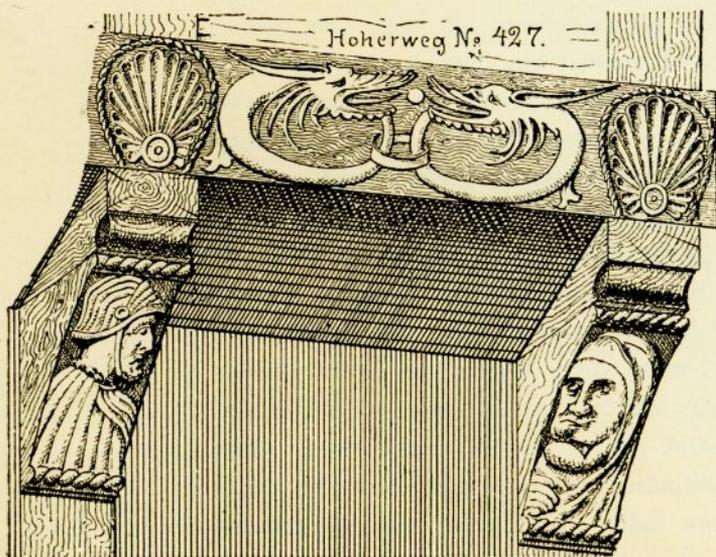
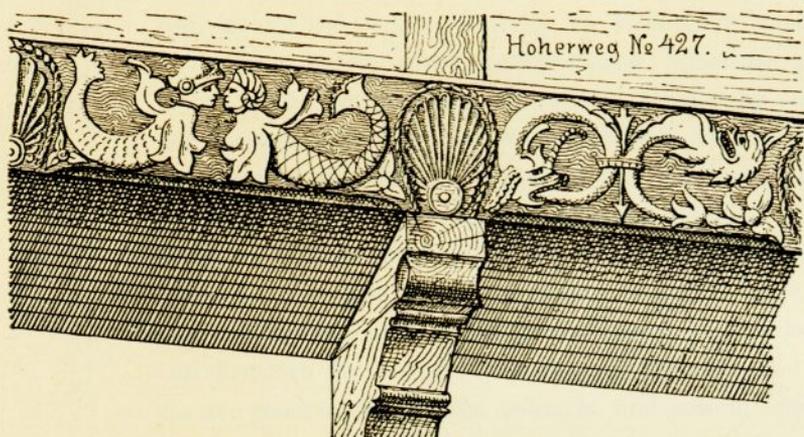
Auch auf die Schwelle wird das Fächerornament herübergezogen und dieser in einzelnen Fällen statt des Hängebogens eingestochen. Ein schönes Beispiel dieser Art ist an dem Hause Braunschweigerstrasse No. 539 zu sehen, wo die halbkreisbogige Fensterrosetten ganz nahe an einander gereiht sind; ein anderes gibt uns ein Haus auf der Altpetrisstrasse No. 492 (siehe Tafel XVII) wo verschiedengeformte Halbrosetten durch ein fortlaufendes aus Geraden und Halbkreisen zusammengesetztes Rundstabprofil eingerahmt wird. Als drittes hierzu gehörendes Beispiel ist die Schwelle an dem Hause Hoherweg No. 427 anzuführen.

Dieses Haus, welches wir schon auf Seite 16 erwähnten und das Anfang der vierziger Jahre erbaut sein muss, hat zwei Ansichten, die eine nach dem Hohenwege, die andere nach dem Andreasplatze; seine Holzsculpturen bilden, wie man sich durch Vergleichung mit den Bilderfriesen des Rathsbauhofes überzeugen kann, augenscheinlich eine Nachahmung der an letzteren benutzten Ornamentenmotive. Ueber den Balkenköpfen ist das Fächerornament in länglicher

Form und mit gedrehter Schnur umfasst, den Schwellbalken eingestochen; zwischen ihnen sind je zwei phantastische Figuren einander gegenüber gestellt. Auf der dem Hohenwege zugewendeten Seite sind die Reliefs der beiden Mittelfelder mit der Axt zerstört worden; von den beiden äussersten Feldern zeigt das linke zwei langschnablige zusammengebundene Thiere, die sich in den Schwanz beissen, als Nachahmung des Dreifaltigkeitssymbols; das andere Feld, welches wir auf Tafel XVIII zur Abbildung gebracht haben, enthält zwei langohrige, mit schrecklichen Rachen ausgestattete Thiere, welche durch einen Ring mit einander verbunden sind. Auf der dem Andreasplatze zugewendeten Seite des Gebäudes zeigen sich die Holzsculpturen der Schwelle noch alle erhalten, ebenfalls die eines Thürsturziiegels. Auf ersterer sind, links beginnend, zwei Hähne einander gegenüber gestellt, diesen folgen zwei ineinander verschlungene Basilisken, auf dem dritten Felde ist eine männliche und weibliche Sirene, die sich küssen, dargestellt und auf dem vierten und letzten Felde ein seinen Schwanz verschlingendes Einhorn und ein anderes sich wild aufbäumendes gehörntes Ungeheuer, zwischen welchen beiden an einander gebundenen Thiere sich ein Pfeil befindet. Die letzten beiden Felder finden unsere Leser auf Tafel XVIII. Auf dem Hausthürensturz sind vier schlangenförmige Basilisken je paarweise mit einander verbunden. Die Technik sowohl als auch die Form dieser figürlichen Reliefs ist durchwegs die gleiche, wie die an dem Rathsbauhofe, es ist daher ziemlich sicher anzunehmen, dass die Holzsculpturen beider Gebäude von einer Hand hergestellt wurden; da ferner an dem Gebäude Hoherweg No. 427 die Nachahmung der Schwellenmotive des Rathsbauhofes das nicht mehr vorhandene Verständniss der an letzterem verwandten symbolischen Sprache beweist, so glauben wir unsere auf Seite 16 ausgesprochene Vermuthung an dieser Stelle wiederholen zu können, dass wohl die Ornamentik und die Schnitzarbeiten an dem Gebäude des Rathsbauhofes im Jahre 1540 entstanden sind, die symbolische Sprache aber einer weit älteren Periode angehört.

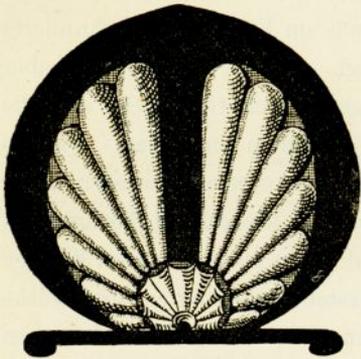
Auch die Kopfbänder beider Gebäude sind durchaus gleichartig behandelt, die Umwandlung der gothischen Grundform ist an ihnen einen Schritt weiter gegangen; oben und unten schliessen sie durch gewundene Schnüre ab, ihr langes Feld aber ist durch Brustbilder und Karrikaturköpfe ausgefüllt; sie bilden streng genommen eine Umbildung des gothischen Figurenkopfbandes. Diese Form finden wir an der dem Hohenweg zugekehrten Seite des Gebäudes (siehe Tafel XVIII), nach dem Andreasplatze sind die Kopfbänder einfacher und schliessen sich der älteren Gestalt an.

Ausser an den Fensterbrüstungsplatten und den Schwellen kommt die Fächerrosette sogar noch an Füllbrettern vor, wie es an zwei Häusern der Braunschweigerstrasse No. 596 und No. 601 der Fall ist, an welchen sie flach



eingeschnitzt wurde; wahrscheinlich war ihre Verwendung als Schablonenmuster für Flachmalereien, wie auf den Ständern des Knochenhaueramthauses, auf den Füllbrettern eine noch viel allgemeinere, ist aber jetzt nicht mehr nachweisbar, weil mehrfacher Oelfarbenanstrich die Füllbretter jener Zeit fingerdick bedeckt.

Eine weitere nicht unwesentliche Neuerung gelangt ebenfalls in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zur Ausführung; die allmähliche Erhöhung der Zwischengeschosse, welche schliesslich zu der Ausbildung von selbständigen Stockwerken führt. Während nun hierdurch im Laufe des Jahrhunderts die eigentlichen Zwischengeschosse ganz beseitigt werden, weicht man aber in dieser Periode doch nicht von dem einmal gewohnten Gebrauche ab, die Auskragungen erst mit dem zweiten Geschosse beginnen zu lassen. Da, wo das Zwischengeschoss die Höhe des obern Stockwerks erreicht, werden unter den Fenstern des erstern, zwischen die Ständer und Riegel, mit Fächerornamenten geschmückte Platten gebracht und sowohl oben als auch unten kräftige Profilleisten den selbst jetzt noch bis zu dem ersten ausgekragten Stockwerke in einem Stücke durchgehenden Ständern aufgenagelt, so dass am Aeussern des Gebäudes eine sichtbare Trennung der beiden unteren Geschosse erfolgt. An anderen Bauten dieser Periode wird die Trennung noch schärfer dadurch ausgesprochen, dass man das Erdgeschoss massiv errichtet, diesem das frühere Zwischengeschoss theils geschmückt, theils schlicht aufsetzte und dann erst die vorgekragten Stockwerke folgen lässt. Mit dem Beginn der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nehmen die Auskragungen der Stockwerke im Allgemeinen ab, auch die durchgehenden Ständer werden ihrer grössern Höhe halber mehr beschränkt und dafür in der Höhe der Zwischengeschossbalkenlage Riegel eingeschoben. Das Einzapfen der Zwischengeschossbalken in die Aussenständer hört ganz auf, statt dessen werden Unterzüge der Tiefe des Gebäudes nach an beiden Seiten desselben angebracht und jenen die Balken zu tragen aufgegeben, so dass also die Balkenlage des Zwischengeschosses parallel zur Strassenflucht läuft, die der vorgekragten Stockwerke bleibt selbstverständlich normal zu jener. Ein Beispiel dieser Art, an dem sogar die Auskragung ganz fortgeblieben, gibt uns das schon beschriebene Häuschen No. 1048 am gelben Stern aus dem Jahre 1548 (siehe Seite 75). Hier reichen nur die Eck- und Thürständer ununterbrochen bis zum Dache, während die anderen Ständer durch einen Riegel, der in diesem Falle die Satzschwelle des vorkragenden Stockwerks zu ersetzen hat, durchschnitten sind. Die beiden unteren Fenster entstammen einer spätern Zeit, früher war die untere Fensterreihe analog der obern gebildet, so dass die Ständer unter den Brustbildern des Riegels ihre Fortsetzung fanden.



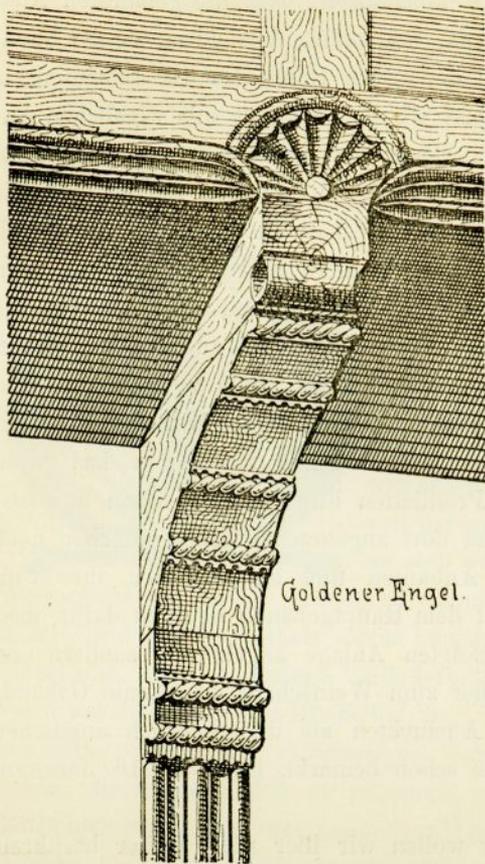
Der goldene Engel.

it zu den hervorragenden Vertretern dieser Periode zählt das Gasthaus zum goldnen Engel, welches alle bisher aufgeführten Abweichungen von der gothischen Bauweise mehr oder weniger an sich vereinigt. Das im Jahre 1548 von dem Weinschenken Paltz erbaute Gebäude steht an der Ecke der Kreuzstrasse und des Hückethals; seine Langseite wendet es der Kreuzstrasse, seine Giebelseite, die sich, geringe Veränderungen abgerechnet, in der ursprünglichen Form erhalten hat, dem Hückethal zu. In den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts scheint ein vollständiger Umbau der Langseite stattgefunden zu haben; die in jener Zeit so allgemein beliebt gewordenen Ausluchten hatten den Schwiegersohn des oben genannten Weinschenken, Dr. Christoph Brandis, veranlasst, solche auch diesem Gebäude anzufügen, was augenscheinlich mit theilweiser Benutzung der vorhandenen Brüstungsplatten geschah. Ob hier gleichzeitig der zwischen den Ausluchten sich erhebende Giebelbau aufgeführt wurde, oder ob derselbe schon der ersten Anlage angehörte, wagen wir nicht zu entscheiden; wohl aber dürfen wir mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass, trotz der auf dem linken Anbau zu findenden Jahreszahl 1548, beide Ausluchten in der oben angegebenen Zeit dem Hauptbau angefügt wurden; wobei allerdings der Erbauer bestrebt war, theils durch Wiederbenutzung vorhandener geschnittener Platten, worunter auch die mit dem Jahre 1548 bezeichnete, theils durch Nachahmung der an dem Gebäude angewandten Ornamentik, den einheitlichen Charakter nicht wesentlich zu stören; es sind deshalb auch die beiden Ausluchten am goldnen Engel die einzigen in hiesiger Stadt, an welchen die Brüstungsplatten mit Fächerrosetten geziert sind. Ein mit der Jahreszahl 1594 versehener Sockelstein an der rechten Auslucht dürfte erst in einer spätern Zeit an seine jetzige Stelle gebracht worden sein, seiner Form nach zu schliessen, muss er einem Kamine angehört haben. Nicht un-

wesentlich ist es, an dieser Stelle zu konstatiren, dass die genannten Ausluchten nicht dem Jahre 1548 angehören, weil andernfalls durch sie der Nachweis geliefert würde, dass bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts solche zur Ausführung gelangten. Dass wir es aber hier mit wirklichen Anbauten zu thun haben, ist deutlich am Dache der linken Auslucht ersichtlich, da dortselbst die Dachbalkenlage ursprünglich nur so weit reichte, wie die höchste vorgekragte Schwelle des Mittelbaues, weshalb auch, um das Hauptdach über die Anbauten ausdehnen zu können, kleinere Balken angesetzt werden und flache Vorschieblinge den Uebergang vermitteln mussten; auch ist die Technik an den Ausluchten eine ganz andere, als an den anderen Theilen des Gebäudes, die Profile sowohl als auch die nur sehr wenig vorgekragten und ohne Kopfbänder versehenen Stockwerke zeigen eine Nachahmung der Steintechnik, die sonst an dem Bauwerk nirgends zu finden ist; wohl sind der Giebelseite die gleichen Profillatten hinzugefügt, allein zweifelsohne wurden sie erst bei dem Umbau dort angebracht; ferner sprechen noch die verschiedenartigen Breiten der Anbauten und hauptsächlich ihre vollständig unorganische Verbindung mit dem Hauptgebäude deutlich dafür, dass sie nicht ursprünglich der 1548 erfolgten Anlage angehören, sondern erst aufgeführt wurden, nachdem das früher zum Weinschank bestimmte Gebäude in ein Patrizierhaus, an welchem Ausluchten als unentbehrlich angesehen waren, umgewandelt wurde, was, wie schon bemerkt, Ende des 16. Jahrhunderts geschehen sein dürfte.

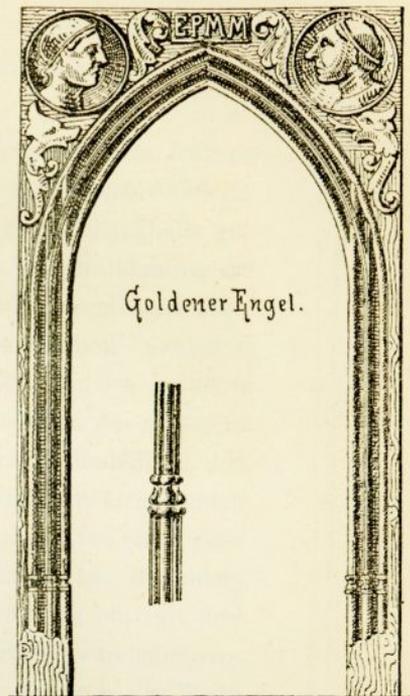
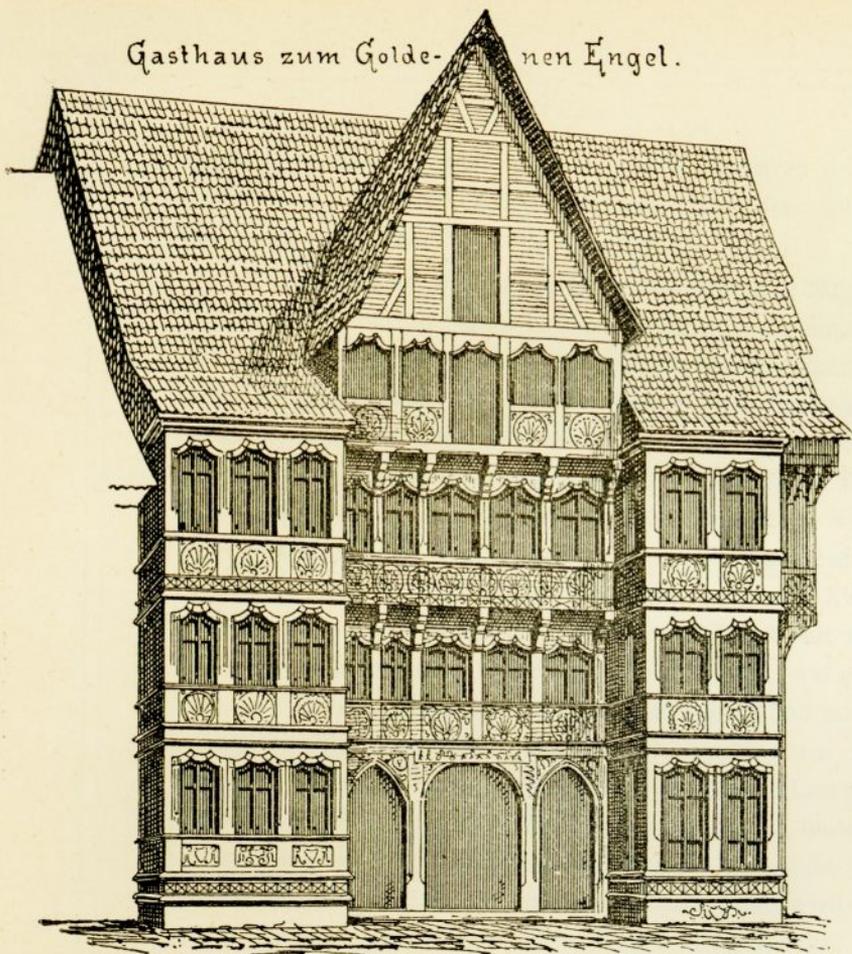
Die Grundanlage des Gebäudes wollen wir hier nicht weiter berühren, da mehrmalige Aenderungen sie vollständig umgewandelt haben. Von den Aussenansichten haben wir auf Tafel XIX die der Kreuzstrasse zugewendete Langseite zur Darstellung gebracht; wobei wir jedoch den Fenstern sowie auch den in der Mitte befindlichen Eingangsthüren ihre ursprüngliche Form gegeben haben.

An diesem Gebäude finden wir alle jene Merkmale, welche bisher als dem Mischstil eigenartig aufgeführt worden sind, vertreten; die Fenster zeigen den schon besprochenen Vorhangbogen, die Brüstungsplatten unter ihnen haben das Fächerornament, die Thüren sind spitzbogenförmig, auf den Schwellbalken der Giebelseite befindet sich das Hängebogenornament; Füllbretter, welche neuerdings wieder bemalt wurden, vermitteln den Uebergang der vorgekragten Stockwerke und die Kopfbänder sind mit gedrehten Schnüren besetzt. Ein Stück der Schwelle des ersten vorgekragten Stockwerks auf der Giebelseite haben wir auf Tafel XIX wiedergegeben; die halbkreisförmigen Flächen sind mit Ornamenten der mannigfachsten Art ausgefüllt, gothische Rosetten, Fächerrosetten, Sternformen und Pentagramme sind im Wechsel

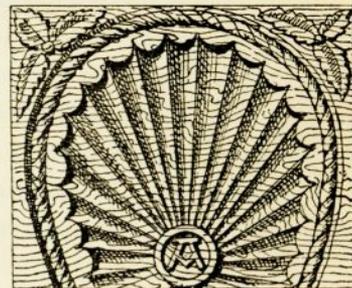


hierzu benützt. Auf der Langseite hat dieselbe Schwelle statt des Hängebogens geradlinige geometrische Ornamentenformen in Abwechslung mit Rosetten (siehe Tafel XIX). An dem zweiten vorgekragten Stockwerke sind den Schwellen in echt gothischem Geiste unten Rundstäbe und Hohlkehlen, welche nach den Balkenköpfen spitz zulaufen, herausgestochen; über den letzteren ist, wie aus beistehender Figur zu ersehen, den Schwellbalken eine Fächerrosette eingescnitzt; die Balkenköpfe selbst sind mit einem Rundstabe nach unten abgeschlossen. Die Verbindung der mit gewundenen Schnüren besetzten Kopfbänder und der Ständer schliesst sich gothischen Vorbildern an, der scheinbar untere Theil der Kopfbänder ist wie dort den Ständern herausgearbeitet; letztere werden ihrer Höhe nach durch flache Hohlkehlen und Rund-

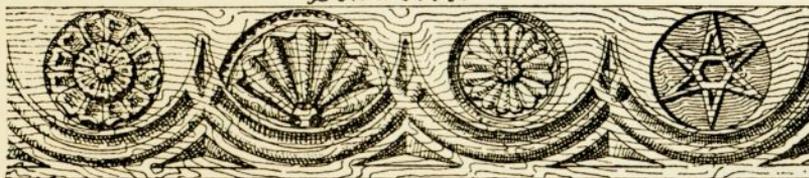
stäbe belebt, diese stehen hier aber nicht direkt mit den Vorhangbögen der Fenstersturze in Verbindung, sondern schliessen stumpf unter den Kopfbändern ab, während die auf den Vorhangbögen ausgestochenen Hohlkehlen und Rundstäbe aus den Kopfbändern heraus zu wachsen scheinen, wie es auch bei den auf Seite 90 dargestellten Fenstern des Hauses Osterstrasse Nr. 280 der Fall ist. Sehr verschiedenartig sind die zu den Brüstungsplatten verwandten Motive, von welchen drei auf Tafel XIX abgebildet sind. Mit Ausnahme der drei unteren Platten der linken Auslucht ist ihnen allen das Fächerornament eingestochen, doch gleicht keine Platte der andern; alle jene auf Seite 81 hergezählten Variationen finden hier ihre Vertreter, deren wiederholte Aufführung wir hier unterlassen. Besonders reich sind die drei eben genannten Füllungen der linken Auslucht geschnitzt; die mittlere, auf Tafel XIX dargestellte, zeigt zwei in Fischleiber und Ornamentenspiralen übergehende weibliche Figuren, welche ein Schild mit der Erbauungsjahreszahl halten; mit ähnlichen Schnitzereien sind die beiden anderen Platten bedeckt. Kräftige Profileisten schliessen die Platten und Schwellen oben und unten ab, sie können hier aber nicht



Füllungen.



Schwelle.



Schwelle.



weiter in Betracht gezogen werden, da sie mit ihren der Steintechnik entlehnten Formen, wie bereits erwähnt, keinesfalls der ersten Anlage und somit überhaupt nicht dem Mischstil angehören.

Von grösserer Bedeutung sind die jetzt als Eingang benutzte frühere Thorfahrt und die zu beiden Seiten gegenwärtig zugemauerten Eingangsthüren, welche darauf hindeuten, dass die unteren Räume eine grosse Schankhalle gebildet haben müssen. Die auf der linken Seite liegende Thürumrahmung ist auf Tafel XIX abgebildet; sie sowohl, als auch die andere Thür schliessen oben spitzbogenförmig ab und zeigen gute Verhältnisse; die inneren vertikalen Stäbe sind bis zu dem äussern Bogen fortgeführt, wobei sie den mittlern Stab durchschneiden, unten sind die bündelförmigen Stäbe durch ein zierliches Profil von ihrem etwas stärkern Schafte getrennt. Zwei in Medaillons den Ständern und dem Thürsturz eingeschnittene Köpfe mit kleineren Ornamenten füllen den Raum zwischen Spitzbogen und Ständern, wie es auch bei einer ganz ähnlichen Thür am Stein No. 1440 aus dem Jahre 1555 zu finden ist. Besonders originell ist der Sturzbalken der frühern Thorfahrt, auf welchem ein mit drei Weinfässern schwer beladener Wagen, der durch seine Last gebogen erscheint, eingeschnitzt wurde; vorne sind fünf Pferde eingespannt, hinter ihm steht der Wirth mit seiner Frau und berechnet den Gewinn. Dasselbe Motiv zeigt noch ein anderer Thorsturzbalken, der im Museum aufbewahrt wird, nur sind an letzterm ausser Pferden auch Ochsen dem Wagen vorgespannt. Die Giebelseite des Gebäudes zeigt einen Aufbau von vier Stockwerken, von denen zwei vorgekragt sind, sie kommt leider nicht zur Geltung, da man sie von der kaum 2 m breiten Strasse schwer überblicken kann; an ihr ist eine jetzt zu einem Fenster umgestaltete Thür noch bemerkenswerth, an welcher auf beiden Seiten sich zwei Wappen in Medaillons befinden; auf dem Sturzbalken steht die Inschrift: Anno domini M. D. XLVIII und zwar in grossen scharf geschnittenen lateinischen Buchstaben, die hier zum ersten Male die bisher ausschliesslich verwendeten gothischen Buchstaben ersetzen.

Bei aller Grossartigkeit der ganzen Anlage des Gebäudes, das seinem Umfange nach zu den grössten Fachwerksbauten Hildesheims gezählt werden muss, hält es doch den Vergleich mit seinen gothischen Vorgängern nicht aus; zwar lässt sich ihm durch die später angebauten Ausluchten ein gewisser malerischer Reiz nicht absprechen, allein sowohl die Technik der Holzschnitzereien, wie auch die Wahl der Ornamentenmotive zeigen einen entschiedenen Rückgang in der Holzbaukunst.

Ein anderes Gebäude derselben Zeit, das auch den besseren Vertretern dieser Epoche zugezählt werden darf, ist das im Jahre 1554 erbaute bürger-

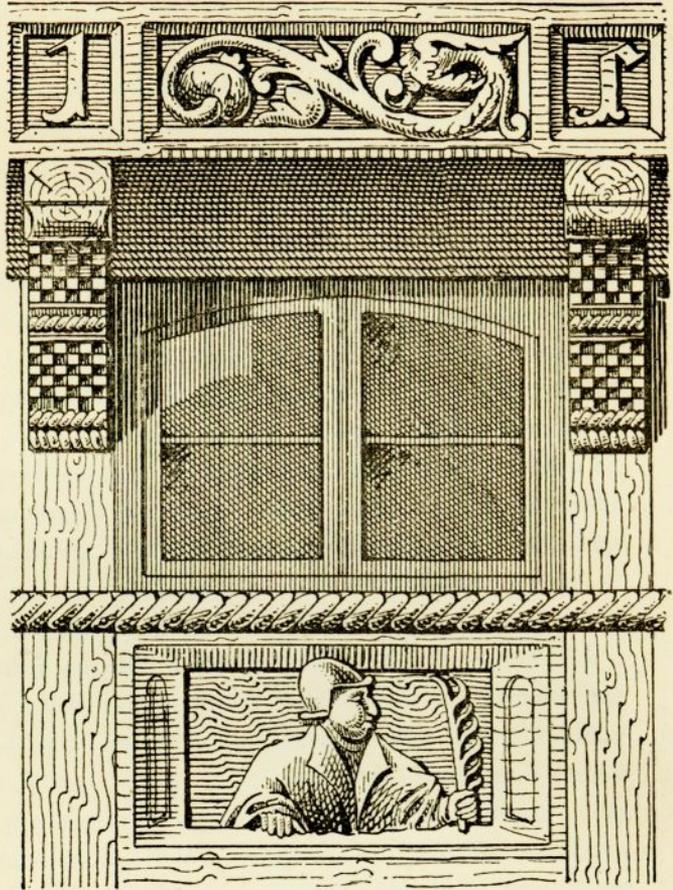
liche Wohngebäude No. 920 auf der Wollenweberstrasse. In seinem Aufbau zeigt es noch das niedrige Zwischengeschoss, das aber von dem Erdgeschosse durch eine Reihe von Brüstungsplatten und kräftigen Profilleisten getrennt erscheint, obschon die Aussenständer durch das Zwischengeschossgebälke keine Unterbrechung erfahren. Die Satzschwelle des vorgekragten Stockwerks, von der wir auf Tafel XX einen Theil zur Darstellung gebracht haben, hat über den Balkenköpfen viereckige Felder, in welchen theils einzelne ornamentirte arabische Ziffern der Erbauungsjahreszahl, theils Brustbilder von kriegerischen Gestalten untergebracht sind; zwischen ihnen befinden sich längere rechteckige Felder, welche mit gut geschnitzten und in der Technik, wie auch in den Formen denen des neuen Schaden verwandten Ornamenten gefüllt sind. Die Kopfbänder zeigen die bislang beliebten Schachbrettmuster, durch gedrehte Schnüre oben und unten eingefasst. Eine gewundene Schnur bildet auch die kräftige, unter den Zwischengeschossfenstern den Ständern aufgenagelte Fensterprofilleiste. Besonders eigenartig aber sind die Schnitzereien, welche den schon erwähnten Fensterbrüstungsplatten statt der Fächerrosetten eingeschnitten sind und durch die Darstellung verschiedener Chargen der Landsknechte in Brustbildern darauf hindeuten, dass das betreffende Gebäude in damaliger Zeit mit dem Landsknechtswesen hiesiger Stadt in Verbindung gestanden haben muss. Ihrer Originalität halber haben wir auf Tafel XX sämtliche Platten wiedergegeben.

Die erste bringt uns den Wappen- und wohl auch gleichzeitig Fahnen-träger, der gleichsam als Anpreiser des Kriegshandwerks mit zwei erhobenen Wappenschildern die Reihe der Brustbilder eröffnet; er, wie auch die folgenden Kriegsgestalten, befinden sich in einer perspectivisch dargestellten Umrahmung, welche zu beiden Seiten durch rundbogige Oeffnungen durchbrochen scheint. Die zweite Platte ist auf Tafel XX in Verbindung mit den Ständern und Fenstern wiedergegeben, sie zeigt uns den sogenannten Musterschreiber der Landsknechte, mit einer mächtigen Kielfeder ausgerüstet; die dritte Platte führt uns den Hauptmann vor, der durch zwei Federn auf dem Hute und ein kurzes Schwert kenntlich gemacht ist; die folgenden beiden Platten enthalten den Gemein- und Feldwaibel; auf der sechsten Tafel ist der rechtskundige Schultheiss dargestellt, die siebente führt uns den gemeinen Landsknecht vor, die achte Tafel ein Soldatenweib mit drei Pfeilen und einer abenteuerlichen Haarfrisur, und auf der neunten und letzten Platte endlich haben wir vermuthlich den Frauenwaibel vor uns. Sämmtliche Bilder sind gut geschnitzt und treten kräftig aus dem Grunde heraus. Der Sturz einer Spitzbogenthür mit der Erbauungsjahreszahl beschliesst die bemerkenswerthen Einzelheiten des Gebäudes.

Wollweberstrasse №920.



Wollenweberstrasse №920



Wollweberstrasse №962.



An dieser Stelle sei auch eines Thürsturzbalkens gedacht, der sich ebenfalls in der Wollenweberstrasse No. 962, obigem Hause schräg gegenüber befindet, unsere Leser finden ihn auf Tafel XX abgebildet. Er führt uns in gut geschnittener Arbeit ein Fähnlein Landsknechte vor, das sich im Ausmarsch befindet. Vorauf, wie es scheint, geht der Profoss, dann kommt der Hauptmann geharnischt und zu Pferde, begleitet von einem Hündchen, Feldwaibel und Gemeinwaibel folgen ihm unmittelbar, darauf ein Pfeifer und ein Trommler, die hier ein denkwürdiges Zeugniß ablegen, dass es nicht erst der preussischen Armee vorbehalten war, den Trommelschlag durch Pfeifenmusik lebendiger zu machen; den Musikanten folgt darauf der Fahnenträger und dann erst das Volk der Gemeinen mit Sturmhauben und Panzer bekleidet, sie bilden eine wahre Knüppelgarde, denen, ihren Gesichtern nach zu urtheilen, wenig Gutes zuzutrauen ist. Dieser Sturzbalken wird ursprünglich kaum an seiner jetzigen Stelle gewesen sein, vielmehr steht zu vermuthen, dass er, wie es in hiesiger Stadt mehrmals geschehen, einem andern jetzt nicht mehr bestehenden Gebäude entnommen, und hier nur zum Schmuck der Thür verwandt wurde; der Kleidung der Landsknechte nach zu schliessen gehört er eher in die erste als in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts, das durch ihn gezierte Gebäude ist aber gut 200 Jahre jünger.

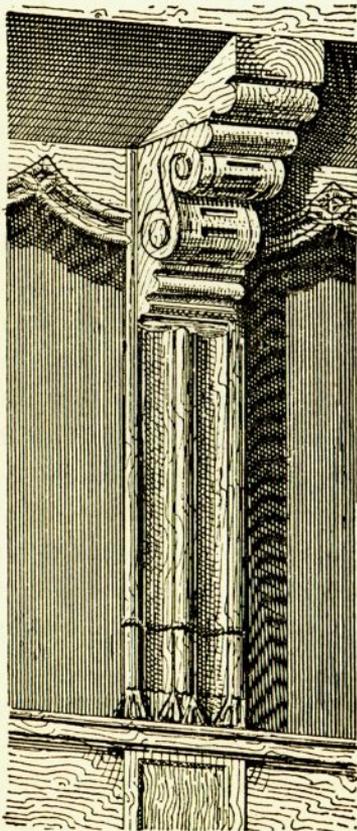
Anderer Holzbauten, welche mit ähnlichen Kopfbändern und Ornamenten des Mischstils geziert sind, gibt es noch eine ganze Reihe, die alle aufzuzählen uns hier zu weit führen würde. Als bemerkenswerthere Vertreter dieser Gattung nennen wir ausser den schon angeführten Häusern noch: Langerhagen No. 1661 vom Jahre 1551, Hoherweg No. 422/23, am Stein No. 1440 vom Jahre 1555, Hintergebäude am Stein No. 1437 vom Jahre 1551, Goschenstrasse No. 781, 782, 783 und No. 759 vom Jahre 1560, Burgstrasse No. 1284, Lambertiplatz No. 649 und Kläperhagen No. 1233 vom Jahre 1549, auf dessen Schwelle eine bemerkenswerthe lateinische Inschrift, auf welche wir später zurückkommen werden, zu lesen ist. Am Brühl No. 1129 ist eine Auslucht mit Mischornamenten, die in sofern ganz besondere Beachtung verdient, als sie das einzige Beispiel in hiesiger Stadt bildet, wo statt der hölzernen Kopfbänder geschmiedete, mit zierlichem Blattwerk versehene Eisenstangen zu finden sind; sie mussten hier angewandt werden, da die Auslucht zu weit vorkragt, um durch Kopfbänder genügend unterstützt werden zu können.

Zu den bisher aufgezählten Veränderungen des gothischen Holzhauses tritt als wesentlichste Neuerung in dieser Epoche gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts die Umwandlung des gothischen Kopfbandes hinzu. Letzteres, ausschliesslich der Holztechnik eigen, hatte in schöner Lösung die Auf-

gabe erfüllt, die durch das Hervorkragen von Stockwerken nothwendig schiefen Stützen zu schmücken, ohne ihr die naturgemässe Form zu rauben. Die Renaissance aber kennt das Kopfband nicht und beseitigt es ohne weiteres, um eine der Steintechnik entlehnte Form, die Console, statt seiner einzuführen. Damit aber war die Axt an die Wurzel des schönen Fachwerksbaus, wie er sich in der gothische Periode entwickelt hatte, gelegt und der neuen Zeitströmung die Thür geöffnet. Mit Einführung der Consolenform beginnt die Renaissance nunmehr auch die bisher noch wenig berührten Constructions-eigenartigkeiten der gothischen Holzbauweise umzuwandeln und sie ihrer Geschmacksrichtung anzupassen, ohne jedoch auch nur im Geringsten den Eigenthümlichkeiten des Rohmaterials Rechnung zu tragen. Die Längsfasern des Holzes wurden willkürlich durchschnitten, um die geschweiften Volutenformen herzustellen und so wurde die Festigkeit der Holzstützen wesentlich beeinträchtigt.

Die frühesten Beispiele dieser Art finden wir an den zwei Häusern, welche ihrer Ornamentik halber der ersten Mischstilgruppe zugezählt werden mussten, an dem neuen Schaden und dem Gerstenberg'schen Hause, Rathhaus-

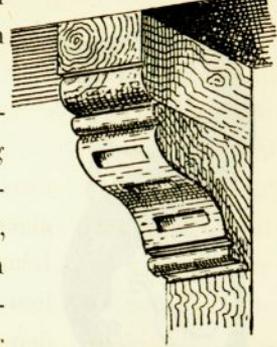
Osterstrasse № 280.



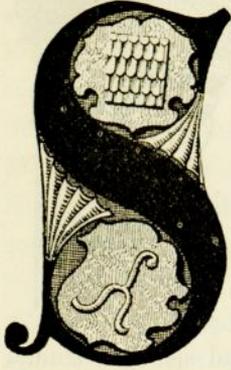
strasse Nr. 337, also bereits in dem Jahre 1541. Die Formen der Consolen sind an diesen Gebäuden (siehe Tafel XVI) noch nicht entwickelt, dafür aber auch noch besser dem Holze angepasst; eine Blätterwelle schliesst oben die aus den Ständern heraus kommende Volute ab, ihre Seitenansicht ist noch unberührt, und wie bei den bisherigen Kopfbändern schlicht geblieben; die Vorderansicht hingegen zeigt zu beiden Seiten Bänder, welche der Bewegung der Volute folgen, und Einschnitte; unten ist eine organische Verbindung mit dem Ständer durch drei aus letztem hervor zu wachsen scheinende Blätter erstrebt, ja selbst dem Ständer ist unter der Console ein volutenartiges Capital eingeschnitten, das hier die Stäbe des Vorhangbogens unterbricht, wodurch er einen pilasterförmigen Charakter erhält. Von dieser schon reichern Form wandte man sich aber wieder ab und blieb nur bei der Volutenconsole mit Rundstäben und Hohlkehlen ohne weitem Blätterschmuck stehen. In solcher Gestalt, wie

sie auch vorstehendes, dem Hause Osterstrasse Nr. 280 entnommenes Beispiel zeigt, gelangt die Consolenform an den meisten zwischen 1550 und 1590 errichteten Gebäuden zur Anwendung und ist selbst an einzelnen Häusern noch im 17. Jahrhundert nachzuweisen. Nicht so entwickelt und mehr sich der Kopfbandform nähernd sind die Consolen des Hauses auf der Almsstrasse Nr. 55, die auch zu den ältesten Beispielen Hildesheims dieser Art gezählt werden müssen.

Almsstrasse № 55.



Mit der Umgestaltung des Kopfbandes in die Consolenform Hand in Hand geht auch die Umbildung der Ständer, welche durch die nunmehr höher gewordenen Fenster, wie schon am neuen Schaden gezeigt, nicht mehr mit den noch beliebten Vorhangbögen in sichtbarer Verbindung stehen; die auf den Ständern eingeschnittenen Stäbe und Hohlkehlen werden flacher und sogar unten mit Schnüren und Franzen besetzt, während sie oben stumpf abschliessen, sodass sie mehr Schnüren als Stäben ähnlich sind, wie es obenstehendes Beispiel zeigt. Jedoch kommt an manchen Bauten auch noch die frühere Gestalt vor, und man liess wohl auch hin und wieder die auf den Ständern eingeschnittenen Stäbe die Bogenstäbe der Fenstersturze durchschneiden.



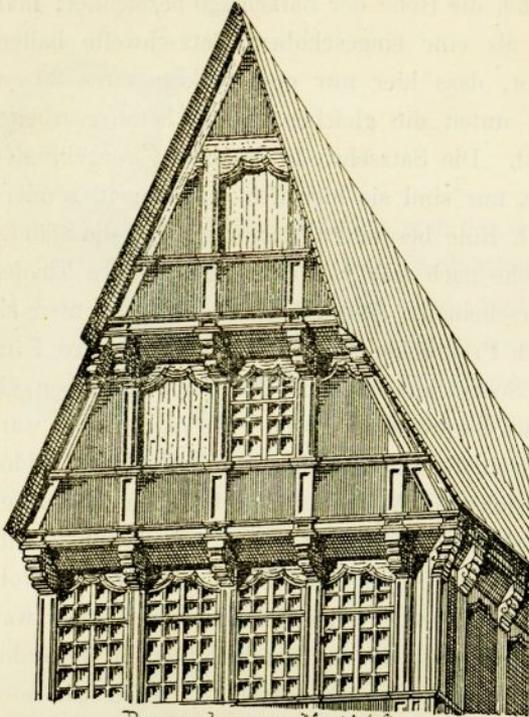
oweit vorbereitet war der Boden, als gegen Ende der fünfziger Jahre des 16. Jahrhunderts die neue Richtung der Renaissance mit ihren verkröpften Profilierungen aus Italien auch den Weg hierher findet und nun schnell mit den noch übrig gebliebenen Traditionen der Gothik aufräumt. Die Mischstilornamente verschwinden allesammt, die Fensterbrüstungsplatten werden Anfangs ganz schlicht gehalten, später durch Figuren oder Wappenschnitzereien belebt, Renaissanceprofilierungen mit besonderer Betonung der Karniesform verdrängen die Rundstäbe und Hohlkehlen, Verkröpfungen werden den Profillatten, wo sie die Ständer kreuzen, beigegeben und so eine vollständige Nachahmung des Steinbaues erstrebt. Dazu kommt, dass an den meisten Bauten dieser Gruppe ein eigentliches Zwischengeschoss, das heisst ein durch seine geringere Höhe den anderen nachstehendes Stockwerk, so gut wie gar nicht mehr vorkommt, an manchen Häusern, wie z. B. Domhof No. 1204 vom Jahre 1555, krägt sofort das erste Geschoss über dem Erdgeschosse vor, an anderen wieder, wie z. B. Altemarkt No. 1525, hingegen erst das zweite Stockwerk, ohne dass hierdurch das erste Stockwerk eine untergeordnetere Bedeutung erhalten hätte; man behielt eben in solchen Fällen nur mechanisch die Traditionen bei. Der Flur wurde durch ein über der Thür angebrachtes Oberlicht erhellt. Der einzige Grund, weshalb wir selbst diese Epoche, die streng genommen schon ganz auf dem Boden der Renaissance steht, noch der Periode des Mischstils zuzuzählen haben, ist der, dass die Fenster und Thüren noch mit spätgothischen Umrahmungen versehen sind.

Als Repräsentanten dieser auch durch spärliche Bildschnitzereien sich bemerkbar machenden Gruppe haben wir ein bürgerliches Wohngebäude auf dem Altenmarkte No. 1525 gewählt und auf Tafel XXI zur Darstellung gebracht. Unsere Leser werden an dem Bilde das bisher Gesagte bestätigt finden. Das Haus ist, wie eine Inschrift über der spitzbogigen Thür angibt, im

Jahre 1569 von Lippelt Hauertag erbaut worden. Von der untern Fensterreihe hat nur das an der Thür befindliche Fenster seine ursprüngliche Form behalten. Den unteren Ständern sind zwei profilirte Leisten aufgenagelt, von welchen die obere unterhalb der Fenster herläuft, die untere, aus einem durch Profile begrenzten Frieze bestehend, die Höhe der Balkenlage bezeichnet; man möchte sie auf den ersten Blick als eine eingeschobene Satzschwelle halten, allein eine nähere Prüfung ergibt, dass hier nur eine dickere circa 30 cm hohe Bohle, welcher oben und unten die gleichen Profile herausgearbeitet sind, den Ständern aufgenagelt ist. Die Satzschwelle des obern vorgekragten Stockwerks zeigt dieselben Profile, nur sind sie hier nicht aufgenagelt, sondern wirklich der Schwelle angeschnitzt. Eine besondere Betonung haben die Ständer erfahren, welche ihrer ganzen Höhe nach sich von den angrenzenden Theilen abheben und so als Pilaster erscheinen. Sämmtliche Profile sind über sie weg verkröpft, ja selbst auf der Profilbohle und Satzschwelle ist ihre Fortsetzung angedeutet und hier als Sockel ausgebildet. Die Consolen haben die schon Ende der vorigen Epoche besprochene Form. Hervorzuheben wäre sonst an diesem Bauwerke nur noch die Eingangsthür, an welcher zu beiden Seiten über dem Spitzbogensturze sich zwei Wappenschilder befinden, von denen das eine auf das Gewerbe des Erbauers Bezug hat. Das linke Wappenschild enthält ein Monogramm, das rechte hingegen einen Zirkel, also dürfte wohl anzunehmen sein, dass Lippelt Hauertag seines Zeichens ein Maurer war. Ein solcher Hinweis auf das Handwerk, das in den betreffenden Gebäuden betrieben wurde, also gewissermassen ein Aushängeschild, treffen wir noch an einer ganzen stattlichen Reihe von Häusern jener Zeit. Wir wollen nur einige hier anführen: die in Hängebogenform mit scharfkantig geschnitzten Stäben gut ausgeführte und erhalten gebliebene Thür des Hauses auf der Eckemeckerstrasse No. 1151 aus dem Jahre 1566 zeigt auf dem linken Wappen ein Monogramm, auf dem rechten einen Sporn, also ein Schmied mag hier seine Werkstätte gehabt haben. Das Haus gleicht sonst ganz dem vorhergehenden. An der Eingangsthüre des Hauses No. 1273 des Altenmarktes ist links wieder ein Monogramm, rechts das Wappenschild mit Dachschindeln gefüllt, als Beweis, dass hier ein Dachdecker seine Wohnung hatte. An No. 1473 der Burgstrasse ist ein Wappen mit einem halben Zahnrade; No. 1111 auf dem Brühl aus dem Jahre 1563 zeigt uns ausser dem Wappen noch das Bild des Erbauers an der gothischen Thür. Von allen diesen Thürbogensturzen sind die meisten nur noch fragmentenmässig erhalten, moderne Thüreffassungen haben die früheren verdrängt und nur den alten Thürsturzelassen. Andere nennenswerthe Bauten dieser Gruppe, welche in ihrem Aufbau dem eben beschriebenen genau gleichen, sind: Domhof No. 1204 vom

Jahre 1555, Scheelenstrasse No. 312 vom Jahre 1563, Eckemeckerstrasse No. 1151 vom Jahre 1566, das „Gasthaus Münder“, Almsstrasse No. 28 vom Jahre 1585, Burgstrasse No. 1449.

An Eckhäusern wurde die alte Lösung bei der Bildung der vorgekragten



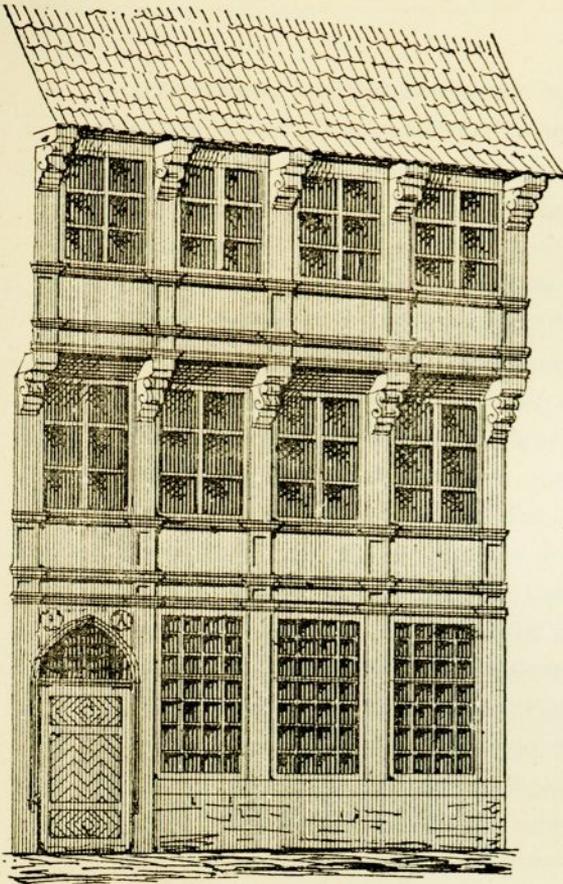
Burgstrasse No. 1449

Ecke beibehalten, nur dass statt der Kopfbänder Consolen verwendet wurden. Ein treffliches Beispiel hierfür bietet das schon früher erwähnte zweite Knochenhaueramthaus, Burgstr. Nr. 1449, welches wir hierneben abgebildet haben. Seine Giebelfläche, aus zwei Stockwerken bestehend, ist wie der goldene Engel und das andere Knochenhaueramthaus nicht schlicht aufgeführt, sondern bis oben mit Auskrägung versehen. Wir machen unsere Leser hier ganz besonders auf die vorgekragte Schwelle der Langseite unter dem Dache aufmerksam, die genau so ausgeführt wurde, wie ihre Nachbarschwelle; sie ist mit Verkröpfungen und der Basis

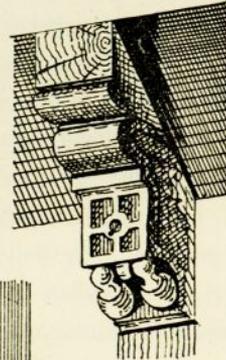
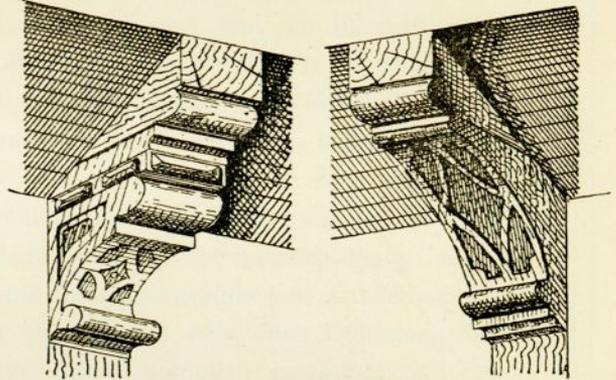
von vergeblich darüber zu suchenden Ständern versehen und dürfte als Beweis gelten, wie wenig man sich der Bedeutung dieser neuen Formen klar war.

Eine andere höchst interessante Ecke bietet uns die im Jahre 1579 aufgeführte Rathsapotheke, die statt der Consolen in Voluten endigende menschliche Oberkörper angewandt zeigt (siehe Tafel XXI). Von dem untern Eckständer heben sich drei Kopfbänder ab, welche je einem Ständer des höher gelegenen Stockwerks entsprechen. Das mittlere Kopfband zeigt eine weibliche Büste, die beiden anderen männliche Oberkörper in sehr gelungener Ausführung. An demselben Gebäude sind noch eine Reihe anderer recht interessanter Einzelheiten aufzuführen. Die Profillatten, selbst die an der Satzschwelle, sind allesammt aufgenagelt, auch den Ständern sind zwischen jenen profilirte Bretter vorgesetzt, um ihre Bedeutung noch stärker zu betonen. Die tiefer liegenden Fensterbrüstungsplatten dagegen wurden, abweichend von dem bisherigen Gebrauch, nicht schlicht gehalten, sondern theils mit die Geschichte des Hauses erzählenden Sprüchen, theils mit recht gut geschnitzten

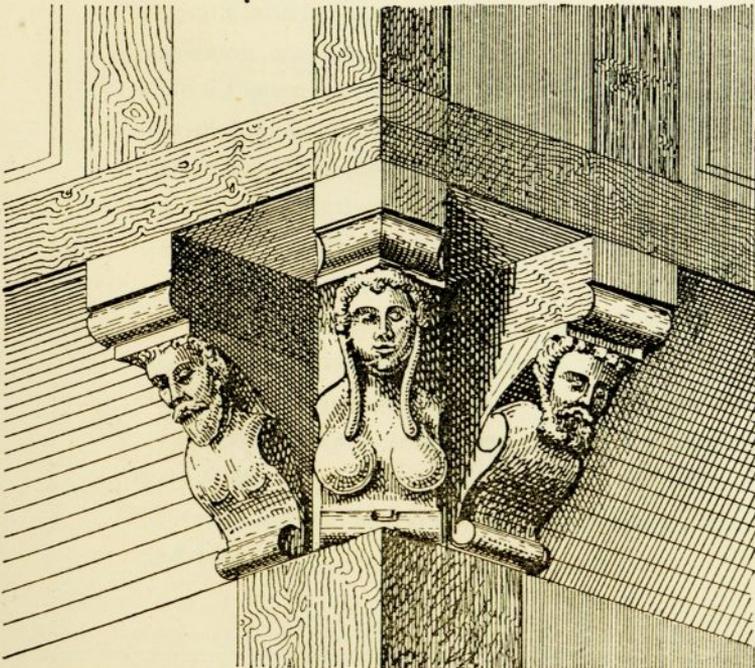
Rathsapotheke.



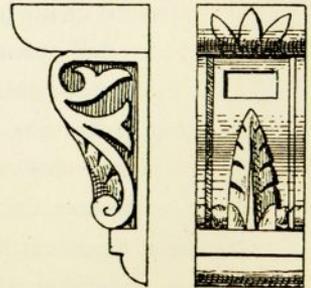
Altmarkt. № 1525.



Ecke der Rathsapotheke.



Altmarkt № 1535.



allegorischen weiblichen Figuren geziert, die Bezug auf das Gebäude haben. Dieser später so sehr beliebte Schmuck tritt uns an der Rathsapotheke zum ersten Male durch sechs in solcher Weise geschnitzte Platten entgegen; die schlichten Felder an dem Gebäude dürften wohl ursprünglich auch durch Reliefplatten ersetzt gewesen und nur durch ein Missgeschick vernichtet worden sein. Auf der einen Seite beginnt eine weibliche Figur, mit einer Wage versehen, die Gerechtigkeit, Justitia, die Reihe; auf der zweiten Platte ist eine weibliche Figur mit einem Palmenzweige und der Inschrift: Pax, Friede; auf der dritten Platte hält die Figur eine Harfe, wir haben hier die Personification des Gehörs, Auditus; auf der vierten ist der durch die Ueberschrift Factus (Gefühl) kenntlich gemachten Figur ein Falke beigegeben; die fünfte Platte, welche wir auf Tafel XXI gezeichnet haben, zeigt eine weibliche Figur an ein mit Blumen gefülltes Horn riechend zwischen Bäumen, Olfatus (Geruch) lautet hier die Ueberschrift; auf der sechsten Platte ist der essenden Figur ein Affe beigegeben und im Hintergrunde eine Landschaft mit einer Stadt dargestellt, mit Gustus (Geschmack) wird ihre Bedeutung uns näher bezeichnet. Diese sechs Platten sind vorzüglich geschnitzt und den besten Leistungen dieser Periode zuzuzählen; höchst wahrscheinlich waren auf den fehlenden Tafeln noch die anderen bürgerlichen Tugenden, sowie der fünfte Sinn, Visus, das Gesicht, angebracht; erstere mit Rücksicht auf die in dem Gebäude abgehaltenen Sitzungen der „Oldermänner“, wie die vierundzwanzig Vertreter der Bürgerschaft genannt wurden, die personificirten Sinne hingegen mit Rücksicht auf die in der Apotheke zu findenden Heilmittel, durch welche jeder kranke Sinn wieder herzustellen sei. Es sind also jene Personificationen nicht willkürlich gewählt, sondern stehen in enger Wechselbeziehung zu den Zwecken des durch sie geschmückten Bauwerks. Drei andere Platten enthalten die Geschichte der Apotheke, zwei von ihnen berichten uns in hochdeutscher Mundart, dass an derselben Stelle bereits eine Apotheke stand, die 1579 abbrannte, im selben Jahre aber wurde der Schaden schon wieder ausgewetzt und ein neues Gebäude durch den Rath der Stadt an Stelle des alten aufgeführt. Die Reime, welche uns dieses berichten, lauten:

Im neun und sibenzigsten iar,	Gros schadt, aber weiser Rath
Als sanct Bartholomeustag war,	Besser, dan vor, gebabet hath,
Das vorig haus im brande stant,	Eh der Christmont sein anfang nam,
Nimand, woher, erfahren kunt,	Nis haus in eil zustehnde kam.
Vor Leibsgebrechn man in ihm fandt	Der gütig Got al feur abwendt,
Al was der Artzt mus habn zur hand.	Or, welchs der welt sol bringen ir endt.

Die andere denselben Stoff behandelnde Inschrift ist lateinisch abgefasst und lautet:

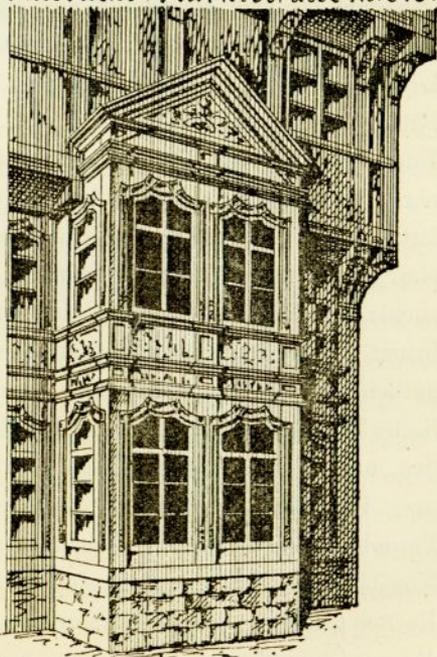
PARVA DOMVS PRIOR AT QVARVM
 INDICET VSVS AD AEGRVM
 SANANDVM CVNCTIS ERAT INSTRVCTISSIMA REBVS.
 MOESTI ILLAM CIVES VIDERVNT IGNE PERIRE
 HEV TOTIES NON IPSA TVLIT QVOS MORTE PERIRE,
 DAMNVM INGENS, SED DECRETO PRVDENTE SENATVS
 LAXA MAGIS, QVAM PRISTINA ERAT, MAGIS APTA REPENTE
 EST NOVA STRVCTA DOMUS. DATE NVMINA NE CREMET VLLVS
 HANC IGNIS, NISI QVI TERRAM COELVMQVE CREMABIT.

Auch eine Anzahl verschiedener Consolen, von denen wir drei auf Tafel XXI untergebracht haben, verdienen besondere Beachtung; während die einen kopfbandähnliche Formen haben, bestehen andere wieder aus Voluten mit Rundstäben und sind durch Ornamente bedeckt, die von jetzt ab in dem Formenschatze der Renaissance eine wichtige Rolle spielen; sie kommen durchbrochenen Blechplatten gleich, denen sie nachgebildet zu sein scheinen, weshalb man sie auch treffend mit „Metallornamente“ bezeichnet hat; zwar sind es hier erst schwache Versuche, allein die nächste Periode wird uns diesen in der deutschen Renaissance so sehr beliebten Schmuck desto zahlreicher und entwickelter vorführen. Höchst originell ist ferner eine Console, die unten statt eines Rundstabes mit zwei vorspringenden Pferdefüssen abschliesst; sie, wie auch einige andere Consolen zeigen übrigens auch an der Seite Ornamente, die hier theils aus Füllungen mit geschweiften Profillinien, theils aus Quadersteinen nachgebildeten Ansätzen bestehen. Die seitliche Behandlung der Console steht übrigens nicht an der Rathsapotheke vereinzelt da, schon früher hat an anderen Gebäuden die Volutenconsole insofern eine ähnliche Zuthat erfahren, als ihr die S-förmige Volute wirklich an beiden Seitenflächen eingestochen ward. Ein schönes Beispiel von dieser entwickeltern Consolenform ist auf Tafel XXI abgebildet; es gehört einem der gothischen Periode zuzuzählenden Hause, Altemarkt No. 1535 an, woselbst die früheren gothischen Kopfbänder gegen die angeführten Consolen umgetauscht wurden.

Besonders reich, wenn auch nicht ganz aus Holz, ist das im Jahre 1579 aufgeführte Gebäude am grossen Domhof Nr. 1211, welches zu den hervorragenderen Vertretern dieser Epoche zählt. Ohne hier weiter auf die mit jonischen Capitälen bekrönten canellirten eckigen Steinpfeiler des massiven Unterbaues einzugehen, wollen wir uns nur auf die Beschreibung des hölzernen Aufbaues beschränken, von dem wir einen Theil auf Tafel XXII veranschaulicht haben. Die Profile sind in guten Verhältnissen ausgeführt und zeigen einen Wechsel von Platten mit Rinnleisten und Carniesformen, den Ständern sind unterhalb der Fensterleiste der Steintechnik entlehnte Füllungen einge-

schnitzt, so dass sie hier vollständig den Charakter von steinernen Pilasterpostamenten tragen und es wirklich schwer wird, die Verschiedenartigkeit der Materialien des steinernen Unter- und hölzernen Oberbaues von einander zu unterscheiden. Die Fensterbrüstungsplatten sind mit je zwei Wappenschildern bedeckt, denen die Namen der Träger, in diesem Falle der Domkapitulare, hinzugefügt sind. Kopfbänder oder Consolen sind keine vorhanden, die Fenster zeigen noch Spuren einer frühern gothischen Vorhangbogenumrahmung. Zum ersten Male begegnen wir an diesem Gebäude, wenn unsere Annahme am goldenen Engel richtig ist, einer von der Strassensohle aufsteigenden Auslucht, deren organische Verbindung mit dem Hauptbau beweist, dass sie mit ihm gleichzeitig aufgeführt wurde. Diese neue Zuthat an dem bürgerlichen Wohngebäude scheint unseren Vorfahren ganz besonders zugesagt zu haben, denn von jetzt ab begegnen wir einer grossen Zahl solcher Ausluchten, welche sich jedoch nicht allein neu aufzuführenden Gebäuden anschliessen und so deren Grundplan gleich bei der ersten Anlage entsprechend beeinflussen, sondern auch schon bestehenden Gebäuden werden sie angefügt, wie man beispielsweise auch Kirchen in verschiedenen Jahrhunderten, den veränderten Bedürfnissen entsprechend, Anbauten hinzufügte. Diese Anbauten erwecken häufig den falschen Schein, als ob das ganze Bauwerk, welches mitunter selbst noch der gothischen Periode angehört, gegen das Ende des 16. Jahrhunderts aufgeführt worden wäre. Ein treffliches Beispiel eines solchen Falles haben wir in der Auslucht an dem Eckgebäude Marktstrasse Nr. 316 hierneben abgebildet. Das Hauptgebäude ist noch in streng gothischer Bauweise errichtet und gehört spätestens dem Anfang des 16. Jahrhunderts an, die Auslucht hingegen ist in dem Stile der dritten Gruppe der Mischperiode gehalten und gehört somit etwa der Zeit 1580—90 an. Man sieht, um eine organische Verbindung mit dem Hauptgebäude war es hier offenbar weniger zu thun, als vielmehr den Hausbewohnern die Annehmlichkeit einer Auslucht zu gewähren. Damit jedoch der Anbau nicht zu unvermittelt dem Hauptbau sich an-

Auslucht. Marktstrasse No. 316.



setzte, liess man in diesem Falle wenigstens die Profilleisten noch über die angrenzenden Ständer und Felder hinweggehen, brachte hier noch Fensterbrüstungstafeln an und versah die benachbarten Fenster mit Vorhangbogenumrahmung. Die Auslucht steigt ohne Vorkragung gerade auf und bildet hier einen trefflichen Gegensatz als Nachbildung des Steinbaues zu dem gothischen Grundbau, oben schliesst sie mit einem Giebelfelde, auch eine neue Zuthat, ab. Eine Reihe interessanter Holzschnitzereien schmücken die Fensterbrüstungsplatten und das Giebeldreieck, während eine Schrift den die Balkenlage andeutenden Fries bedeckt. Da die Holzschnitzereien auf den Platten zu den besseren Arbeiten dieser Zeit zu zählen sind, so seien sie hier kurz aufgeführt. Im Giebeldreieck ist eine Hexe mit dreizackiger Gabel und sich kreuzenden schlangenförmigen Beinen, worunter im Frieze der Balkenlage: „Havd . tantvm . sievli.“ eingeschnitten ist. Das erste Füllbrett links unter der Fensterreihe des Zwischengeschosses am Hauptgebäude zeigt einen pflügenden Landmann, mit der Unterschrift „Sic“; das nächste Füllbrett, das sich an der schmalen Seite der Auslucht befindet, enthält einen reich gekleideten Mann, neben ihm eine Schlange, darunter: „Nvllvm“; auf der dritten Platte erscheint derselbe Mann in Begleitung von zwei Frauen, rechts von ihnen umarmt eine Jungfrau einen Jüngling, in der linken Hand eine brennende Fackel haltend, zu ihren Füßen liegt ein Knabe, in dem Frieze unter der Platte steht: „Compta fidem reperis, sed te nil“; die vierte Platte zeigt uns eine gut gekleidete Jungfrau, von ihr sich abgewandt eine Frau mit Schleier und vier fliehende Jungfrauen, darunter: „Foedivs orbis deceptvs reperit“; die fünfte Tafel bringt einen Löwen, der einen Hund zerreisst, ein anderer Hund sitzt zwischen zwei Bäumen, als Unterschrift lesen wir: „Aspiciens circvmspice“; auf der letzten Tafel erscheint der Tod in geflügelter Gestalt eines alten Mannes, der eine nackte Jungfrau mit sich zieht; auf dem Frieze finden wir: „Tandem“. Diese fortlaufende Bilderreihe, welche hier offenbar im Zusammenhang steht und eine Moral zum Ausdruck bringen sollte, hat Mithoff so zu erklären versucht: „Arbeite! Müssiggang ist verwerflich, gibt den Leidenschaften Raum, bringt — begünstigt vom bösen Verhängniss — unbewachte Herzen ins Verderben und — der Sünde Sold ist der Tod“. Es sollte also hier eine moralische Tendenz, ähnlich wie am Rathsbauhofe durch Bilder veranschaulicht werden, und doch wie sehr verschieden ist die benutzte Bildersprache! —

Eigenthümlich bleibt es, dass die Mehrzahl der Ausluchten, welche in dieser Periode schon bestehenden Gebäuden angesetzt wurden, keine Vorkragungen mit Kopfbändern erhielten; meist sind ihre Aussenseiten ohne Vorsprünge, in gleichen Ebenen gehalten, die sich den Vorkragungen des Hauptbaues schlicht anschliessen. Mit verschwindenden Ausnahmen beginnen sie von der Strassensohle und sind

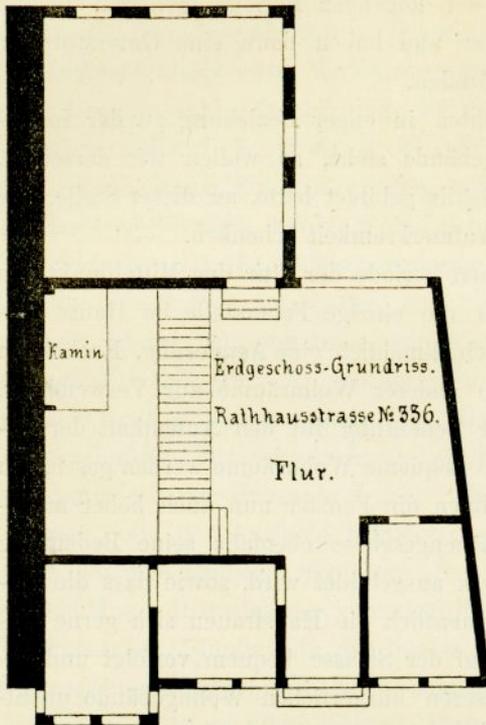
mehreren Stockwerken vorgesetzt, nur in einzelnen Fällen, wie z. B. am Brühl No. 1129 und an einigen Häusern der folgenden Periode, gehören sie nur Einem, höher gelegenen Stockwerke an und haben dann eine Unterstützung durch Kopfbänder oder Consolen gefunden.

Da die Errichtung von Ausluchten in enger Beziehung zu der Inneneinrichtung der bürgerlichen Wohngebäude steht, so wollen wir derselben, wie sie sich in der Periode des Mischstils gebildet hatte, an dieser Stelle, ehe wir weiter eilen, eine eingehendere Aufmerksamkeit schenken.

Wir sahen, dass in der gothischen Periode der Flur den Mittelpunkt des Familienlebens bilden musste, weil er die einzige Feuerstelle im Hause enthielt. Im 16. Jahrhundert vollzieht sich allmählich eine Aenderung, Kachelöfen kommen auf und gelangen innerhalb anderer Wohnräume zur Verwendung, dadurch aber wird der Flur in seiner Bedeutung für den Aufenthalt der Familie im Hause herabgedrückt, andere bequeme Wohnräume werden geschaffen und aufgesucht, und diese und mit ihnen die Fenster nun auch höher aufgeführt. So kommt es, dass das Zwischengeschoss ebenfalls seine Bedeutung verliert und als ebenbürtiges Stockwerk ausgebildet wird, sowie dass die Anlagen von Ausluchten, in welchen namentlich die Hausfrauen sich gerne aufhielten, da von hier aus das Leben auf der Strasse bequem verfolgt und beobachtet werden konnte, für die besseren bürgerlichen Wohngebäude unentbehrlich werden. Die Ausluchten legen ein sprechendes Zeugnis ab, dass das Familienleben gegen Ende des 16. Jahrhunderts sich vollständig vom Flure getrennt und sich in andere bequemere Wohnräume zurückgezogen hatte. Dessenungeachtet blieb der Flur, den alten Traditionen gemäss, in seiner frühgrösse bestehen und enthielt nach wie vor offene Feuerungsanlagen, welche die Stelle unserer heutigen Kochherde vertraten. Im Flure befanden sich die Treppen- und unter ihm etwaige Kelleranlagen, zu denen eine Fallthür den Weg bot.

Die Grösse der Grundanlage hing von der Bedeutung des Hauses und der ihm verliehenen Rechte ab; allmählich hatten sich in hiesiger Stadt drei Gattungen von bürgerlichen Wohngebäuden entwickelt, denen verschiedene Gerechtsamkeiten verliehen waren. Wir unterscheiden sie dem entsprechend in: Brauhäuser, Backhäuser und Buden. Die erste Gattung Häuser war die bevorzugteste und repräsentirte als solche die Classe der Patrizier. Ihre Eigenthümer waren berechtigt, im eigenen Hause zu brauen. Ausgedehnte Kelleranlagen, Thorfahrten und grosse Feuerstellen wurden in ihnen nothwendig und die Grösse des Wohnhauses hierdurch bedingt. Unter den hohen Dächern wurde das Malz aufbewahrt und dort hinauf durch Winden befördert, der Transport desselben in die Räume des Flurs geschah einfacher, trichterförmige Oeffnungen in den Decken gestatteten es, dasselbe auf dem kürzesten Wege hinunter zu befördern.

Den Grundriss eines solchen Brauhauses, Rathhausstrasse Nr. 336, deren

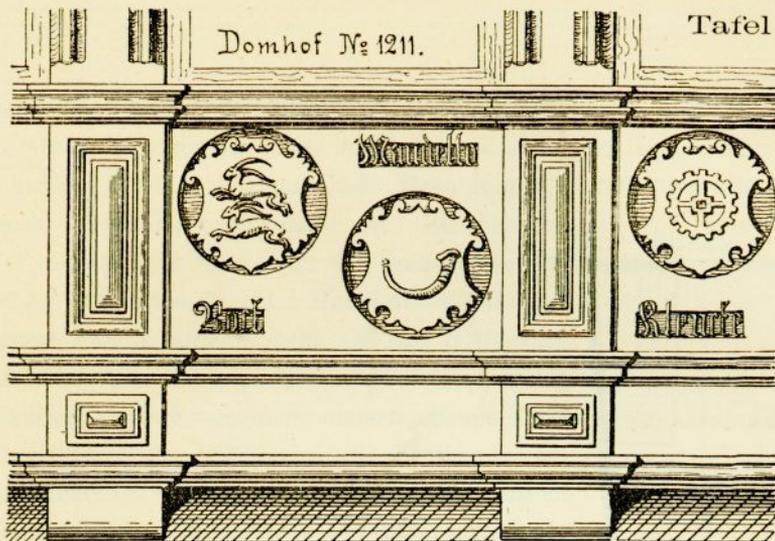


mit unveränderter Grundlage es übrigens hier eine stattliche Reihe gibt, haben wir hierneben zur Darstellung gebracht; man ersieht daraus, dass der Flur über die Hälfte der Grundfläche Raum einnimmt; in seiner Mitte befindet sich die Haupttreppe, welche nach dem obern Geschoss führt, zu den höher gelegenen Zimmern des Erdgeschosses gehen je einige Trittstufen. Wendeltreppen, wie sie noch Anfangs des 16. Jahrhunderts beliebt waren, kommen nur spärlich zur Anwendung, sie wurden durch breite und bequem zu ersteigende Treppen mit mehreren geraden Armen und reich ausgeführten Geländern ersetzt, dagegen wurde der

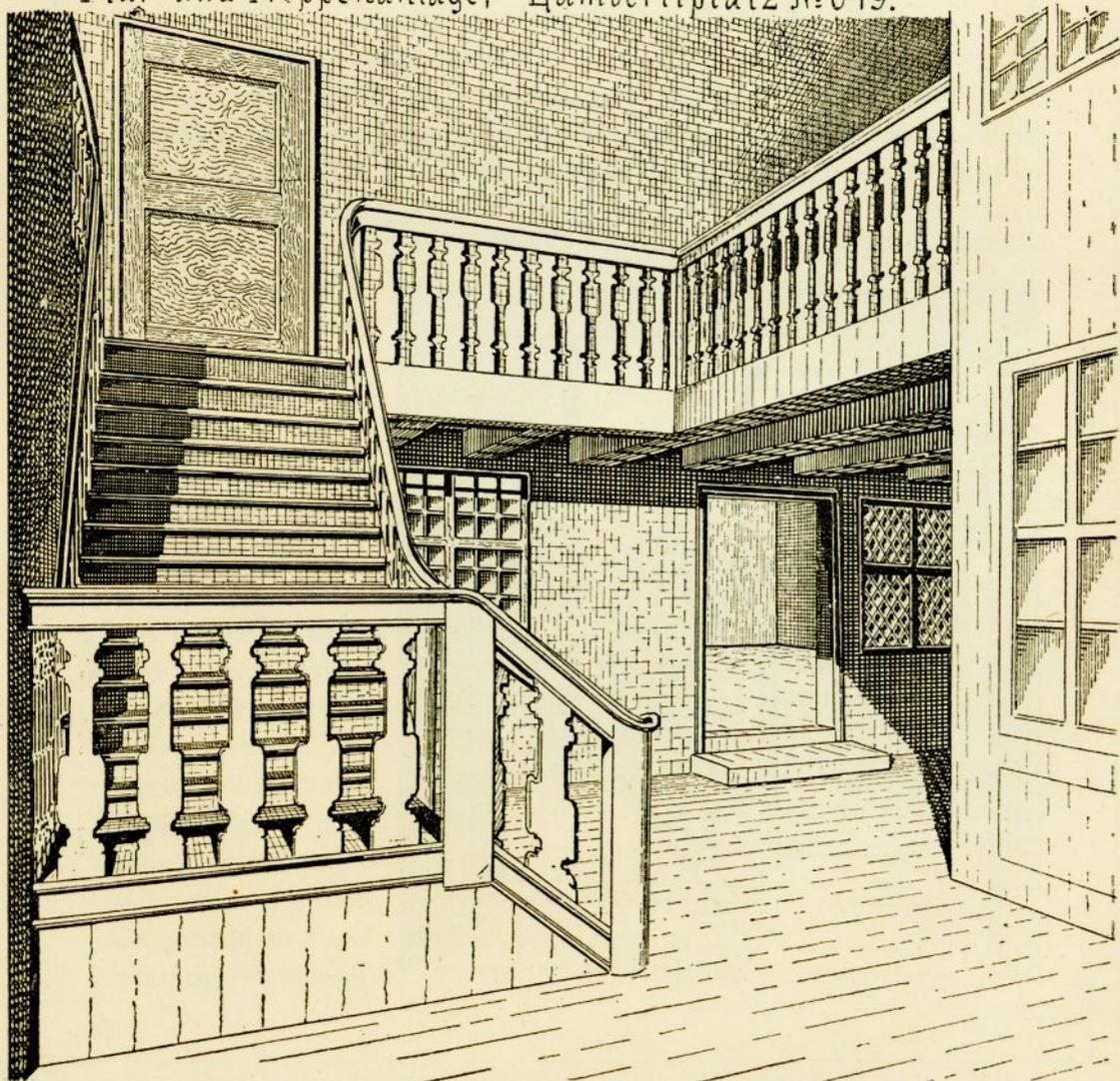
Brauch, die oberen Vorplatzräume durch Gallerieen gegen den in der Höhe bis zum zweiten Stockwerke reichenden Flur abzuschliessen, beibehalten, wodurch oft überraschende, malerische Effekte erzielt wurden, wie es z. B. die auf Tafel XXII dargestellte Treppen- und Fluranlage eines Brauhauses auf dem Lambertiplatz Nr. 649 aus dem Jahre 1545 zur Anschauung bringt. Die Handleisten der Treppe zeigen eine bedeutende Stärke, die Docken selbst sind in diesem Falle breit und flach, was jedoch nicht allgemein üblich war, da gedrehte Docken in Häusern jener Zeit eben so oft wie flache vorkommen, die angrenzenden Wohnräume sind allesammt durch Fenster mit dem Flur verbunden.

Die zweite Gattung Häuser, die Backhäuser, sind nicht von der Ausdehnung der Brauhäuser, und haben im Allgemeinen seltener Thorfahrten aufzuweisen. Auf solchen Häusern ruhte, ausser der Gerechtsamkeit, backen zu dürfen, die Berechtigung, zwei Kühe auf die öffentliche Weide zu schicken. Ihr Grundplan stimmt im Allgemeinen mit dem der Brauhäuser überein, sie sind häufig auch mit Kelleranlagen versehen, wenn solche auch nicht die Ausdehnung wie bei der ersten Gattung Häuser erreichen.

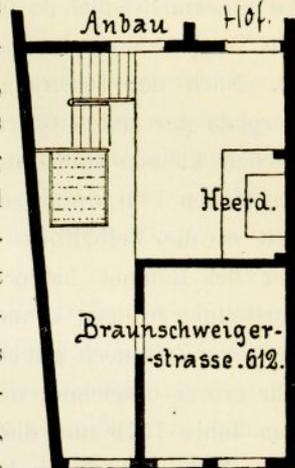
Mit „Bude“ endlich bezeichnete man schlechtweg alle anderen kleinen Wohngebäude, deren Gerechtsamkeit nur darin bestand, eine Kuh auf die Weide treiben zu dürfen. Bei ihrer Grundanlage blieb man bei der einen



Flur und Treppenanlage, Lambertiplatz № 649.

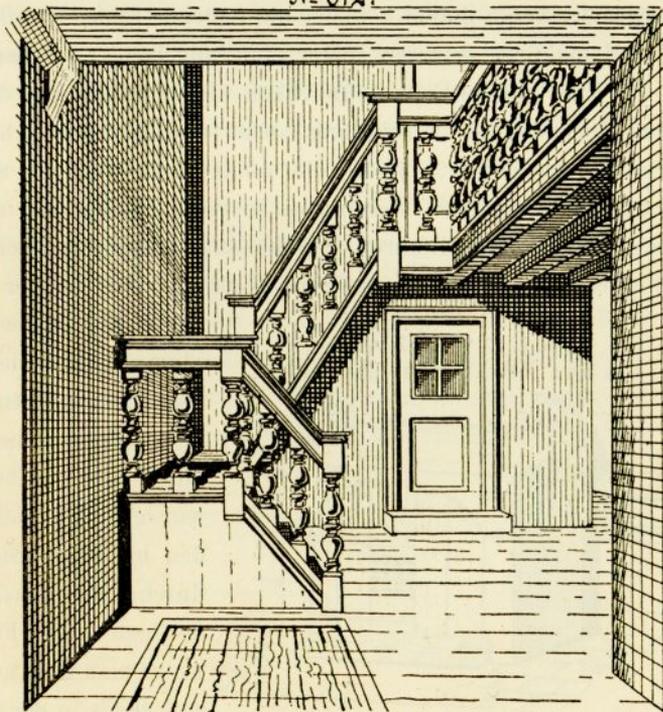


Feuerstelle des Flurs; Ausluchten, wie sie an den Brau- und Backhäusern beliebt waren, kommen an ihnen nicht vor. Von solchen sogenannten Buden ist in hiesiger Stadt eine grosse Zahl herzunehmen, deren ursprüngliche Anlage noch vollständig nachweisbar ist. Beistehendes Beispiel eines solchen Hauses ist der Braunschweigerstrasse Nr. 612 entlehnt. Der Heerd mit mächtigem, steigbarem Kamin nimmt mehr als die Hälfte des Raumes der gegenwärtig durch einen Bretterschlag hergestellten und so von dem andern offenen Theil des Flurs getrennten Küche ein, die hierdurch vollständig dunkel ist; das Licht dringt durch den Schacht des Kamins und verbreitet eine eigenthümliche Dämmerung; etwa $\frac{3}{4}$ der Grundfläche beträgt die Grösse des Flurs und nur ein Zimmer ist ausser ihm im Erdgeschoss enthalten. Unter dem Flur ist ein kleiner, aber sehr stark gewölbter Keller, wie jene Zeit sie überhaupt nicht anders kennt, dessen Eingang im Flur an der Treppe durch eine Fallthür bedeckt ist. Höchst interessant und malerisch ist die Treppenanlage dieses Hauses,



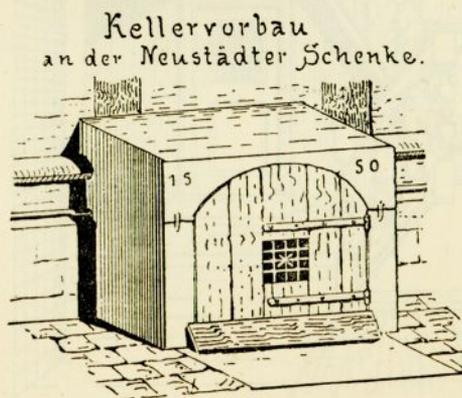
dessen Erbauung in das Ende des 16. Jahrhunderts fällt. Das nebenstehende Bild derselben zeigt, dass selbst in diesen untergeordneten Häusern grosser Werth auf eine schöne Treppenanlage gelegt wurde. Reich und kräftig profilirte Handleisten werden durch starke gedrehte Docken getragen, deren Formen nach unseren heutigen Begriffen ein vornehmes Gebäude verrathen; der geringe zur Treppenanlage verfügbare

Treppenanlage. Braunschweigerstrasse
№ 612.



Raum des Flurs hat eine sehr starke Steigung und bedingt schmale Treppen, trotzdem erfolgte die Lösung in geraden Armen, wie überhaupt gewundene Treppen im 16. Jahrhundert zu den Seltenheiten gehören. An unserm Beispiel ist über dem Flur wieder ein Vorplatz, der gallerieförmig den Treppenraum abschliesst und von letzterm durch ein Geländer getrennt ist. Nach den Dachräumen führt eine leiterartige Treppe, die sich auf dem Vorplatz des ersten Geschosses neben dem Kamin befindet. Also selbst bei solchen kleinen Häusern wich man von der ältern Grundlage nicht ab und suchte den Flur durch schöne Treppenanlagen, verbunden mit Gallerieen, so weit es die Verhältnisse gestatteten, möglichst reich anzulegen. Wir haben hier des Raumes halber leider nur zwei vollständige Treppenanlagen zur Darstellung bringen können, die Zahl der Beispiele, welche in dieser Beziehung aus jener Zeit noch gut erhalten in hiesiger Stadt zu finden sind, darf als eine sehr grosse bezeichnet werden, wir nennen hier nur noch den Englischen Hof vom Jahre 1519 und die Domschenke vom Jahre 1571, ohne damit den reichen Stoff erschöpft zu haben. Sind auch viele Häuser im Innern, den veränderten Bedürfnissen entsprechend, vielfach umgewandelt und manche Fluren durch Anlage neuer Wohnräume eingeengt worden, so liess man doch meist die geräumigen prächtigen Treppen bestehen, die in manchen Fällen sogar zweiarmig zur Ausführung gelangten. Zimmerthüren aus jener Zeit haben wir leider keine finden können, die folgende Epoche wird dafür Ersatz bringen; die Hausthüren erfahren später eine eingehendere Behandlung.

Eine andere Eigenthümlichkeit, die ebenfalls mit der innern Einrichtung des Gebäudes in Verbindung steht, und der wir schon in der gothischen Periode gedachten, bilden die sonderbaren Zugänge zu den Kellern. Wie schon oben bemerkt, waren jene in vielen Fällen von den Fluren zugänglich und hier durch Fallthüren verschlossen, ausserdem aber hatten die Keller der Brauhäuser noch einen zweiten Eingang, der an der Strassenseite lag und

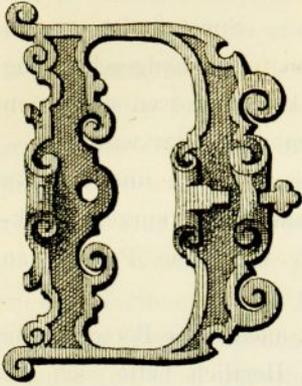


durch eine steile Treppe in die Keller-räume führte; die steinernen Trittstufen begannen nun entweder an dem Hause selbst, in welchem Falle der Eingang durch eine vertikale Thüre verschlossen wurde, oder mehrere Trittstufen wurden bis in die Strasse gelegt und dann durch einen massiven Vorbau, wie ihn nebenstehende Figur zeigt, überdeckt; wobei man wohl auch den Eingang durch eine theils in der Strassenebene liegende

Fallthür und eine kleine darüber befindliche vertikale Thür abschloss. Diese oft sehr sonderbaren Vorbauten, unser Beispiel ist der Neustädter Schenke entnommen, wurden in der verschiedensten Weise gelöst und erhöhen oft sehr den malerischen Reiz einer von ihnen besetzten Strasse. — Sonst findet man in Hildesheim an den Häusern jener Zeit keinen Vorbau. Das Erdgeschoss lag fast immer beinahe gleicher Erde und bedurfte daher keiner grossen steinernen Vortreppen, wie sie wohl in anderen Städten Häusern vorgesetzt wurden.

Ehe wir nun aus der Zeit des sog. Mischstils heraustreten und uns der ungemischten Renaissance zuwenden, wird es gut sein, einen kurzen Rückblick auf jene umfangreiche und so sehr zahlreich vertretene Periode zu werfen.

Das Sprichwort: „Contraste berühren sich“ hat auch seine Berechtigung in dieser Periode der Holzarchitectur Hildesheims. Herrlich hatte sich die Frührenaissance in der Holzbaukunst eingeführt und Meisterwerke allerersten Ranges entstehen lassen, den Holzbau auf gothischer Grundlage zu seiner höchsten Blüthe gebracht; doch nicht lange; die Umwandlung der den Holzconstructionen beigegebenen Sprache lässt immer mehr und mehr die bisher selbständige Holzarchitectur verschwinden und dafür eine Nachahmung der Steinarchitectur eintreten und am Ende der Periode den Holzbau in ein vollständiges Abhängigkeitsverhältniss zu jener gerathen. Dieselbe Erscheinung zeigt sich in der Schnitzkunst, den belebten Flächen der Schwellen im Anfang des Mischstils treten nackte, nur mit Profilleisten gezierte Schwellen, denen man höchstens noch Sprüche eingeschnitten, gegenüber. Ebenso kann sich der zu den Platten gewählte Stoff nicht im Entferntesten mit der reichen Bildersprache, wie sie die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts aufzuweisen hat, messen, wie es auch mit der statt der Kopfbänder neu eingeführten Consolenform der Fall ist. In allen Theilen ist ein wesentlicher Rückschritt zu verzeichnen. Die einzige Zuthat ist die Einführung der Auslucht, welche, wie sich nicht leugnen lässt, dem Aeussern des Gebäudes einen erhöhten malerischen Reiz verleiht und im Innern die Räume wohnlicher macht. Thüren und Fenster hatten die gothische Umrahmung beibehalten, Füllbretter mussten nach wie vor die Vermittlung der vorgekragten Stockwerke mit den darunter liegenden besorgen.



iesem allmählichen Niedergange der Holzarchitectur steht in dem letzten Jahrzehnt des 16. und den ersten zwei Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts ein erneuter Aufschwung gegenüber, der auf decorativem Gebiete alle vorhergegangenen Perioden zu überflügeln sucht, in der Wahl seiner Motive aber leider auf dem Standpunkt der letzten Gruppe der Mischperiode stehen bleibt. Von der Nachahmung der Steinarchitectur konnte man sich nicht trennen und darin liegt der schwache Punkt, der Grund, dass die unter dem Namen „Deutsche Renaissance“ gekannte Periode trotz ihres Formenreichthums, trotz der Fülle ihrer originellen und oft anmuthigen Ornamente im Holzbau nicht zu einer eigentlichen Selbständigkeit gekommen ist und daher auch in der Holzarchitectur jenen Rang nicht einnehmen kann, wie ihn das gothische Holzhaus zu verzeichnen hat. Die von der deutschen Renaissance benutzten Formen erfahren keine Veränderung, ob sie in Stein, oder ob sie in Holz ausgeführt werden, und selbst ein kundiges Auge kann oft irre geführt werden und einen Steinbau für einen Holzbau halten und umgekehrt, wie es an Beispielen in hiesiger Stadt nicht fehlt. Bei aller Anerkennung der an Hildesheimer Holzbauten wirklich oft hervorragend schönen Leistungen der deutschen Renaissance, welche nunmehr in Wahrheit ein nationales Gepräge angenommen hatte und von ihrer italienischen Schwester in vielen Stücken sich unterschied, können wir sie deshalb doch nicht in dem Sinne als eigenartige, nur dem Holze angepasste Kunstrichtung bezeichnen, wie es die Holzarchitectur in der gothischen Periode in der That war.

In dieser Epoche beginnt man vorerst die gothischen Thür- und Fensterumrahmungen, sowie die verkröpften Profilleisten wieder zu beseitigen; den Ständern werden Säulen, Pilaster, Hermen und Anten eingeschnitten und so ihre verticale Tendenz besser als bisher betont; sodann folgt die Beseitigung der schrägen Schutzbretter, statt welcher reich geschnitzte Füllhölzer Verwendung finden, welche den Raum zwischen der vorgekragten Satzschwelle und dem darunter liegenden Stockwerke vollständig ausfüllen, in Folge dessen eine Verringerung der Auskragungen eintritt. Metallornamente gelangen überall

zur Anwendung und bedecken nicht nur Consolen, sondern sie werden auch zu Füllungen von Fensterbrüstungsplatten, den zwischen letzteren liegenden Ständerflächen, ja selbst in einzelnen Fällen den über der Fensterprofilplatte sich erhebenden Theilen der Ständer statt der Säulen, sowie auch auf den Schwellen verwendet. Dabei gelangen die personificirten Tugenden, Stücke aus der biblischen Geschichte, häusliche Scenen, Jagdstücke und auf den Landbau bezügliche Schnitzerereien zu einer so ausgedehnten Anwendung, dass man die durch sie geschmückten Platten geradezu als eines der charakteristischen Merkmale jener Epoche bezeichnen kann. Auch die Anwendung der Ausluchten erfährt eine grössere Ausdehnung, sie beeinflussen mehr als bisher die Grundanlagen der Gebäude und veranlassen durch Theilen der Aussenansicht des Gebäudes oft höchst malerische Gruppierungen. Besonders dieser letzte Umstand lässt die Bauten jener Zeit dem Beschauer anfangs grossartiger und lebeniger erscheinen, als die älteren, auch die vollständige Bedeckung des ganz durch Holz verschaltten Hauses mit Ornamenten aller Art besticht, allein das Detail steht nicht auf der Höhe seiner Vorgänger und ist vor Allem nicht für Holzbauten geschaffen worden.

Wie die vorhergehenden Epochen zeitweise neben einander hergehen, so müssen wir auch bei dieser Periode, die streng genommen erst in dem letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts zur alleinigen Herrschaft gelangt, etwas zurückgreifen und die ersten Anfänge in das Jahr 1578 verlegen. In diesem Jahre sind nachweisbar zum ersten Male statt der Füllbretter Füllhölzer an einem Hause der Braunschweigerstrasse Nr. 556 zur Anwendung gekommen und ist damit die neue Richtung eingeleitet worden. Von demselben Zimmer- und Schnitzmeister scheinen auch die drei Gebäude der Osterstrasse Nr. 134, 265 und 273 hergestellt worden zu sein und mögen daher auch derselben Zeit angehören. Die beiden erst-

genannten Häuser zeigen noch schlichte Ständer; den Schwellen zwischen den Balkenköpfen sind sehr kräftig gehaltene, nach beiden Seiten spitz zulaufende Hohlkehlen eingeschnitten, die mehr gothischen als Renaissance-Charakter tragen (siehe nebenstehende Figur); unter ihnen aber liegen, in der Höhe der vorspringenden Balkenköpfe, vierkantige, den Schwellen analog profilirte Hölzer, welche hier die

Osterstrasse № 265.

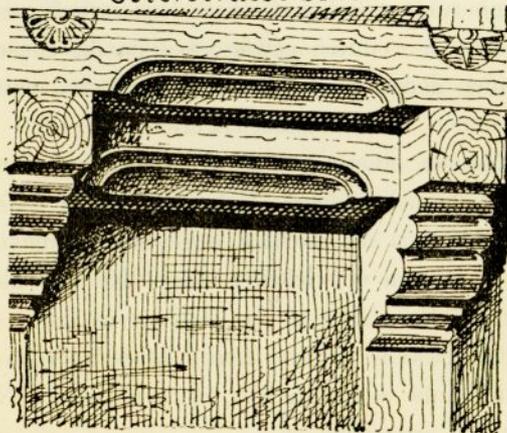
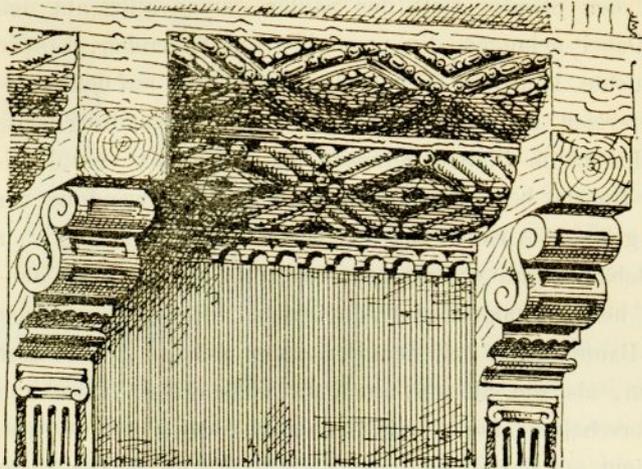


Fig. 29.
F = T. Hofmann
F = Hofmann

Stelle der Schutzbretter ersetzen und den Raum unter den vorgekragten Stockwerken ausfüllen, weshalb sie auch den Namen: „Füllhölzer“ tragen. An dem

Osterstrasse № 273.



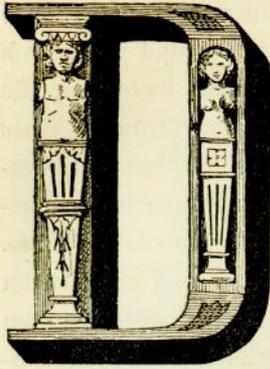
andern Gebäude derselben Strasse Nr. 273 (siehe beistehende Fig.), hat die Schwelle statt der Hohlkehlenprofilierung einen rundbogigen Ausschnitt erhalten, der in etwa $\frac{3}{4}$ Schwellenhöhe bereits beginnt; kräftig modellirte, gewundene Schnüre, Perlschnüre mit langen und kurzen Perlen, sowie Hohlkehlen schmücken

die cylinderförmige Fläche, während über den Balkenköpfen die Schwelle schlicht geblieben ist und so den Eindruck eines vorspringenden Balkens erweckt. Der so abgerundeten Satzschwelle schliesst sich unterhalb ein genau eben so geformtes und mit den gleichen Ornamenten bedecktes Füllholz an, dem eine mit Rundbogen gezierte Leiste als Stütze und Abschluss beigegeben ist. Das Bauwerk ist ausserdem noch dadurch besonders interessant, als wir an seiner Auslucht zum ersten Male in die Ständer eingeschnitzten jonischen Anten begegnen, denen die Steinpilaster des 1579 erbauten Hauses, Domhof Nr. 1211, als Vorbild gedient haben dürften; es treten aber die Antentheile nicht aus den Ständern heraus, auch nehmen sie nicht die ganze Breite der letzteren ein, sondern zu beiden Seiten derselben sind die Kanten der Ständer unberührt gelassen, weshalb jene vertieft zu liegen scheinen. Diese eigenartige Technik, wodurch gewissermassen die constructive Bedeutung der Anten mehr einen decorativen Charakter erhält, ist merkwürdiger Weise mit wenigen Ausnahmen in der ganzen Periode bis 1630 immer wieder zur Ausführung gekommen, einerlei, ob Anten oder Säulen, Karyatiden, Hermen u. s. w. den Ständerschmuck bildeten. Ueber den Anten treten derb geschnitzte Consolen hervor und tragen die darüber liegenden Balkenköpfe.

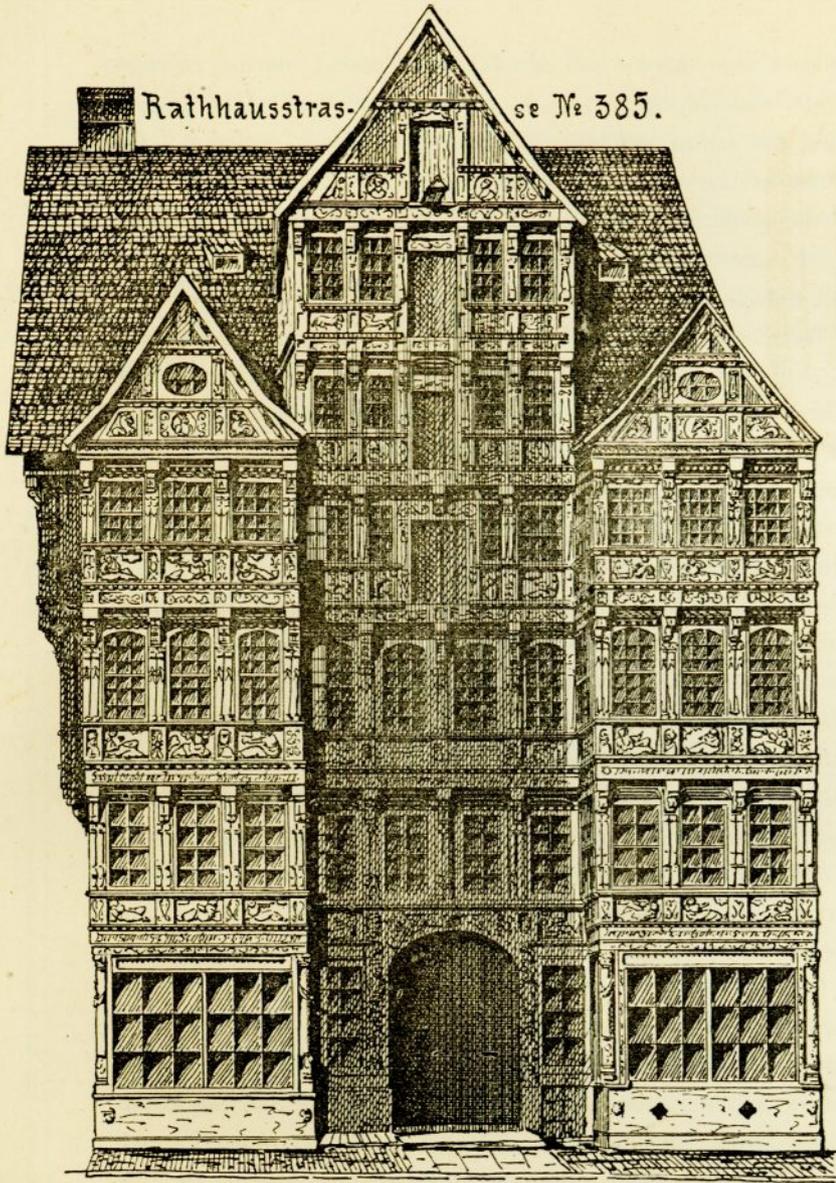
Schon entwickelter zeigt sich die deutsche Renaissance an einer Auslucht, Langerhagen Nr. 1657, vom Jahre 1591, an welcher namentlich ein der Schwelle eingestochenes Laubstabornament hervorgehoben zu werden verdient, da es in hiesiger Stadt als letzte Nachahmung des gothischen Laubstabes anzusehen ist.

Zwei andere Gebäude, die auch den ersten Vertretern dieser neuen Epoche zugezählt werden müssen, sind: das Wohnhaus auf dem Brühl Nr. 1136 vom Jahre 1594 und das frühere Amthaus der Schuhmacher und Gerber am Dammthor Nr. 1364 vom Jahre 1595. An beiden Gebäuden finden wir die Verkröpfungen wieder beseitigt, sie zeigen eher wieder den Charakter eines wirklichen Holzhauses. Die Leisten, welche die Satzschwellen oben abschliessen, sowie die, welche unter den Fenstern den Ständern aufgenagelt sind, bestehen ihrer Form nach aus Platten mit darunter befindlichem Zahnschnitte. Die Consolen haben weniger scharf ausgeschnittene Voluten und erinnern an gothische Kopfbänder; dem Eckständer des Schuhmacheramthaus wurden vorspringende Leisten und gedrehte Schnüre herausgeschnitzt, die den Consolen, wie es bei den Kopfbändern der gothischen Periode der Fall war, unten einen kräftigen Halt geben. An dem erst genannten Hause zierte ein Spruch die Schwelle, die Thür ist auf beiden Seiten mit Wappen versehen. Am Amthause ist sogar den Thürständern und dem Thürsturz eine Art Kielbogen als Reminiscenz des gothischen Spitzbogens ganz flach eingeschnitten; selbst kleine Schutzbretter findet man statt der Füllhölzer hier noch verwendet. Die Fensterbrüstungsfelder sind meist schlicht, nur zwei von ihnen zierte man mit Wappen des Gewerbes; das eine haben wir auf Tafel XXIII abgebildet, es enthält ausser der Erbauungsjahreszahl zwei Wappenschilder mit den Handwerksgeräthen der Schuhmacher und Gerber, die von beiden Seiten von zwei Löwen gehalten werden, die andere Fensterbrüstungsfüllung ist genau eben so, nur sind statt der Löwen zwei in der Tracht der damaligen Zeit gekleidete Wappenträger verwendet.

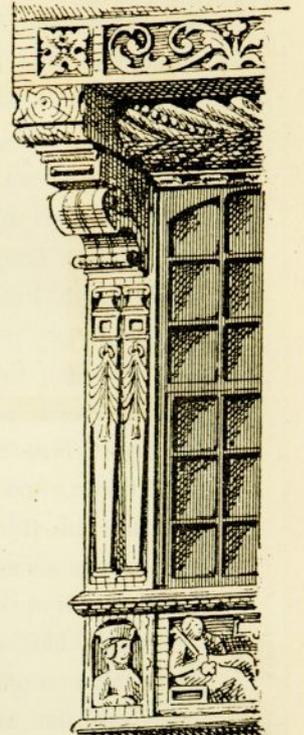
In ihrer vollen Blüthe tritt uns aber die Periode schon einige Jahre später durch das Wedekind'sche Haus, Rathhausstrasse Nr. 385, vom Jahre 1598 entgegen, das durch seine imposante Gestalt eine Zierde des Marktplatzes bildet. Weil es den hervorragenden Denkmalen dieser Periode angehört und alle ihre Eigenthümlichkeiten an sich vereinigt, so haben wir es als ihren Vertreter gewählt und umstehend einer eingehenden Beschreibung unterworfen.



Das unter dem Namen seines gegenwärtigen Besitzers als „Wedekind“sches Haus bekannte Gebäude steht an der Ecke der Judenstrasse und des grossen Marktplatzes. Seine Ansicht nach letzterm gliedert sich in drei Theile, die harmonisch mit einander verbunden sind; zwei ausluchtenartige Seitenbauten und ein etwas breiterer Mittelbau, welcher sich weit über die Dachfläche erhebt, schliessen mit nicht allzu steilen Giebeln oben ab. Das Erdgeschoss hat eine Veränderung durch die Anlage grosser Ladenfenster erfahren, auch muss wohl im zweiten Stockwerke des Mittelbaues eine Reparatur vorgenommen worden sein, da das Stück einer frühern Schwelle hier statt eines Ständers Verwendung gefunden hat, sonst aber ist das Gebäude bis zu seinen höchsten Theilen vollständig unverändert geblieben. In seinem Aufbau zeigt es sieben Geschosse; das erste Stockwerk ist zwar nicht vorgekragt, aber in derselben Höhe wie die übrigen gehalten; bis zum zweiten Stockwerk durchgehende Ständer sind keine mehr vorhanden, sondern eine Theilung der beiden unteren Geschosse durch Schwellen vorgenommen. Diese, wie auch die Schwellen des ersten vorgekragten Stockwerks, sind durch Sprüche in liegender gothischer Schrift geziert; die höher gelegenen Schwellen zeigen Ornamentenmotive, die theils aus rankenförmigen Bändern, theils aus Blättern und Blumen zusammengesetzt sind. Nach oben ist den Schwellen ein kräftiger Abschluss durch eine mit Zahnschnitt unterbrochene Leiste gegeben worden; eine Fortsetzung oder Andeutung der Ständer auf den Schwellen, wie es in der vorigen Periode beliebt war, findet nicht mehr statt, ebenso sind Verkröpfungen von Profilen nirgends mehr zu sehen. Die Ständer selbst sind durch Fensterprofillatten in zwei Theile getrennt und auch demgemäss behandelt, auf der untern Hälfte sind ihnen allerwärts Füllungen eingestochen, die meistens aus Metallornamenten, am zweiten Stockwerke auch theilweise aus Brustbildern bestehen; der obern Ständerhälfte sind im ersten Stockwerke Säulen auf Postamente, im zweiten und dritten Stockwerke hermenartige Pilaster und im vierten und fünften Stockwerke einfache Säulen eingeschnitten. Einzig in der Holzarchitectur Hildesheims ist dabei die Anordnung von gekuppelten Säulen und Pilastern, wie sie durchwegs im ersten, zweiten und dritten Stocke zur Ausführung gelangten; ein ähnliches Beispiel haben wir in hiesiger Stadt nicht wieder aufzu-

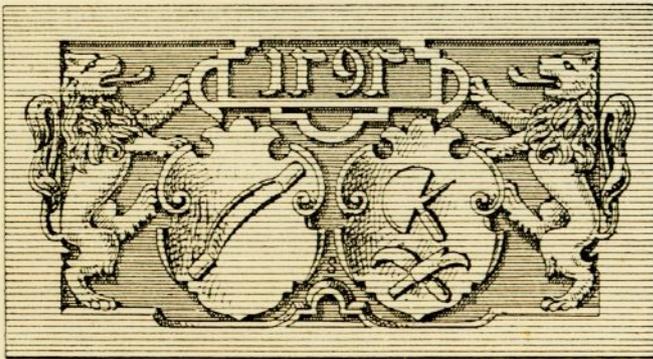
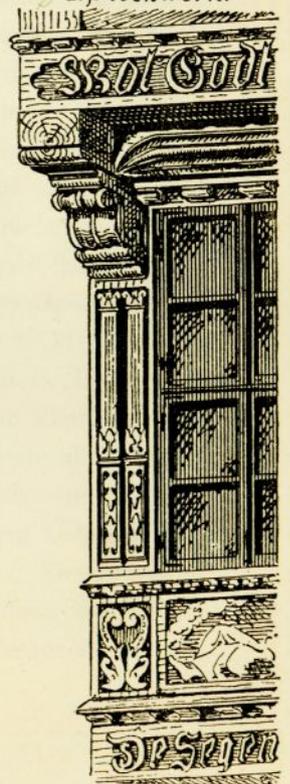


Rathhausstrasse No 385.



II. Stockwerk.

Rathhausstrasse, 385.
I. Stockwerk.



Dammstrasse No 1364.

weisen; unsere Leser finden Theile des ersten und zweiten Stockwerks auf Tafel XXIII. Die Säulen zeigen eine Art korinthisches Capital und sind flachrund gehalten, ihr kanellirter Schaft schliesst unten mit einem dreiblättrigen Kelche ab, das Postament ist eckig und mit verschiedenartigen Ornamentenmotiven bedeckt. Im zweiten und dritten Geschosse sind den Ständern je zwei gekuppelte eckige Pilasterhermen eingeschnitten, die in recht schönen und zierlichen Verhältnissen gehalten sind, ein jonisches Capital schliesst sie oben ab und ihr nach unten zu sich verjüngender Schaft wird durch einen Faltenwurf mit Schnur und Quaste belebt. Den Ständern des vierten Stockwerks sind candelaberförmige, flachrund gehaltene Säulchen mit jonischen Capitälern, ohne Postamente, eingeschnitten; an den Ständern des letzten Stockwerks tragen diese Säulchen wieder Blättercapitäle; in der Technik sind die Säulen und Pilaster genau so gehalten, wie an den Ständern des auf Seite 106 beschriebenen Hauses Osterstrasse Nr. 273; sie treten nicht aus den sie umrahmenden Ständerflächen heraus, sondern ersetzen gewissermassen nur Füllungsornamente. Die Fensterprofillatten bestehen aus einer oben rundbogigen Platte mit darunter befindlicher lesbischer Welle, welcher zierliche herabhängende dreilappige Blätter beigegeben sind. Die Consolen zeigen unter dem ersten vorgekragten Stockwerk die geschwungene Volutenform mit der nach oben auswärts gebogenen Spirale; unter dem zweiten vorgekragten Stockwerk ist eine ganz neue Form, die dem umgedrehten lateinischen grossen S nahe kommt, benützt; über ihr liegt eine diamantquaderähnliche Platte; am dritten und vierten Stockwerk haben die Consolen die S-Volutenform, über dem fünften Stockwerk eine lang gezogene S-Form mit herabhängendem Akanthusblatte. Keine Aenderung haben die Balkenköpfe erfahren, sie sind unten abgerundet, sonst schlicht. Als besonders wirkungsvoll müssen die verschiedenen Füllhölzer hervorgehoben werden; über dem ersten Stockwerk sind sie scharf und tief ausgekehlt, Rundstab und Hohlkehle wechseln hier ab und laufen, wie an dem Hause Osterstrasse Nr. 265, spitz an der einen Füllholzecke zu. Die Füllhölzer über dem zweiten Stockwerk sind denen der Osterstrasse Nr. 273 nachgebildet und ihnen überaus ähnlich, nur dass sie hier nicht die reiche Ausführung gefunden haben, wie an dem letztgenannten Hause. Ueber dem dritten Stockwerk sind den Füllhölzern kleine Consolen und Platten ausgeschnitten, und an den höher gelegenen Stockwerken zeigen sie abwechselnd die eben genannten Formen; überall, wo Füllhölzer zur Anwendung kamen, ist ihnen unten eine Leiste mit kleineren zahnstichtförmigen Consolen beigegeben, die den Füllhölzern einen bessern Halt verleihen. Eine ähnliche Leiste ist auch den steigenden Giebellinien der drei Verdachungen beigegeben, an ihnen folgt zwar die Profildbewegung der Consolen den steigenden Linien,

ihr Abschluss aber ist vertical; also selbst hier konnte man sich nicht von den Vorbildern des Steinbaues trennen, sondern kopirte sowohl Gutes wie Schlechtes.

Höchst originell sind die Schnitzereien auf den Fensterbrüstungsplatten, welche in der untern Reihe die durch weibliche Figuren personificirten drei theologischen und vier menschlichen Haupttugenden enthalten; sie sind mit Attributen versehen und durch lateinische Inschriften kenntlich gemacht, von einer Reproduktion derselben haben wir deshalb abgesehen, weil sie allesamt nach einem Muster zugeschnitten sind, das unsere Leser durch zwei Beispiele auf Tafel XXVIII vorfinden. Links beginnend ist die *Justitia* mit Schwert und Waage, darauf die *Caritas* mit einigen Kindern, die sie streichelt; die dritte Tafel enthält die *Spes* mit Anker und Taube auf der Hand; am Mittelbau folgt sodann die *Prudentia*, in der Hand eine Schlange, und sich in einem Handspiegel beschauend; *Fortitudo* lesen wir auf der fünften Platte, als Beweis ihrer Kraft hält die weibliche Figur eine abgebrochene Säule; auf der rechten Auslucht beginnt die Reihe als sechste Tafel die *Temperantia*, sie ist im Begriff, eine Flüssigkeit aus einem Gefässe in ein kleineres zu giessen; auf der siebenten Tafel ist die *Patientia*, in der Rechten hält sie einen Palmenzweig, mit der Linken streichelt sie ein Lamm; den Schluss der Reihe bildet die *Fides*, mit Kreuz und Kelch versehen. In der zweiten Reihe sind die sieben Künste und Wissenschaften, auch wiederum durch liegende, bekleidete Figuren zur Veranschaulichung gebracht; im ersten Felde links (siehe Tafel XXIII) ist die *Gramatica*, mit einem grossen Schlüssel in der rechten Hand; das zweite Feld enthält die *Dialectica*, sie ist im Begriff zu reden, eine Rolle in der linken Hand ist ihr Attribut; im dritten Felde erscheint die *Rhetorica* mit einem Stabe und aufgeschlagenen Buche; im vierten Felde lesen wir *Arismetica*, eine Frauengestalt mit Stift und Tafel stellt sie vor; das fünfte Feld führt uns Frau *Musica* mit Harfe und Posaune vor; die sechste Tafel schmückt die *Geometrica* mit Zirkel und Tafel ausgerüstet; auf der siebenten Tafel hat die weibliche Figur die Erbauungsjahreszahl anzugeben und auf der achten Tafel ist die *Astrologia*, mit der rechten Hand nach den Sternen weisend, mit der linken ein grosse Kugel haltend. Als Vertreter der Elemente beginnen *Aqua* und *Ignis* die dritte Reihe, ein Schiff hat erstere, einen Feuerbüschel letztere als Attribut in der Hand, auf den folgenden Tafeln werden uns die Untugenden vorgeführt; die *Avaritia* mit zwei Säcken neben sich und die Hände voll Früchte füllt die dritte Fensterbrüstungsplatte; auf der vierten Platte ist die *Pigritia*, einen Esel fütternd; die zwei kleineren Platten in der Mitte zu beiden Seiten der Windenlucke in diesem Stockwerk sind durch Brustbilder geziert, links ist eine weibliche in damalige Tracht gekleidete, rechts eine männliche in Harnisch gesteckte Figur; die darauf folgende, von

den grösseren die fünfte Platte in dieser Reihe, enthält die Superbia mit Handspiegel ausgerüstet; auf der sechsten Tafel lesen wir die Inschrift Gula, hier ist es eine männliche Figur, welche in halbliegender Stellung mit der rechten Hand eine gefüllte Schüssel, mit der linken eine Kanne hält; die siebente Tafel enthält wieder eine weibliche und zwar mit Brustharnisch bekleidete Gestalt, Invidia bezeichnet sie uns die Inschrift, und eine Schlange in der rechten Hand ist ihr Attribut; die letzte Tafel enthält nochmals eine männliche Gestalt, mit Harnisch, Helm und Schild versehen, ein grosses Schlachtenschwert schwingt diese in der Inschrift „Ira“ genannte Figur. Die höher gelegenen Stockwerke sind theils mit Brustbildern modisch gekleideter Personen, auch zwei mit Dudelsack versehene Musikanten sind darunter, theils mit Thieren und Ornamenten in ihren Fensterbrüstungsfeldern geschmückt.

Es liegt hier nahe, eine Parallele zwischen den an diesem Gebäude angewandten personificirten Tugenden, Künsten, Wissenschaften und Untugenden und den in der gothischen Periode beliebten Holzfiguren aufzustellen, die ganz gewiss nicht zu Gunsten der erstern ausfällt. Es bedurfte nicht erst langer Inschriften, um zu erfahren, welche Figur durch ein Attribut kenntlich gemacht werden sollte, das durch seine Geistlichkeit mit den Heiligen genügend vertraut gemachte Volk kannte und verehrte sie, auch standen letztere stets in enger Wechselbeziehung zu dem durch sie geschmückten Hause. Gleiches kann von den Figurentafeln des Wedekind'schen Hauses nicht behauptet werden; lateinische, gelehrt klingende Inschriften machen die allegorischen Figuren dem Volke nicht verständlicher, ein klarer durch sie dargestellter Gedanke, wie er noch an der Rathsapotheke nachweisbar ist, darf aber auch nicht hinter ihnen gesucht werden, und eine Wechselwirkung mit dem Hause ist absolut undenkbar. Unverstanden blieben sie dem Volke, als Aushängeschilder der Gelehrsamkeit des Hausherrn oder des Bildschnitzers hatten sie allein zu dienen; die Technik geht dabei nicht über das Handwerksmässige hinaus, so dass bei aller Grossartigkeit der Anlage das fragliche Gebäude an innerm Werth seinen gothischen Vorgänger nicht erreicht.

Es bleiben uns nun noch einige Constructionseinzelheiten zu besprechen übrig. Bei Verdrängung der Kopfbänder durch die Consolen schwindet auch der früher den Ständern angeschnittene Ansatz, nur die Eckbildung bleibt dieselbe, hier schnitt man den Ständern noch einen besondern Vorsprung in Form von Blätterwellen oder gedrehten Schnüren heraus, der die Eckconsolen mit zu tragen hat; die Zahl der letzteren und ihre Stellung zu dem Hause schliesst sich den alten Traditionen an. Selbst an den Eckständern stossen die den beiden Seiten derselben eingeschnitzten Säulen und Pilaster nicht zusammen, die Ecke bleibt scharfkantig, so dass dort im Ganzen vier Säulen

resp. Pilaster neben einander stehen, von denen je 2 auf einer Seite sich befinden. Besonders reich ist die Eingangsthür geschmückt, an welcher die beiden sie begrenzenden Ständer mit Hermen geziert sind, über denen sich Spruchbänder und kleinere Wappen befinden; den stichbogenförmigen Sturz begrenzen zu beiden Seiten zwei grössere gut geschnittene Wappen, und in der Mitte über dem Eingange ist ein stark hervortretender Löwenkopf dem Sturzbalken angefügt. Die Fenster im ersten Stockwerk (siehe Tafel XXIII) sind vierflügelig, sowohl oben als unten zu öffnen; die Fenster der oberen Stockwerke sind zum Aufschieben eingerichtet, derart, dass der untere Theil in die Höhe geschoben werden kann, der obere Theil dagegen fest mit dem Rahmholze verbunden ist. Interessant ist ferner die Anordnung der verschiedenen Windenlucken, die im Mittelbau an den vier oberen Stockwerken angebracht sind; aus der obersten Lucke ragt der die Winde tragende Balken heraus, und ist durch eine kleine Verdachung gegen Schlagregen von oben geschützt; mittelst desselben wurden die Lasten gehoben und konnten so in die verschiedenen Einlassöffnungen des dritten, vierten und fünften Stockwerks befördert werden. Diese Vorrichtung verdient insofern ganz besondere Beachtung, weil sie nur an wenigen Häusern hier noch zu finden ist, obwohl man annehmen darf, dass sie früher allgemein gebräuchlich gewesen sei und erst mit der Aenderung der innern Einrichtung beseitigt wurde. Was schliesslich die Decken betrifft, so sind diese hier, wie auch an allen anderen Bauten dieser und der früheren Perioden, nicht gewellert, die Balken sind sichtbar und wahrscheinlich war die Decke früher mit Täfelung versehen. Die schon erwähnten Sprüche auf den Schwel- len haben wir mit denen anderer Bauten am Ende des Werkes zusammengestellt.

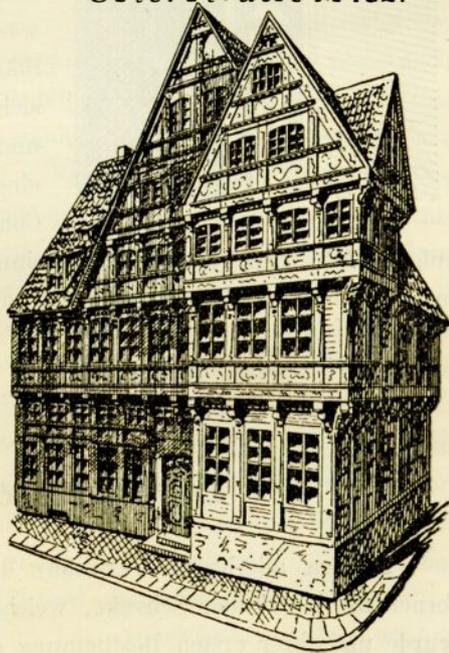
Dem Hause lässt sich ein grosser malerischer Reiz nicht absprechen, der dadurch erhöht wird, dass die Zwischenräume der Ständer nur durch Fenster ausgefüllt sind, wodurch eine energische Betonung der Construction stattfindet. Die Decoration wird von der letztern beherrscht, wir finden also ein theilweises Zurückgehen in die Anfangs des 16. Jahrhunderts herrschenden Grundsätze und damit auch wieder ein erneutes Aufblühen der gesammten Holzarchitectur. Mit Ausnahme der Leisten ist alles echt, d. h. nichts aufgenagelt, wir sehen die Zusammensetzungen der einzelnen Constructionstheile und die Ornamentik hilft sie noch stärker betonen.

Demselben Jahre 1598 gehört eine allerliebste kleine Auslucht der Ritterstrasse Nr. 1429 an, bei welcher namentlich die Ecklösung deshalb besondere Erwähnung verdient, weil sie zu den seltenen Fällen zählt, dass die die Eckständer schmückenden Anten aus den Ständern heraustreten und an der Ecke zusammenstossen, so dass sie nur je eine Eckante bilden, welche die stützende Tendenz des Ständers klar zum Ausdruck bringen.

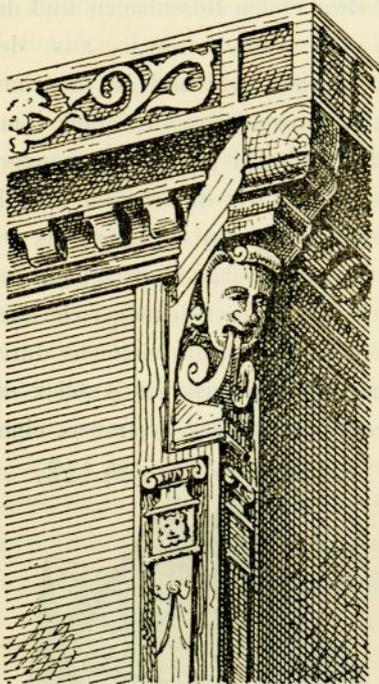


in anderes, durch seinen malerischen Aufbau ebenfalls beachtenswerthes Gebäude ist das dem Gastwirth Pätz gehörende Eckhaus an dem ersten Rosenhagen und der Osterstrasse Nr. 132. Es stammt auch aus den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts und ist in seinen Details im Grossen und Ganzen übereinstimmend mit dem Wedekind'schen Hause, nur dass den Ständern nicht gekuppelte, sondern blos einfache Säulen oder Anten eingeschnitten sind; wir unterlassen deshalb alle Einzelheiten des Gebäudes genau zu beschreiben, um so mehr, als wir noch verwandte Schnitzereien an einer Zahl anderer Gebäude derselben Zeit eingehender zu besprechen haben. Das Pätz'sche Haus zeichnet sich auch weniger durch besonders hervorragende Einzelheiten aus, als vielmehr durch die Gruppierung der Gebäudetheile unter sich, deren malerischer Anblick die Aufmerksamkeit des Beschauers in hohem Grade erregt. Das Bestreben, einen dem Auslugen in die Strassen von den Wohnräumen dienenden Vorbau mit dem Hause zu vereinigen, hat hier die originellste Lösung in der Stadt gefunden; man schob einen Eckflügel in die Strasse vor und liess diesen nach beiden Strassenfronten durch Giebeldächer abschliessen, dazu kommt noch ein breiter Giebel in der Mitte des Hauptbaues, so dass drei Giebelflächen sich dem Beschauer darbieten und durch reiche Schattentöne die malerische Wirkung hervorrufen. Die mit Zahnschnittplatten und mit zahnschnittähnlichen Consolen gezierten Leisten, so wie auch die kräftigen Vorkragungen und gut profilirten Füllhölzer steigern die Wirkung und verleihen so diesem Gebäude einen bestechenden Totaleindruck, das in dieser Hinsicht den besten Bauten Hildesheims zugezählt

Osterstrasse № 132.



werden darf. Dass es dem Erbauer in der That darum zu thun war, mit seinem Hause einen ausluchtförmigen Vorbau zu verbinden, findet seine Bestätigung durch den Umstand, dass zwar der Hauptbau mit einem Zwischengeschoss versehen ist, die Eckauslucht, wenn wir sie so nennen dürfen, hingegen nicht. Die Füllungen enthalten meist allegorische Figuren, Brustbilder und Thierstücke, die in Technik und Form mit denen des Wedekind'schen Hauses übereinstimmen. Grössere Beachtung verdienen: eine Console über der Hausthür, woselbst eine gnomenhafte Gestalt durch eine auf ihren Knien



Osterstrasse № 132.

aufgebürdete Last sprechend versinnbildlichen, ausserdem zieren Rankenornamente auf leicht gewölbtem Grunde die Schwellen.

ruhende Tonne Kopf und Hände hervorstreckt, und die Ecken mit ihren originellen Eckconsolen. Die Construction entspricht auch hier den gothischen Traditionen; die untere aus drei Consolen gebildete Ecke hat zwei volutenförmige und ein den gothischen Kopfbändern ähnliches Diagonalkopfband, dem eine mit einem Ring im Maule versehene Fratze herausgeschnitzt ist; auch das darüber befindliche, hierneben dargestellte Kopfband des zweiten Stockwerks zeigt eine ähnliche Fratze, der aus dem geöffneten Rachen eine Volute herauswächst. Unter dem Kopfbande sind dem Ständer auf beiden Seiten Anten, welche sich nach unten hermenförmig verzüngen und oben mit jonischen Capitälern schliessen, eingeschnitten. Den Füllhölzern sind kleine Consolen herausgeschnitzt, welche die ihnen

Die Neustädter Schenke.

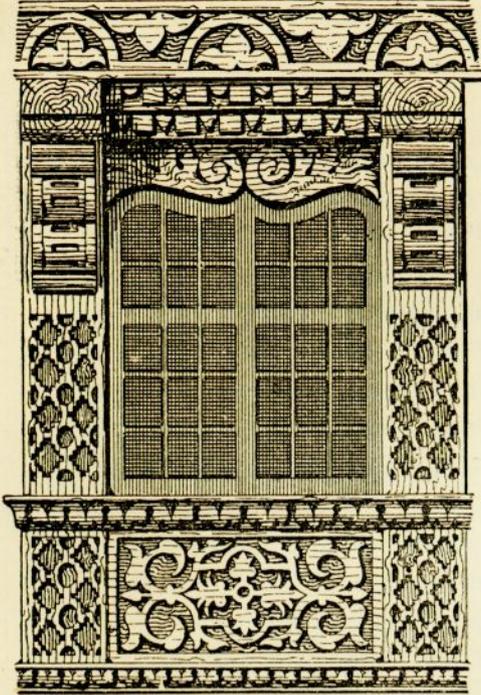
Zu den allerbesten Vertretern der deutschen Renaissance-Periode zählt ferner die Neustädter Schenke, welche als solche im Jahre 1601 aufgeführt wurde und ihrer ersten Bestimmung gemäss bis heute Schenke geblieben ist. Da das Gebäude in seiner Anlage wie auch im Aufbau dem Wedekind'schen

Hause nachgebildet wurde, so können wir von einer nähern Erörterung dieser absehen, umsomehr, als das Dach sowie auch das obere Geschoss vollständig umgearbeitet sind und hierbei Schwellen mit Ständern und anderen Constructionstheilen verwechselt wurden; aber die besonders durch Formschönheit hervorragenden Einzelheiten des Gebäudes müssen eingehender aufgeführt und beschrieben werden, da sie zu den besten Leistungen der hiesigen Holzschnitzkunst gehören. Beginnen wir mit den Ständern, so finden wir an denen des Erdgeschosses zum ersten Male in der Hildesheimer Holzarchitectur karyatidenförmige Hermen statt der Anten und Säulen, welche in den verschiedenartigsten Lösungen und Stellungen männliche, wie auch weibliche Oberkörper mit einem sich nach unten verjüngenden Hermenfusse verbinden; die meisten von ihnen tragen oben eine Art Gebälk, das entweder direkt auf dem Kopfe ruht, oder durch Kissen jenen zu tragen gegeben wird; an dem Eckständer ist ein geflügeltes Meerweibchen, dessen Haare oben tannenzapfenähnlich in ein korb förmiges Capitäl, das hier das Gebälk ersetzt, übergehen. Unten schliessen Hermenfüsse mit einem kräftigen Sockelfuss ab und stehen ausserdem allesammt auf Postamenten; drei dieser Ständer finden unsere Leser auf Tafel XXIV. Den Ständern des ersten Stockwerks sind gute Verhältnisse zeigende, rein jonische Säulen eingeschnitten, nur an dem Eckständer, welcher eine die Ecke ausfüllende $\frac{3}{4}$ Säule aufweist, ist letztere mit einem korinthisirten Capitäl geziert. Eine ganz abweichende Behandlung haben die Ständer des obern Stockwerks gefunden, auf welchen sowohl über als auch unter der Fensterprofilatte ein Metallornament eingeschnitten ist, das weder oben noch unten einen Abschluss erhalten hat. Sie bilden in Verbindung mit den benachbarten Theilen eine herrliche Umrahmung der obern Fensterreihe. Die zwischen den Fensterprofilatten und den Satzschwellen befindlichen Theile der Ständerreihen des Erdgeschosses und ersten Stockwerks sind mit form-schönen flachen Ornamenten geziert. Zwei dieser, wie auch die den Ständern sich anschliessenden Consolenkopfbänder des Erdgeschosses, haben wir auf Tafel XXIV abgebildet; man sieht aus diesen Illustrationen, dass die Consolen noch mehr als bisher den Holzcharakter verleugnen und die Schwächung des Constructionstheiles durch tief eingeschnittene Hohlkehlen so weit geht, dass die Consolen mehr eine decorative als constructive Bedeutung erhalten. Die Consolen über dem ersten Stockwerk tragen die bekannte Volutenform, nur in schöneren Verhältnissen, als sie sonst an Holzbauten jener Zeit zu sehen sind. Unter dem Dache sind die Consolen allesammt entfernt; die Ecklösung erfolgte in der traditionellen Weise. Während die Balkenköpfe wieder allesammt schmucklos bleiben, sind die über ihnen ruhenden Schwellen wieder reich geziert. Im ersten Stockwerke zeigen sie über den Balkenköpfen zier-

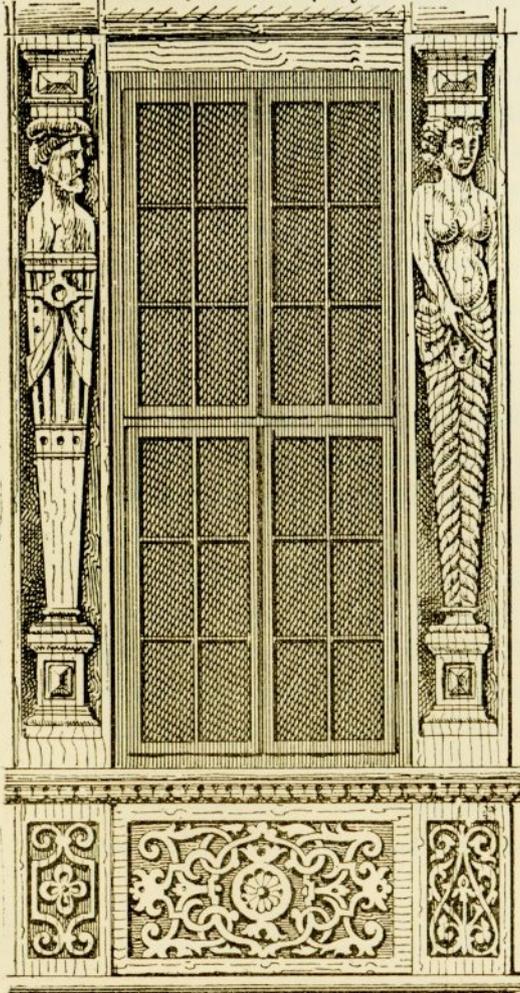
liche Ornamente in quadratischen Füllungen und zwischen letzteren metallartig gehaltene, aus den Schwellenflächen heraustretende Platten, auf welchen wir die Namen der auf den darüber liegenden Fensterbrüstungsbrettern geschnitzten Brustbilder von hervorragenden historischen Persönlichkeiten und allegorischen Figurengruppen finden (siehe Tafel XXIV). Die Schwellen der höheren Stockwerke sind mit einem allerliebsten Muster bekleidet, welches aus dreiblättrigen, die Spitzen abwechselnd nach oben und unten gerichteten Blättern zusammengesetzt ist, ein Stück dieses Musters haben wir zu der Schwelle über dem zweiten Stockwerk verwandt, obschon dortselbst keine mehr vorhanden ist.

Abweichend von der bisher üblichen Weise, die über dem Sockel befindlichen Schwellen ganz schmucklos zu halten, finden wir dieselben an der Neustädter Schenke mit Profilen eingefasst und weit vorspringend, sodass sie hier noch als Theile des Steinsockels gelten könnten. Die Füllhölzer schliessen sich in der Form ihren Vorgängern an; im untern Geschoße sind sie abgerundet und mit gedrehten, sowie Perlschnüren versehen; im zweiten Stockwerk sind sie eckig und bestehen aus verschiedenen, mit Zahnschnitt durchbrochenen, über einander vorspringenden Platten; unter dem Dache sind sie entfernt, weshalb wir zu dem auf Tafel XXIV dargestellten restaurirten Fenster des zweiten Stockwerks die gleiche Form, wie sie die untere Reihe zeigt, benutzt haben. Den Profilleisten sind durchweg zierliche Blattwellen beigegeben, deren Blattspitzen bald nach oben, bald nach unten gewendet sind. Den reichsten Schmuck aber liefern die wirklich hervorragend schön geschnitzten Fensterbrüstungsfelder der drei Geschoße, von denen trotz ihrer nicht unbeträchtlichen Zahl keines dem andern gleicht. Wir haben auf Tafel XXIV einige Proben aus den verschiedenen Stockwerken zusammengestellt, sodass sich unsere Leser von ihrer Anmuth überzeugen können. Am Erdgeschoße sind den Platten, nach dem Neustädter Markte zu, Thiere eingeschnitzt, welchen gute Verhältnisse gegeben sind; an der Langseite bedecken Band-, Ranken- und Metallornamente die Brüstungsplatten. Das erste Stockwerk enthält an der Vorderseite Füllungen mit römischen Gottheiten: Venus, Mercurius, Mars, Jupiter, Saturnus sowie Sol und Luna, von Wolkenornamenten umgeben, sind in höchst origineller Weise behandelt. Nicht nur Attribute verdeutlichen sie uns, sondern sie selbst sind in einer Handlung begriffen, wodurch ihre Bedeutung noch klarer wiedergegeben wird, so z. B. sitzt Saturnus auf einem von Drachen gezogenen Wagen und ist im Begriff, ein zapelndes Kind, das er an einem Beine hält, zu verschlingen. An der Langseite sind drei christliche, drei heidnische und zwei jüdische Helden zusammengestellt. Die erste Gruppe wird durch Carl den Grossen, König Artus und Gottfried von Bouillon, die zweite Gruppe durch Hector, Alexander und Julius

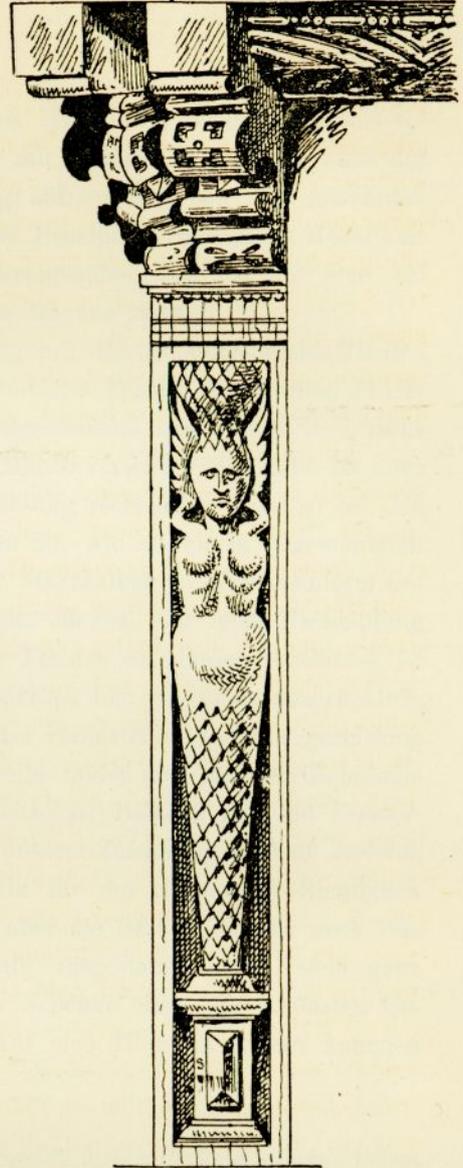
Neustädter Schenke. II. Stockwerk.



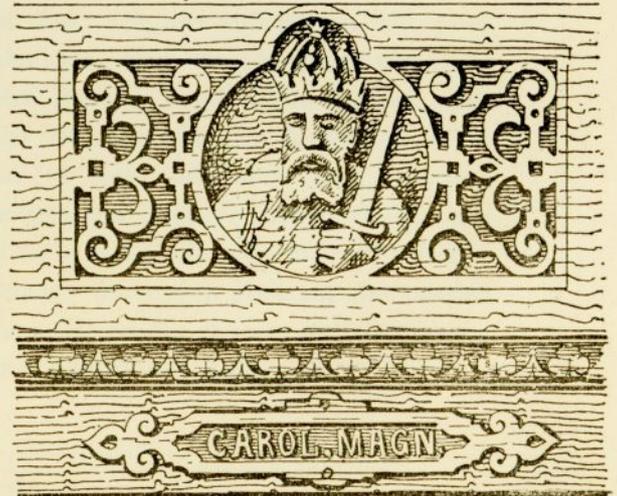
Neustädter Schenke. Erdgeschoss.



Neustädter Schenke. Ecke.



Neustädter Schenke. I Stockwerk.



Caesar und die dritte Gruppe durch König David und Judas Maccabäus repräsentirt; eine Zusammenstellung, wie sie mit geringer Abweichung auch der sogenannte „schöne Brunnen“ in Nürnberg aufzuweisen hat. Die genannten Helden sind an der Neustädter Schenke als Brustbilder in runden Medaillons ausgeführt, umrahmt sind sie von Metallornamenten, wie es die eine auf Tafel XXIV dargestellte Platte mit Carolus Magnus zeigt.

Auf derselben Tafel sind in Verbindung mit den sie umgebenden Theilen ein Fenster des Erdgeschosses und ein renovirtes Fenster des zweiten Stockwerks wiedergegeben; die Fenster des Erdgeschosses und ersten Stockwerks sind allesamt vierflügelig mit je sechs Scheiben versehen, ihre Höhe ist etwa $2\frac{1}{2}$ mal so gross als ihre Breite, die Einfassung rechteckig; nicht so bei den Fenstern des zweiten Stockwerks; an ihnen ist, wie an einem zugemauerten Fenster der Langseite noch ersichtlich, der Sturzbalken in Kielbogenform geschweift und durch ein Blattornament gefüllt; offenbar eine letzte Nachbildung des gothischen Kielbogens; die Höhe der Fenster an diesem Geschosse ist nicht viel grösser als ihre Breite. Wir bemerken hier nochmals ausdrücklich, dass das auf Tafel XXIV dargestellte Fenster reconstruirt von uns gezeichnet ist. Bruchstücke der frühern obern Schwelle findet man an der Giebelseite zur Umrahmung von Fenstern benutzt, Consolen, Balkenköpfe und Fensterprofillatten sind nicht mehr vorhanden, an unserer Zeichnung sind sie anderen Stockwerken entlehnt, sodass wir also nicht für die vollständige Richtigkeit der Reconstruction einstehen können, dass aber die jetzt leider nur noch verstümmelten Fenster einst reich und prächtig ausgestattet waren, steht ganz ausser Frage; ebenso, dass die Neustädter Schenke eines der schönsten Gebäude Hildesheims gewesen sein muss. Auf eine Thür im Innern kommen wir später zurück.

Einen besonders charakteristischen Schmuck dieser Periode bildeten neben den Figurentafeln die Ständerfüllungen, welche in den mannigfaltigsten Abwechselungen in Hildesheim zu finden sind. Alle hier aufzuführen und durch Abbildungen unseren Lesern zu verdeutlichen, fehlt uns der Raum, wir haben uns daher auf eine Auswahl der besten Beispiele beschränken müssen, ohne bei weitem damit den Stoff erschöpft zu haben. Gerade den Bauten der ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts war es eigen, an einem und demselben Gebäude den Ständern die verschiedenartigsten Pilaster, Anten, Säulen und Hermenformen einzuschneiden, sodass an manchen Häusern über 20 verschiedene Lösungen aufgezählt werden können; darin aber stimmen die meisten überein, dass man die schwieriger zu schnitzenden Hermen auf die unteren Stockwerke beschränkte und den oberen Säulen und Anten gab.

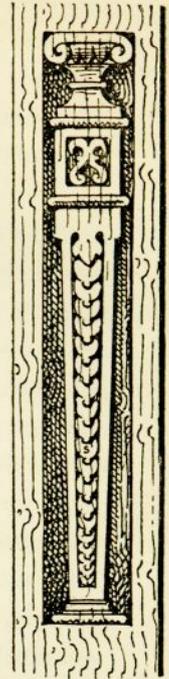
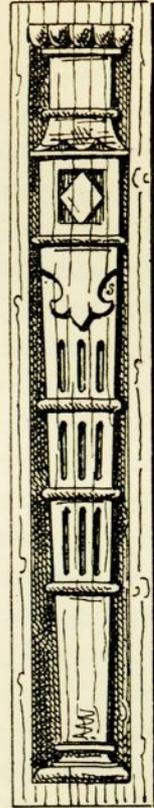
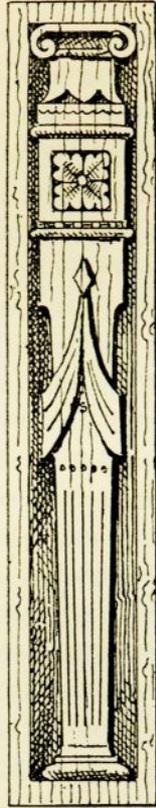
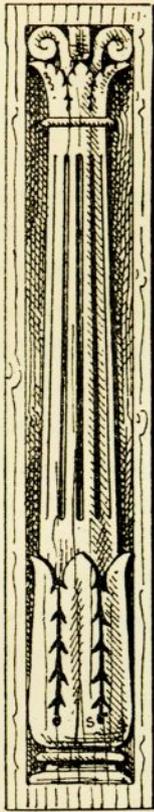
Die weitaus beliebteste Form zum Ständerschmucke war die der sogenannten Candelabersäule mit einer jonischen Säulenbasis, über welcher sich ein breiter tulpenförmiger Kelch ansetzt, letzterm entspringt ein schlank sich verjüngender, kanellirter, in ein korinthisirtes Capitäl endender Stamm. Die Säule selbst war flach gehalten und in den meisten Fällen dem Ständer nicht sehr tief eingebledet; wie schon an dem Wedekind'schen Hause eingehend erläutert, tritt sie nirgends aus den sie begrenzenden äusseren Ständerflächen heraus, sondern wird nur durch einen tiefer ausgestochenen Grund von jenen getrennt. Der Kelch besteht aus drei langen, dem Stamme sich anschliessenden Blättern mit leichten Einschnitten, das Capitäl bilden drei Akanthusblätter und drei aus ihnen entspringende Voluten, welche zu einander unter rechtem Winkel stehen; die mittlere Volute, die wir uns ganz flach zu denken haben, scheint also aus dem Ständer hervorzutreten. Diese Candelabersäule haben wir durch ein gutes, dem Hause Godehardsplatz Nr. 1167, aus dem Jahre 1606, entlehntes Beispiel auf Tafel XXV zur Darstellung gebracht; sie kommt in den verschiedensten Verhältnissen vor, bald schlank, bald zusammengezogen, an Eckständern bald auf jeder Seite des Ständers getrennt eingestochen, sodass letzterer eine scharfe Ecke behält, bald aber auch wieder als wirkliche $\frac{3}{4}$ Säule ausgebildet und so die Ecke abrundend. Statt der Candelaberform kommt wohl auch hin und wieder, wie auch schon an dem Wedekind'schen Hause, eine mit Postamenten versehene Säule vor, besonders schön sind solche an dem Hause Andreasplatz Nr. 1799 ausgebildet. Nicht so gleichartig erfolgte die Lösung der Pilasterhermen, von denen schon einige an dem Wedekind'schen und Pätz'schen Hause beschrieben wurden; auf den Tafeln XXV, XXVI und XXVII finden unsere Leser noch mehrere andere, welche den Häusern Godehardsplatz Nr. 1167, Nr. 1099, Jakobistrasse Nr. 124 und Friesenstieg Nr. 1002 entnommen sind. Die meisten von ihnen schliessen oben mit einer Art von jonischem Capitäl ab, jedoch kommen auch Eierstäbe ohne Voluten vor; unter dem Capitäl erfolgt eine bald stärkere, bald minder scharfe Einziehung des vierkantigen Stammes, worauf ein mit Schnüren eingefasstes quadratisches Feld folgt, dem Rosetten, Fratzen, Metallornamente oder Diamantquader eingeschnitten oder auch aufgesetzt sind; der sich darunter ansetzende Fuss ist nach unten stark verjüngt, Kanellirungen, Schnüre, in Falten gelegte Gewänder oder aneinander gereihete Blattreihen, wie an dem Hause Godehardsplatz Nr. 1099, Tafel XXVII, schmücken ihn und verleihen den durch sie gezierten Ständern ein zierliches Ansehen, allerdings auch eine scheinbar geringere Stützfestigkeit, weshalb sich ihre Anwendung auch meist auf die höheren Stockwerke beschränkt.

Eine ganz eigenartige und in Hildesheim durch ein zweites Beispiel nicht mehr vertretene Verbindung der beiden Stützenformen zeigt ein Haus

Godehardsplatz Nr. 1167. Ständer.

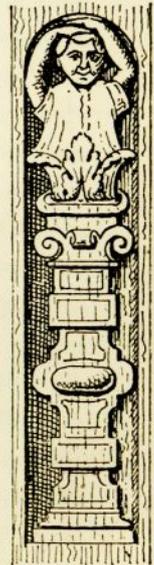


Marktstrasse
Nr. 78b.



Jacobistrasse
Nr. 124. Ständer.

Hoherweg Nr. 391. Ständer.



der Marktstrasse, Nr. 78b, von dem ein Ständer auf Tafel XXV abgebildet ist. An dem genannten Hause sind nämlich zwei Ständer zu sehen, welche augenscheinlich früher einer Thorfahrt angehörten, ihr unterer Theil besteht aus einer reich gehaltenen Säule, ihr oberer aus einer Pilasterherme und darüber eine Metallornamentfüllung, die der Fensterbrüstungsreihe angehört und von dem untern Theil des Ständers durch eine Leiste getrennt war.

Die Säule darf den besten Ständerfüllungen der Stadt zugezählt werden; ihr mit Metallornamenten reichgezierter unterer Theil zeigt keine Verjüngung und ist durch Perlschnüre mit dem nach oben schmaler zulaufenden Stamm verbunden, letzterm ist ein Ring angeschnitten, der ein mit Spitzen besetztes, in Falten gelegtes Tuch hält. Was an diesem Ständer so ganz besonders in die Augen fällt, ist seine mehrfache Theilung, wodurch die Täuschung hervorgerufen wird, dass man es hier mit mehreren aneinandergefügten oder zusammengesetzten Hölzern zu thun habe. Am stärksten tritt dieser Gegensatz, wodurch die Einheit vollständig aufgehoben wird, an dem obern Theile des Ständers hervor, wo sogar die Betonung der vertikalen Stützrichtung wegfällt, und ein Ornament zur Anwendung gekommen ist, dass eben so gut auch an einem andern Constructionstheil und in einer andern Lage Verwendung hätte finden können; denken wir uns hier die beiden Leisten oben und unten, sowie die angrenzenden Fensterbrüstungsfelder, so bildet jene Füllung auf dem Ständer mehr einen Theil eines scheinbaren Frieses, als eine selbständige Stütze, was sie doch in der That ist. Es hängt dieser Widerspruch mit der Abhängigkeit der Renaissance in der Holzbaukunst von dem Steinbau zusammen; an letzterm sind jene Theile wirklich von einander getrennt, sind die horizontalen Gliederungen auch an horizontalen Steinbalken herausgehauen; am Holzbau aber war das nicht der Fall, die Ständer gehen nicht nur in diesem Falle, sondern überhaupt an allen Häusern jener Epoche ununterbrochen durch, während die horizontale Profilgliederung nur aufgenagelt wird. Hierin liegt ein wesentlicher Grund, weshalb man mit Recht behaupten darf, dass die Renaissance nicht wie die Gothik es verstanden hat, ihre Formen dem Holzbau anzupassen; die Construction tritt nicht in dem Masse dem Beschauer klar vor Augen, wie es an dem gothischen Holzhause der Fall war, sondern wird vielmehr durch Leisten und andere Abtheilungen so getrennt, dass es oft schwer fällt, die eigentlichen Holzverbindungen zu erkennen. Aehnliche schöne Füllungen zwischen Schwellen und Fensterprofilen sind noch an vielen anderen Häusern vorhanden, verschiedene davon sind auf den nachstehenden Tafeln zu finden, woselbst sie entweder in Verbindung mit den benachbarten Theilen, wie auf Tafel XXVII, Annenstrasse Nr. 721, oder wie auf derselben Tafel, Lambertiplatz Nr. 671, für sich abgebildet wurden.

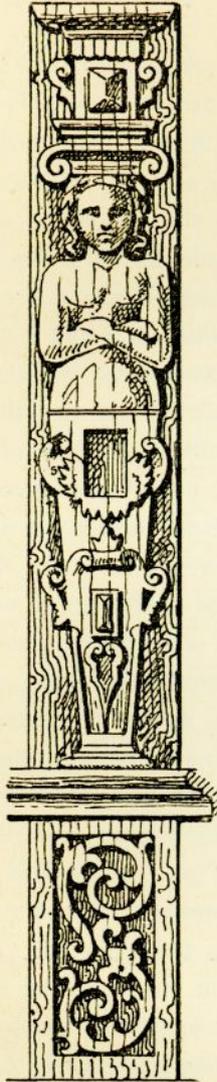
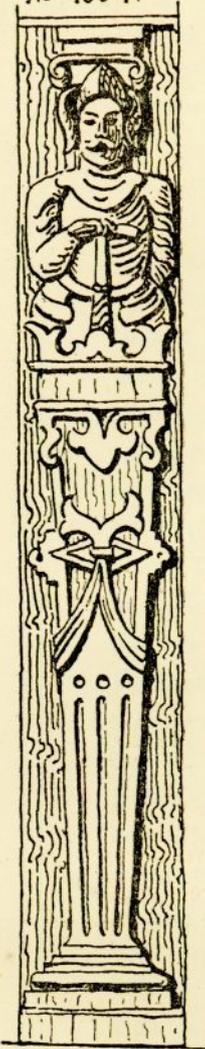
Eine dritte zur Belebung der Ständerfläche häufig beliebte Form war die der Hermen und Karyatiden, welche noch mehr als ihre Vorgänger sich von einander unterschieden. Wir haben bereits an der Thüre des Wedekindschen Hauses sie angewendet gefunden, in grösserer Zahl kommen sie an den Bauten des 17. Jahrhunderts in Gebrauch. Meist ist einem menschlichen Oberkörper ein nach unten sich verjüngender Pilasterstamm hinzugefügt. In Nischenformen sind sie den Ständern der Häuser Hoherweg Nr. 391 und Marktstrasse Nr. 316 eingeschnitten, als tragende Karyatiden finden wir sie an der Neustädter Schenke, Hoherweg Nr. 1804, vorderer Brühl Nr. 1036 und andere mehr.

Zu den ältesten Vertretern sind die Hermen des aus dem Jahre 1608 stammenden Hauses Hoherweg Nr. 391 zu rechnen, von denen wir drei auf Tafel XXV abgebildet haben; in den humoristischsten Stellungen kommen männliche und weibliche Figuren, ja selbst Kinder vor. Namentlich eine die Beine schlangenförmig sich umwickelnde männliche Figur, siehe Tafel XXV, die auch an der frühern Rathsschenke, Hoherweg 1804, zu finden ist, erregt durch ihre abenteuerliche Gestalt die Aufmerksamkeit des Beschauers, nicht weniger verdienen es aber auch die sowohl geharnischten, als auch modisch gekleideten Gestalten, welche bald finstern Blickes, bald heiter uns entgegen schauen.

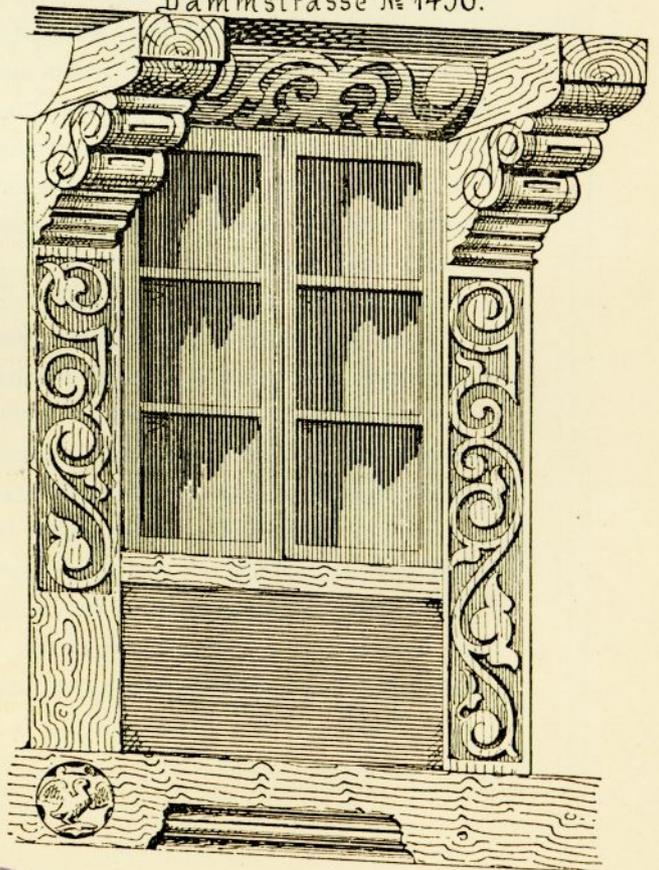
An der oben genannten Rathsschenke ist die Behandlung der Hermen sowohl, wie auch die der Säulen und Anten vollständig verschieden von allen anderen hiesiger Stadt; hier treten die Figuren heraus, und die anderen Theile der Ständerfläche liegen vertieft, so dass die Ständerschnitzereien eine wirkliche constructive Bedeutung erhalten; die Schwellen scheinen hier in der That von den Hermen und Säulen getragen zu werden. Wir kommen auf jenen eigenartigen Bau, der mehr als alle anderen hiesiger Stadt den Steinbau nachahmt, später noch eingehender zurück. Die Formen, wie auch die Vieltartigkeit der Hermen, von welchen wir eine auf Tafel XXVI dargestellt haben, sind sonst ähnlich den vorher besprochenen. Grössere Beachtung verdienen die karyatiden- und atlantenförmigen Hermen an dem Hause Vorderer Brühl Nr. 1036, von denen wir eine zu der Initiale auf Seite 55 benutzt, alle anderen aber auf Tafel XXVI dargestellt haben. Diese ganz im Sinne der deutschen Renaissance ausgeführten vortrefflichen Schnitzereien erheben sich wie die Hermen der Rathsschenke von dem Grunde, sind aber doch insofern wieder von jenen verschieden, als sie nicht den Ständern herausgeschnitzt sind, sondern dicken eichenen Bohlen, welche durch hölzerne Splinte den Ständern aufgenagelt wurden; wir haben also hier ein treffendes Zeugniß, dass in der Renaissanceperiode der Decoration ein grösseres Gewicht beigelegt

Ständer. Vorderer Brühl. № 1036.

Hoherweg.
№ 1804.

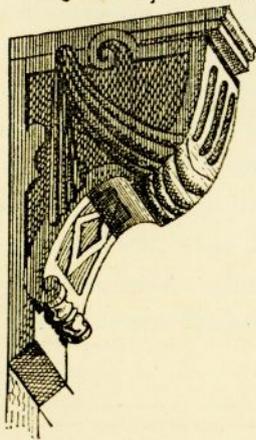
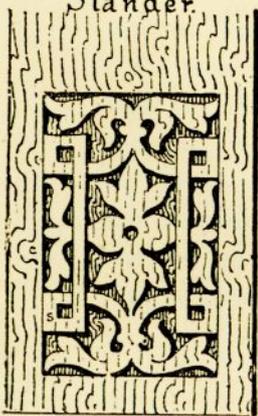


Dammstrasse № 1436.



Lambertiplatz Nr. 671. Rathsapotheke.

Ständer



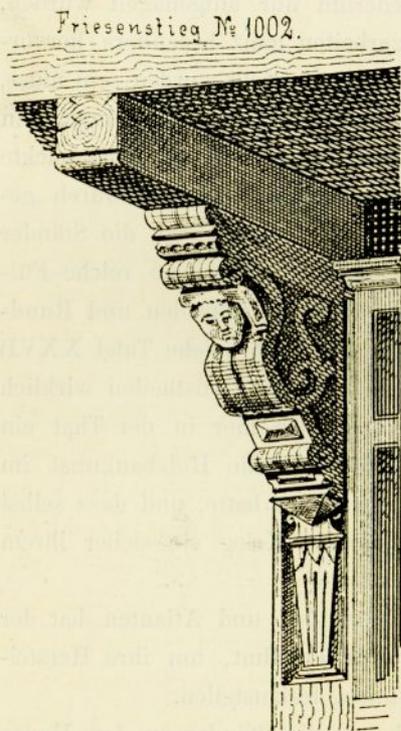
wurde, wie der Construction, so dass selbst die wichtigsten Constructionstheile durch decorirte Platten verdeckt werden konnten. Was nun die Figuren der hermenartigen Karyatiden betrifft, so sind neben modisch gekleideten weiblichen Figuren, von welchen die eine sogar mit Haube und Spitzenkragen versehen ist, auch nackte männliche, wie auch weibliche Oberkörper mit Hermenfüssen in Verbindung gebracht; auf ihrem Haupte ruht die jonische Schneckenplatte und darauf eine Art von vorgekröpftem Gebälk, das mit Diamantquadern besetzt und durch Voluten zu beiden Seiten geziert ist; abgeschlossen wird das Gebälk durch ein zweites Capitäl, das oben die schwere dorische Welle, darunter einige Platten mit Eierstäben, Zahnschnitten und ähnlichen Formen aufweist. Die hermenartigen Füsse sind mit Metallornamenten, Voluten und anderen Motiven der deutschen Renaissance auf das reichste ausgestattet und schliessen unten mit einem der Ständerplatte noch besonders daraufgenagelten Sockelprofile ab, die aber gegenwärtig nicht mehr vorhanden sind. An dem obern Theile der Hermenfüsse haben einige Platten weit hervortretende Köpfe, an anderen sehen wir die Stelle durch einen rechteckigen Ausschnitt angedeutet; als Beweis, dass auch diese Theile wiederum nur aufgenagelt wurden. Ueberhaupt sind diesem durch seine Schnitzarbeiten ganz besonders hervorragenden Gebäude, das der Zeit nach etwa 1615 hergestellt worden sein muss, fast alle Schnitzereien angeheftet. Sein Unterbau ist neuerdings durch ein Backsteinerdgeschoss ersetzt worden, gleich über diesem fällt die hohe nackte Schwelle auf; Zapfenlöcher an ihr belehren uns, dass auch sie durch geschnittene Bohlen bedeckt gewesen sein muss; darauf setzen sich die Ständer schmucklos auf, nur einer hat die auf Tafel XXVI angegebene reiche Füllung; also auch letztere waren nur angeheftet, bloss die Consolen und Rundhölzer, welche denen des Hauses Dammstrasse Nr. 1436 (siehe Tafel XXVI) vom Jahre 1615 gleichgekommen, sind mit den Constructionstheilen wirklich eingeschnitzten Ornamenten bedeckt. Wir haben also hier in der That ein Gebäude vor uns, das uns belehrt, welche Richtung die Holzbaukunst im 2. Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts bereits eingeschlagen hatte, und dass selbst ohne den alles Kunstleben vernichtenden 30jährigen Krieg sie sicher ihrem weitem Verfall entgegen gegangen wäre.

Aehnliche, auch aus Holz geschnittene Karyatiden und Atlanten hat der Chor des Domes aufzuweisen, sie seien hier nur erwähnt, um ihre Herstellungszeit, die etwa in das Jahr 1620 fallen muss, festzustellen.

Eine besonders eigenartige Decoration haben die Ständer an dem Hause der Dammstrasse Nr. 1436, vom Jahre 1615, erhalten (siehe Tafel XXVI), welchen statt der tragenden oder stützenden Form ein Füllungsornament eingeschnitten wurde, dessen Rankenzug an eine herabhängende Schlingpflanze

erinnert, gerade Linien wechseln mit Spiral- und Wellenlinien ab und scheinen als trennende Theile der sich nach zwei verschiedenen Richtungen hin entwickelnden Rankenornamente gedacht worden zu sein. Aehnliche Füllungen finden sich an den Seitenansichten der Ausluchtständer der Häuser an dem Andreasplatz Nr. 1772 und Dammstrasse Nr. 1384; sie beweisen, dass an obigem Beispiele, wie man wohl anzunehmen versucht sein könnte, es nicht Schwellenstücke waren, die man später zu Ständern verwendete.

Nächst den Ständerfüllungen sind es die Consolen, die im 17. Jahrhundert eine immer reichere Ausbildung erfahren; namentlich ihrer Seitenansicht wendet man eine erhöhte Aufmerksamkeit zu, so dass selbst Anklänge an die frühere schlichte Kopfbandform nicht mehr zu finden sind, und es oft schwer wird, sie als Holzschnitzarbeiten zu erkennen. Durch gefällige Form und geschickte Lösung sind die mit Faltentüchern bekleideten Consolen unter dem 1606 aufgeführten Anbau der Rathsapotheke nach dem Hohenwege ausgezeichnet, welche sich unter der weit ausladenden Auslucht dortselbst befinden (siehe Tafel XXVI); auch die Consolen unter dem unverhältnissmässig

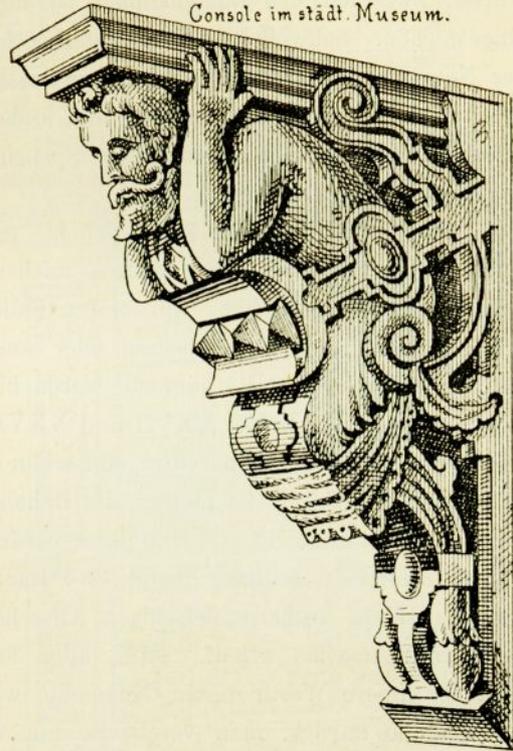


weit ausladenden Stockwerke des Hauses Friesenstiege Nr. 1002 müssen hier erwähnt werden, aus deren etwas eckiger Volutenform, wie aus nebenstehender Figur ersichtlich, weibliche Köpfe herauswachsen; unten schliessen die Consolen spitz ab, während die Seitenansicht eine steife Rankenbildung zeigt. Die vollendetste Leistung erreicht die Holzschnitzkunst in dieser Einzelform an zwei jetzt im städtischen Museum aufbewahrten Consolen, von welchen eine auf der folgenden Seite abgebildet ist. Männliche Figuren, durch Metallornamente an die Ständer gebunden, tragen hier wirklich die über ihnen liegenden Gesimse und Balken, nach unten enden sie in Pferdehufen, die durch ihren Formen sich anpassende Metallornamente den Ständern angeschmiedet scheinen; ausserdem trennen reiche mit Spitzen besetzte Faltentücher

den menschlichen Oberkörper von den Thierfüssen. Ganz ähnliche, ebenfalls in bedeutender Grösse und Stärke gehaltene Consolen hat der im Jahre 1609 errichtete „Wienerhof“, eine aus dem Jahre 1601 stammende Auslucht Nr. 1298

am Pfaffenstieg und eine solche an der Marktstrasse Nr. 60 aufzuweisen, nur stehen sie in der Technik hinter den erst genannten, welche wahrscheinlich auch zu derselben Zeit angefertigt wurden, zurück. Von anderen noch erwähnenswerthen Consolen der Holzbauten Hildesheims seien noch die der Annenstrasse Nr. 721 und Godehardsplatz Nr. 1099 (siehe Tafel XXVII) erwähnt, um daran anschliessend die Schwellen dieser Periode zu besprechen.

Wir haben schon an den bisher behandelten Bauten gesehen, dass der Schwelle in der Periode der deutschen Renaissance wiederum eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewandt wurde; es sind nicht mehr nackte Profile, womit sie geschmückt werden, sondern wie früher Ornamente, die bald in geometrische Figuren eingekleidet, bald als frei sich entwickelnde Ranken oder Band- und Metallornamente den Schwellen als Ersatz des gothischen Laubstabes eingeschnitten sind, und zwar kommen auch in dieser Periode wieder beide Arten der Schwellenbehandlung vor. Eben so häufig wird die Schwelle durch ein ununterbrochenes, über ihre ganze Länge sich erstreckendes Ornament, oder einen eingeschnittenen Spruch, als auch durch getrennte, den Balkenköpfen sich anpassende Felder geziert; dabei ist der Grund nicht immer in ebener Fläche herausgestochen, sondern kommt auch in gewölbter Gestalt vor, sodass man mit Recht in der Behandlung der Schwellen wieder ein gesundes Zurückgreifen auf die frühere Holztechnik, wo man das Holz Holz sein liess, erkennen kann. Ausser den schon aufgeführten Häusern dienen als vorzügliche Beispiele der über den Balkenköpfen unterbrochenen Schwellenverzierung die auf Tafel XXVII dargestellten Schwellen an den bürgerlichen Wohngebäuden: Lambertiplatz Nr. 671, Annenstrasse Nr. 721 vom Jahre 1621, zwei Häuser am Andreasplatz vom Jahre 1615; von mehr handwerksmässiger Ausführung sind die auf derselben Tafel abgebildeten Schwellen: Godehardsplatz Nr. 1099 und Jakobistrasse Nr. 124. An gothische Vorbilder erinnert die auf Tafel XXVI untergebrachte Schwelle am Hause der Dammstrasse Nr. 1436 vom Jahre 1615,



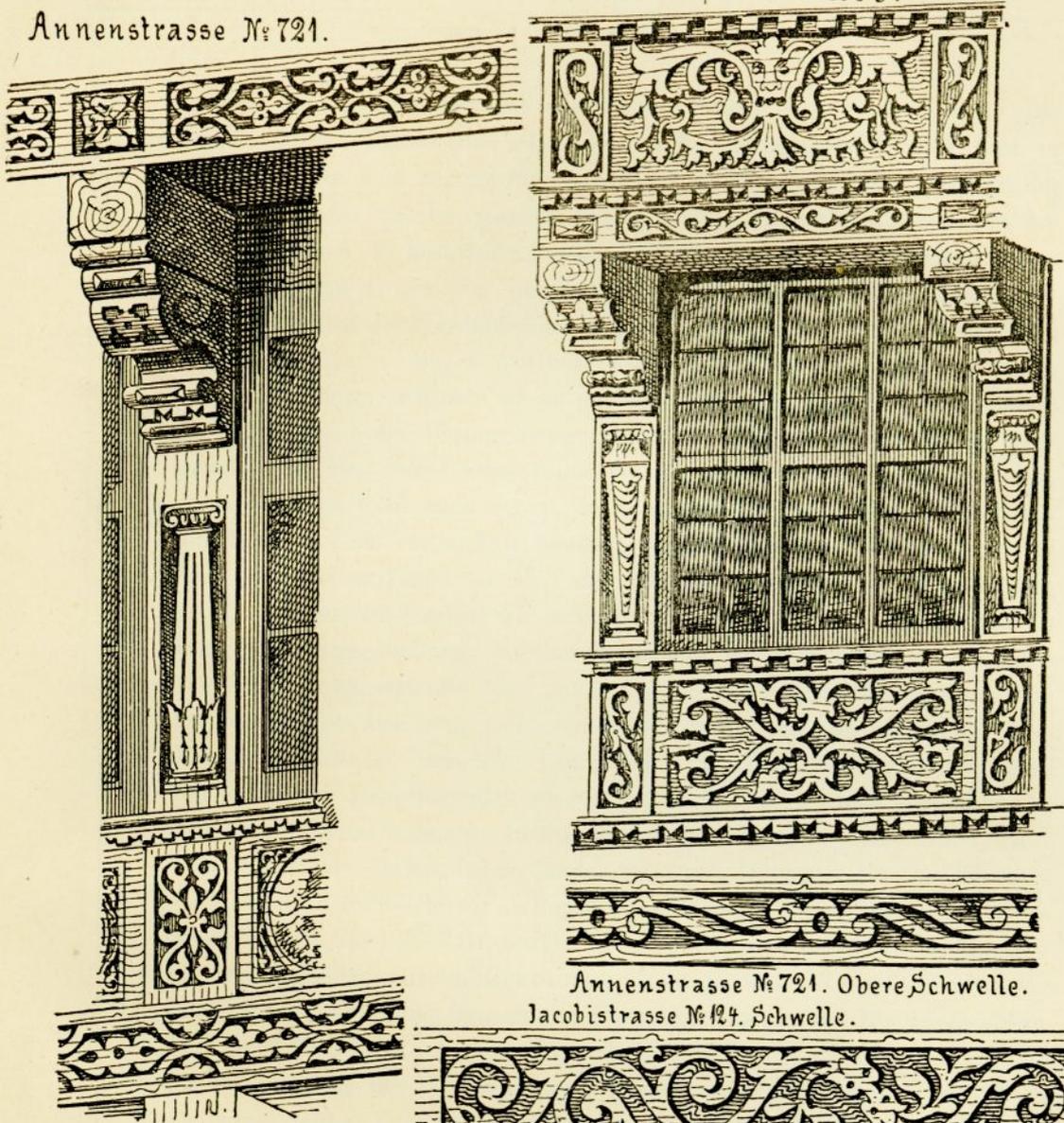
an welcher statt der Dreiecksform ein Wappen mit einem Vogel angewandt wurde, zwischen den Balkenköpfen ist ihr aber sogar ein gothisches Profil eingestochen. Schwellen mit ununterbrochenem Ornamente sind ausser an der Neustädter Schenke an der Annenstrasse Nr. 721, Marktstrasse Nr. 59 vom Jahre 1601 mit Metallornamenten und andere mehr zu finden. Auf die derselben Gattung angehörenden, mit Sprüchen gezierten Schwellen kommen wir später nochmals zurück.

Mehr noch als den Schwellen liebte man es, wie bereits wiederholt angeführt, den Fensterbrüstungsplatten reichen Ornamentenschmuck oder figürliche Motive einzustechen. Im ersten Falle war das Ornament ganz flach gehalten und lag ohne Abfasung oder andere Modellirung in einer Ebene, Rankenwerk oder Metallornamente waren hierzu ganz besonders beliebt, wie es z. B. die auf den Tafeln XXVII und XXVIII dargestellten Felder des Hauses Godehardsplatz Nr. 1099 hervorragend schön zeigen. Besonders charakteristisch für die ganze Periode ist hierbei die Behandlung des Rankenwerks, an welchem das Blattornament erst eine untergeordnete Bedeutung erhält und schliesslich ganz fortfällt, so dass überall, wo Rankenwerk zur Anwendung gelangt, dasselbe seines frühern fleischigen Aussehens beraubt wird und ein mehr knöchernes Ansehen erhält. Trotz aller formenschönen Linien steht daher auch der innere Werth dieser Ornamente weit hinter dem der ersten Renaissanceperiode zurück, man vergleiche nur die letztgenannten Schwellen mit jenen des Knochenhaueramthauses, so wird man den grossen Abstand beider selbst herausfühlen; das Metallornament aber hält den Vergleich noch weniger aus; es bezeugt nur, dass die Technik des Metallgewerbes auf besonders hoher Stufe stand und dadurch auch eine gewisse Herrschaft auf die anderen Kunstgebiete ausübte.

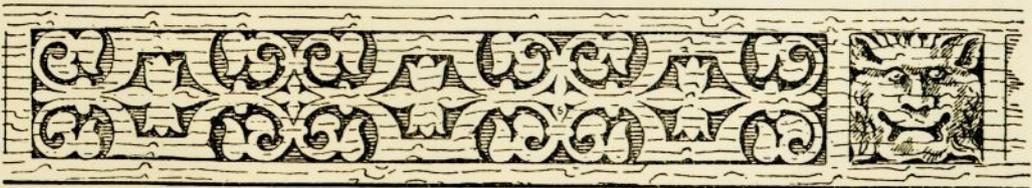
Im dritten Jahrzehnt trat eine etwas naturalistischere Auffassung hinzu, ausser Ranken und Metallornamenten wurden Schnüre mit Quasten angebracht und bei den hierdurch vielfach erfolgenden Durchschneidungen nicht alle Theile in eine Ebene gelegt, wie es die auf Tafel XXVIII dargestellten Brüstungsplatten der Querstrasse Nr. 181/2 und 152a zeigen. Weit beliebter aber war der an den Platten überall zu findende figürliche Schmuck, welcher in Hildesheim in grosser Zahl zu finden ist. Wir wissen, dass er bereits 1579 an der Rathsapotheke vorkommt, auch an dem Wedekind'schen Hause und der Neustädter Schenke haben wir uns schon eingehend mit ihm beschäftigt, damit aber noch lange nicht den reichen Stoff erschöpft, der uns an den genannten Platten entgegentritt. Die Abbildungen haben wir Raumes halber auf das geringste Mass beschränkt, doch wird es unseren Lesern genügen, wenn sie erfahren, dass, abgesehen von den Attributen und den umrahmenden Orna-

Godehardsplatz № 1099.

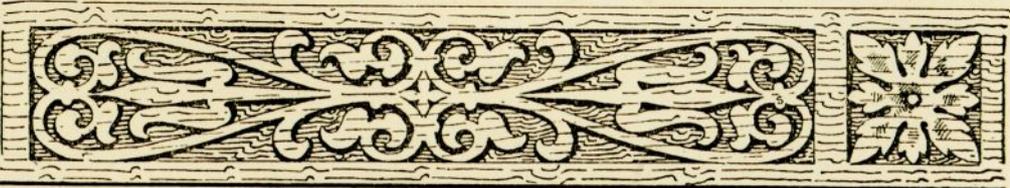
Annenstrasse № 721.



Annenstrasse № 721. Obere Schwelle.
Jacobistrasse № 124. Schwelle.



Lambertiplatz № 671. Schwellen.

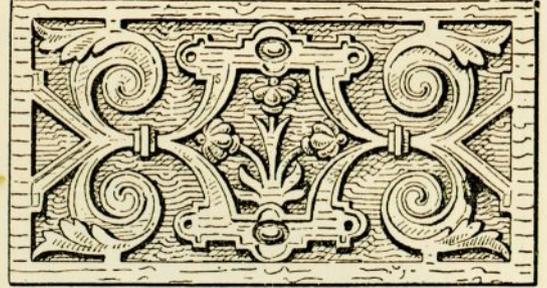


menten, die Behandlungsweise der Figuren wenig Aenderung erfährt. Die weitaus grösste Plattenzahl zeigt eine höchst mangelhafte Technik, nur in wenigen Fällen sind bessere Schnitzarbeiten zu erkennen. Wir haben in der Wahl des Stoffes vier Gruppen zu unterscheiden: 1) symbolische und mythologische Figuren, 2) historische Personen, 3) Scenen aus dem alten und neuen Testamente und 4) aus dem bürgerlichen Leben. Zu der ersten Gruppe gehören vor Allem die Personificationen der fünf Sinne Visus, Olfactus, Auditus, Gustus und Tactus, durch Attribute näher versinnbildlicht, diese erscheinen stets in der Form, wie wir sie an der Rathsapotheke kennen gelernt haben; ein kleines Haus der Braunschweigerstrasse Nr. 612 macht hiervon eine Ausnahme, hier sind die beiden Sinne Gustus und Olfactus in drastischerer, und wir dürfen wohl auch sagen, in verständlicherer Weise dem Beschauer vorgeführt; auf der ersten Tafel umfasst ein Mann eine ein Weinglas haltende Frau, ein kleiner Teufel hat sich den Rücken der Frau zum Sitz erwählt; auf der zweiten Tafel sehen wir zwei Männer, der eine mit einem Hund in wenig anständiger Stellung, worüber der andere, der ausserdem in der Linken eine Blume trägt, sich die Nase zuhält; jeder wird hier leicht errathen, dass der Geruchssinn hier zwar nicht symbolisch, wohl aber realistisch zur Darstellung gebracht ist. Besonders häufig kehrt die Vorführung der bürgerlichen und geistlichen Haupttugenden wieder, wozu man sich jedoch ausschliesslich weiblicher Figuren bediente; Justitia, Fortitudo, Prudentia, Temperantia, Patientia, Pax, Pietas, Veritas, Labor, Candor, Concordia, Diligentia, Dilectio, Parsimonia, Humanitas, für welche wir als Repräsentantin die Justitia am Hause der Annenstrasse Nr. 121, Tafel XXVIII, gewählt haben, sind in grosser Zahl an den Häusern jener Zeit zu finden; nicht minder häufig auch die geistlichen Tugenden Caritas, Fides und Spes, für welche Gruppe eine Platte der Auslucht des Hauses Jacobistr. Nr. 124, Tafel XXVIII, mit der Fides als Beispiel gelten kann. Wie noch aus der Beschreibung des Wedekind'schen Hauses erinnerlich, kommen aber auch die personificirten Untugenden vor; Avaritia, Pigritia, Superbia, Gula, Invidia, Ira und Opulentia waren deren Vertreter. Auch die Darstellung der vier Elemente: Terra, Aqua, Aer und Ignis war sehr beliebt; dazu treten noch die personificirte Sonne, Sol, und Mond, Luna; eben so häufig begegnen wir aber auch Vertretern der römischen Gottheiten; Jupiter, Saturnus, Mars, Mercurius, Neptunus, Bacchus, Venus, Vulcan und Pallas sind deren Vertreter, auch selbst die Thaten des Hercules kommen an dem zweiten Stockwerke der Rathsschenke, Hoherweg Nr. 1804, auf den Fensterbrüstungsplatten in origineller, lebensfrischer Auffassung als Stoff für die plastischen Schnitzereien zur Verwendung. Die sieben Künste und Wissenschaften Grammatica, Dialectica, Musica, Arithmetica, Geometria, Rhetorica, Astrologia sind unseren Lesern

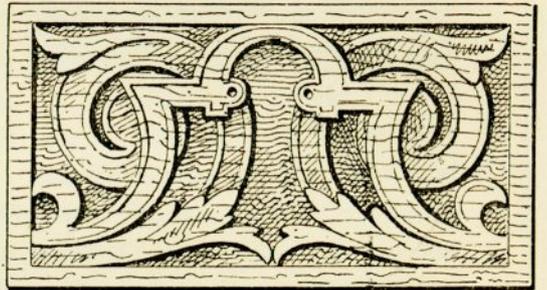
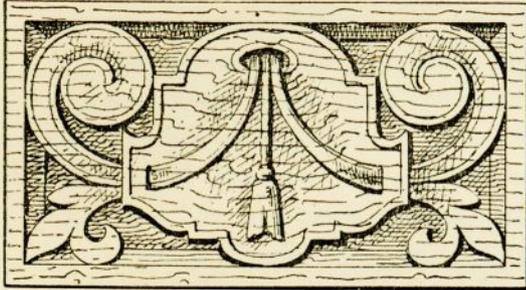
noch von dem Wedekind'schen Hause bekannt, ihnen gesellen sich die an dem Andreasplatze Nr. 1799 dargestellten neun Musen hinzu: Kalliope, Terpsichore, Euterpe, Urania, Erato, Klio, Melpomene, Thalia und Polyhymnia wurden den Platten des genannten Hauses nach seiner dem Andreasplatze zugewendeten Seite eingeschnitten.

Die zweite Gruppe hat nicht in dem ausgedehnten Masse, wie die erste, Verwendung gefunden und beschränkt sich nur auf einige Häuser. Während zur ersten Gruppe fast ausschliesslich ganze liegende weibliche Figuren gewählt wurden, hat diese Gruppe meist nur Brustbilder aufzuweisen, welche, wie Carolus Magnus, oder Hinricus Pius (siehe Tafel XXIV und XXVIII) mit Ornamenten umgeben sind. Neben der Neustädter Schenke ist hier das Haus Godehardsplatz Nr. 1167 zu nennen, an dem wir ausser Heinrich dem Frommen noch Ludwig den Frommen, den Gründer Hildesheims, Bischof Bernward, Bischof Godehard und Carl den Grossen finden. Auch an der 1611 dem Hause der Marktstrasse Nr. 318 hinzugefügten linken Auslucht begegnen wir historischen Persönlichkeiten, die hier aber mit dem Berufe des damaligen Besitzers, dem Doktor Joachim Middendorp, in Zusammenhang stehen; auf der obersten Platte der Auslucht sehen wir eine mit Hygea bezeichnete Figur, ihr folgen auf den anderen Platten sitzende ganze Figuren mit den Namen berühmter Aerzte des klassischen Alterthums: Hipocrates, Galenus, Dioscorides, Machaon, Chiron, Apollo, Aesculap und Aesculapiades, jeder mit einer Heilpflanze in der Hand. Andere Brustbilder, im Costüme der damaligen Zeit, die vermuthlich Portraits der Erbauer oder sonstiger bekannter Persönlichkeiten waren, finden sich in grösserer Zahl; das Wedekind'sche Haus hat schon einige Beispiele hierfür geliefert, ausser diesem sei noch das Haus: II. Querstrasse Nr. 181 genannt, an welchem noch mehrere solcher Brustbilder (siehe Tafel XXVIII) erhalten sind.

Heiligenfiguren kommen selten vor; eine Platte über dem Thürsturze des Hauses Hückedal Nr. 1150 aus dem Jahre 1610 enthält die heil. Barbara mit einem dreigeschossigen Thurm; die Schutzpatrone der Stadt, Bernward und Godehard, sind an dem Nachbarhaus zu finden, die heil. Maria ist einer Thürsturzplatte am Domhofe Nr. 1205 und einer Fensterbrüstungsplatte am Godehardsplatz Nr. 1167 eingeschnitzt. Man sieht, die Fälle sind nur sehr vereinzelt und, wie es scheint, nur auf Pfarrhäuser beschränkt geblieben. Dafür waren aber ganze Scenen aus der biblischen Geschichte desto beliebter, und hiervon kann eine grosse Anzahl verschiedener Motive hergezählt werden; besonders schön ist die Ausführung derselben an dem im Jahre 1611 erbauten Rolandshospitale, an dem Wienerhof vom Jahre 1609 und an dem Hause Alpetristrasse Nr. 487. Am ersten Gebäude sind die Thaten des Simson ver-

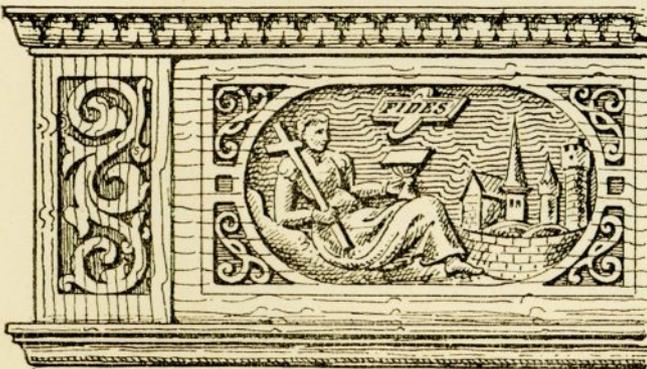


3^{te} Querstrasse № 181/82 und 152 a.



Annenstrasse № 721.

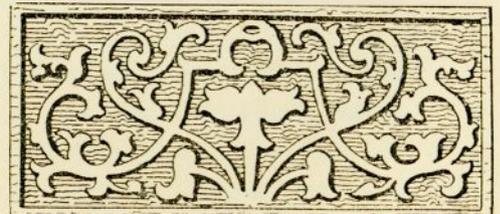
Godehardsplatz № 1167. Brüstungsstücke.



Jacobistrasse. № 124.



Rolandhospital.



Godehardsplatz. № 1099. 202020.

herrlicht; an der untern Fensterbrüstungsreihe sehen wir auf dem ersten Bilde Simson im Kampf mit dem Löwen, er ist im Begriff, ihm den Rachen aufzureissen; auf der zweiten Tafel erschlägt er mit einem mächtigen Eselskinnbacken die Philister; im Gebet, nach Wasser flehend, stellt ihn die dritte Tafel dar; auf der vierten hierneben dargestellten trägt er die Thorflügel von Gaza, und auf der letzten Platte sehen wir Delila ihm die Haare abschneiden.



Rolandhospital.

Am Wienerhofs ist am obern Stockwerke: Moses erhält die Gesetzestafeln; der Zug der Juden durch das rothe Meer; die Kundschafter mit der Traube; Moses, die eherne Schlange aufstellend; Bileams Eselin; Simson im Kampf mit dem Löwen; Simson erschlägt die Philister; Simson, um Wasser flehend; und endlich Simson, die Thore von Gaza tragend; an der untern Reihe: Jacobs Traum; der verlorene Sohn; Jacob ringt mit dem Engel; und schliesslich: Joseph wird in die Grube versenkt.

Das dritte Gebäude, Altpetristrasse Nr. 487, hat auf seinen Platten der obern Reihe: Lot's Warnung; Lot's Flucht, mit dem brennenden Sodom im Hintergrunde; Abraham bewirthe die drei Boten; Moses errichtet die eherne Schlange; Hagar's Verstossung; Abraham und Isaak gehen zur Opferstätte; die Opferung Isaak's; Rebecca am Brunnen; Rebecca's Heimholung, und Simson im Kampf mit dem Löwen. Auf den Platten der untern Reihe sind: Moses vor dem feurigen Busch; Moses empfängt die Gesetze; Jacobs Traum; Bileam's Eselin; die Kundschafter mit der Traube, und schliesslich wieder Simson's Thaten dargestellt.

Vorgänge aus dem neuen Testamente kommen sehr selten vor, hier und da sind einige Platten zu finden, wie z. B. in der Judenstrasse Nr. 349, wosolbst die vier Evangelisten nebst ihren Symbolen dargestellt sind, oder an der im Jahre 1600 errichteten Auslucht der Eckemeckerstrasse Nr. 1736, an welcher die Verkündigung und die Geburt Christi als Motive für die Bildertafeln gewählt wurden; auch die Salbung Christi durch die Büsserin zeigt eine Platte an dem Hause der Judenstrasse Nr. 353; jedoch weist die Technik der Schnitzereien darauf hin, dass diese Arbeit einer viel spätern Zeit angehört.

Höchst originell und für den Culturhistoriker nicht ohne Interesse sind die Tafeln der vierten Gruppe, welche Scenen aus dem bürgerlichen Leben zur Anschauung bringen. In figürlichen Reliefs dieser Art, von welchen ein Beispiel auf Tafel XXIX vom Rolandshospital abgebildet ist, zeichnen sich

besonders die beiden Häuser Rolandshospital und Rathsschenke aus. Da sehen wir, wie Korn geschnitten und in Garben gebunden, wie der Wein angepflanzt wird, und übergrosse Trauben durch zwei Männer an einem Stocke getragen werden; das Keltern und Einfüllen in Fässer ist dargestellt, ebenso das Pflügen eines Ackers durch Ochsen, ein Hirt mit Schafen und Schweinen, ein Gastmahl, Jagdstücke und wiederum das frohe Zusammensein von Frauen, die sich durch Musik ergötzen, u. s. w. sind in lebendiger Ausführung den Platten eingeschnitzt.

Eine letzte Art von Ausschmückung der Fensterbrüstungsplatten ist die durch Wappen, wozu als Beispiel das Amthaus der Schuhmacher und Gerber gelten kann (Tafel XXIII). An den meisten Häusern dieser Zeit ist mindestens eine Platte mit dem Wappen des Erbauers oder der Stadt zu sehen, dem häufig auch die Angabe der Erbauungsjahreszahl hinzugefügt ist.

Der Füllhölzer ist bereits eingehend gedacht worden, bald sind sie eckig



III^{te} Querstrasse № 182.

ausgeschnitten und mit Zahnschnitten und Bogenfriesen versehen, wie es beistehende Figur zeigt, bald rund oder

wie an der Rathsschenke sogar als grosse, die obere Schwelle scheinbar tragende Hohlkehlen ausgebildet; selbst Consolen sind ihnen manchmal herausgeschnitten. Ihre Befestigung erfolgte meist durch Einzapfen in die benachbarten vorspringenden Balkenköpfe, dazu erhielten sie noch in vielen Fällen eine sie unten stützende Leiste, die auch durch Profile geschmückt wurde.

Sonderbarer Weise klingt selbst in dieser Periode immer wieder die Form des gothischen Kielbogens an den Thüröffnungen durch. Zwar ist der



rechteckige oder flache Stichbogensturz der gebräuchlichere, allein wir begegnen auch, wie es beistehendes, der III. Querstrasse Nr. 182 entnommenes Beispiel zeigt, einer durch deutsche Renaissance-Ornamente

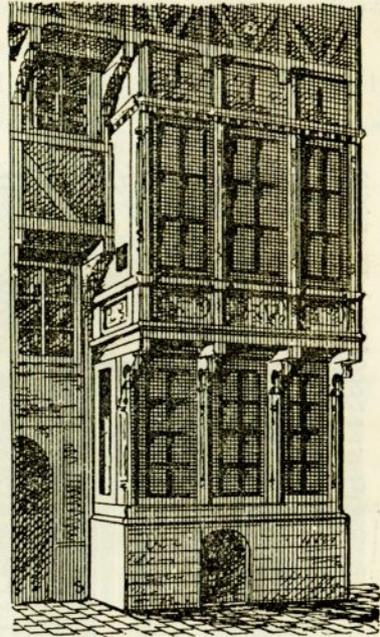
umkleideten Kielbogenform, über deren Herkommen man keinen Augenblick im Zweifel sein kann; wir machen hier noch besonders auf die Zusammenfügung des Sturzbalkens mit den Ständern aufmerksam, die ein Verschieben

der letzteren unmöglich macht. Die Ständer selbst zierte man entweder durch Säulen, wie es vorstehende Figur zeigt, oder durch hermenförmige Atlanten, wie es z. B. auch bei der Thür des Rolandshospitals der Fall ist. Ausser dieser Form ist aber auch der Stich- und Rundbogen zu Thür- und Thorumrahmung in Gebrauch.

Dass Ausluchten gerade in dieser Periode besonders beliebt waren und ganz willkürlich älteren Häusern angeflückt wurden, haben wir bereits früher erwähnt; an dieser Stelle sei noch hinzuge-

fügt, dass, wie es nebenstehendes, einem gothischen Hause, Jacobistrasse Nr. 124, entnommenes Beispiel zeigt, man sich nicht scheute, sogar von der Stockwerkshöhe des Stammgebäudes in den Ausluchten abzuweichen, und ohne Bedenken drei Geschosse des erstern mit zwei der letztern zusammenfallen liess, so dass der Fussboden jener auf ungleicher Höhe liegt; das niedrige Zwischengeschoss blieb unberücksichtigt, und nur das Erdgeschoss wie das erste vorgekragte Stockwerk wird mit der drei Fenster breiten Auslucht verbunden, und es so möglich gemacht, dass sich letzteren höhere und den veränderten Bedürfnissen entsprechendere Räume anschliessen, die ihrerseits wieder durch Treppen mit den anderen Stuben verbunden sind.

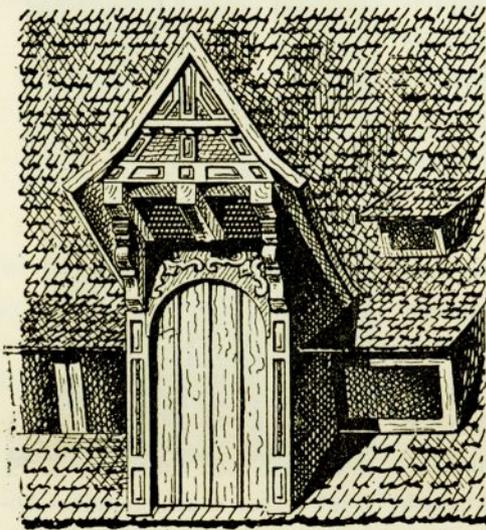
Jacobistrasse № 124.



Die hier als Beispiel gewählte Auslucht zeigt ferner einen geraden Abschluss, welcher in der Flucht des zweiten vorgekragten Stockwerks liegt und so eine besondere Abdachung überflüssig macht. Gerade dieser Fall ist in unserer Stadt ziemlich häufig nachzuweisen, und wenn die Auslucht schlicht gehalten ist, so wird man in dieser Periode noch mehr als in der vorhergehenden versucht, sie als gleichzeitig mit dem Hauptbau aufgeführt anzunehmen, das ist aber nur in den seltensten Fällen richtig, meist sind solche Ausluchten erst später angeflückt worden. Ein besonders gutes Beispiel hierfür, an welchem sogar durch Jahreszahlen das Alter der verschiedenen Theile nachgewiesen werden kann, bildet das Haus der Marktstrasse Nr. 318. Das Hauptgebäude ist, wie eine gothische Inschrift besagt, im Jahre 1463 von Henning Kannengeter erbaut worden; die mit Giebel verdachten Ausluchten aber, deren sich zwei zu beiden Seiten als Flügelbauten ansetzen und so dem Gebäude ein ähnliches Aussehen wie das Wedekind'sche Haus verleihen,

stammen aus den Jahren 1609 und 1611. Erwähnt sei hier noch, dass eben jene Ausluchten durch die Schnitzereien auf dem Giebelfelde sich besonders auszeichnen; grosse, gut ausgeführte Löwen füllen den Raum zwischen den Fenstern und Sparren. Eine ebenfalls sehr schön durchgeführte Auslucht ist auf dem Pfaffenstieg Nr. 1298 vom Jahre 1601, die sich hier über der Einfahrt erhebt und durch die zwei schon auf Seite 122 erwähnten Consolen gestützt wird. Das Anbringen von Ausluchten, die bald ohne, bald mit Vorkragungen versehen sind, scheint sich noch bis in das 18. Jahrhundert erhalten zu haben, welcher Zeit die ganz schmucklos aufgeführten angehören.

An der Aussenseite bleiben nunmehr noch die Windenluken zu besprechen übrig; sie sind in dieser Periode nicht nur in ihrem Rechte geblieben, sondern haben sogar noch einen ausgedehnteren Gebrauch wie ehemals er-



Windenluke. Friesenstieg. 996.

fahren. Ein treffliches Vorbild dieser Art lieferte schon das Wedekind'sche Haus; in nebenstehender Figur führen wir unseren Lesern ein zweites vor, das hier in Verbindung mit den damals gebräuchlichen Dachlückenfenstern dargestellt ist. Solche Dachlückenfenster theilen oft durch eine ununterbrochene Reihe das Dach in mehrere Abtheilungen und weisen darauf hin, dass dem Bodenraum ein starker Luftzug zugeführt werden sollte, wahrscheinlich um das Malz in den Brauhäusern leichter zum Keimen zu bringen. Heutigen Tages werden solche

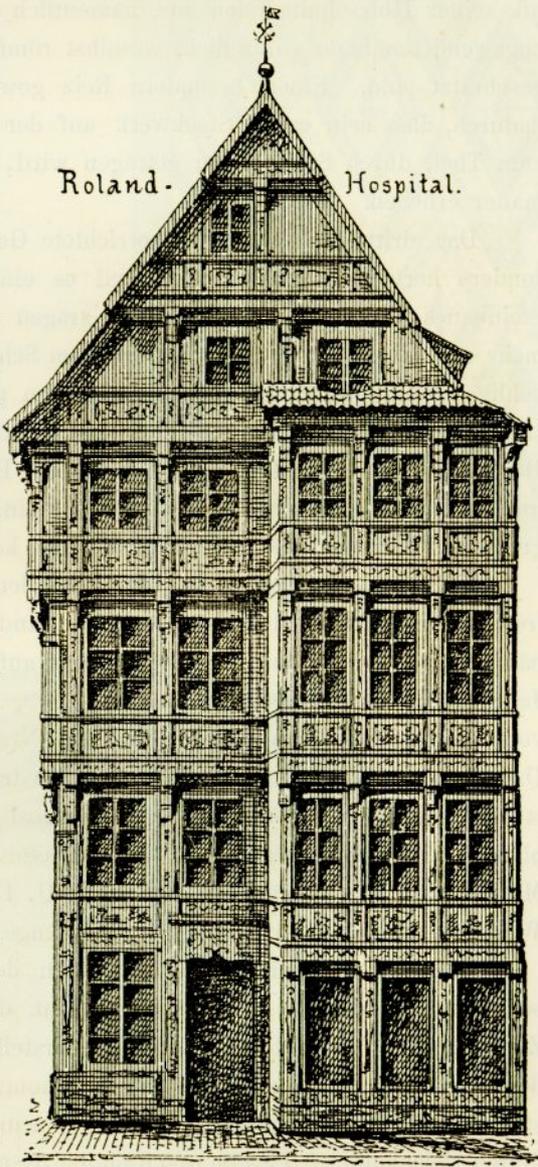
Böden stellenweis zum Trocknen von Leimscheiben benutzt. Die Windenluke selbst ist, wie man sieht, mit einem zierlichen Giebelfelde versehen, das durch drei vorgeschobene Balken getragen wird; die beiden äussersten sind durch Consolen mit den durch vertikale Perlschnüre besetzten Ständern verbunden, deren mittelster die Winde trägt; die Bogenfelder des Sturzbalkens sind mit Rankenornamenten bedeckt und helfen so den malerischen Effekt zu erhöhen. Eine andere, ebenfalls reich ornamentirte Windenluke befindet sich noch am Hause der Eckemeckerstrasse Nr. 1737; es darf wohl als ausser Frage stehend behauptet werden, dass fast alle grösseren Häuser, namentlich die Brauhäuser, noch im 17. Jahrhundert Windenlücken aufzuweisen hatten. Da, wo sie später entbehrlich schienen, wurden sie entfernt und andere Räume unter den

hohen Dächern eingerichtet. Hierbei sei erwähnt, dass zwar hohe Dächer auch in der Periode der Renaissance noch zur Ausführung gelangen, allein doch lange nicht mehr unter so steilem Neigungswinkel, wie sie in der gothischen Periode beliebt waren; auch bilden sie nicht mehr wie damals eine geschlossene Fläche, sondern sind häufig durch Giebelvorbauten unterbrochen.

Von den vielen Bauten dieser Periode, welche an dieser Stelle nunmehr aufzuzählen sind, haben wir in erster Reihe drei zu nennen, welche ihrer

hervorragenden Bedeutung gemäss wohl verdient hätten, genau beschrieben zu werden. Da sie jedoch Einer Epoche angehören, so wäre eine öftere Wiederholung der im Grunde genommen gleichen oder doch ähnlichen Einzelformen nicht zu vermeiden gewesen, weshalb wir uns darauf beschränkt haben, das besonders Eigenthümliche an ihnen, unter der allgemeinen Beschreibung der Renaissancehäuser bereits aufzuführen, so dass einige Andeutungen genügen werden, um sie uns noch näher bekannt zu machen. Es sind dies: das Rolandshospital, das Wohngebäude am Andreasplatz Nr. 1799 und die Rathschénke. Was wir besonders an dem erstern zu bewundern haben, ist der hierneben abgebildete Aufbau, insbesondere die male-
rische Giebelseite, welche das Gebäude der Eckemeckerstrasse zuwendet. Dortselbst beginnt am Hauptbau, wie üblich, die Auskragung erst mit dem zweiten Stockwerk; durch Vorkragung eines Theils des Zwischen- oder richtiger ersten Geschosses wird aber eine Auslucht mit dreier Fenster Breite

Roland- Hospital.



gebildet, welche auch an den anderen Stockwerken vorgekragt ist und so das Gebäude bis in den dritten Stock, wo ein Pultdach die Auslucht wieder mit dem Hauptgebäude verbindet, in zwei Hälften theilt. Ueber der Hausthür wird als Erbauungsjahreszahl 1611 angegeben.

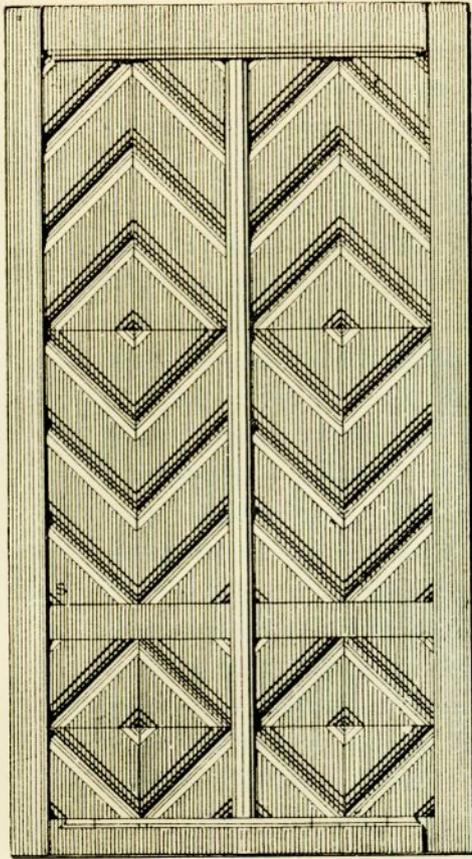
Das zweite Gebäude, welches sich über der Verbindungsstrasse des Hohenwegs und des Andreasplatzes erhebt und im Jahre 1623 erbaut wurde, zeichnet sich neben seinem malerischen Aufbau durch die meisterhafte Technik seiner Holzschnitzereien aus, namentlich sind sie an der dem Hohenwege zugewendeten Seite vorzüglich, woselbst römische Gottheiten den Platten eingeschnitzt sind. Einen besondern Reiz gewährt der Anblick des Gebäudes dadurch, dass sein erstes Stockwerk auf der dem Platze zugewendeten Seite zum Theil durch Steinpfosten getragen wird, die sich frei von einer Sockelmauer erheben.

Das dritte im Jahre 1612 errichtete Gebäude endlich muss deshalb besonders hervorgehoben werden, weil es eine vollständige Nachahmung des Steinbaues bildet. Seine Stockwerke kragen nicht vor, sondern springen vielmehr zurück, und die oben abgerundeten Schwellen, in Verbindung mit hohlkehligem Füllhölzern, kommen vollständigen profilirten Quadern gleich, denen sich unmittelbar die sie scheinbar tragenden Säulen und Hermen ansetzen. Das imposante Gebäude ist sonst reich mit Reliefs, die schon auf Seite 125 und 128 aufgeführt wurden, bedeckt, hat ein massives Erdgeschoss und eine grössere Freitreppe, als man sie sonst hier kennt.

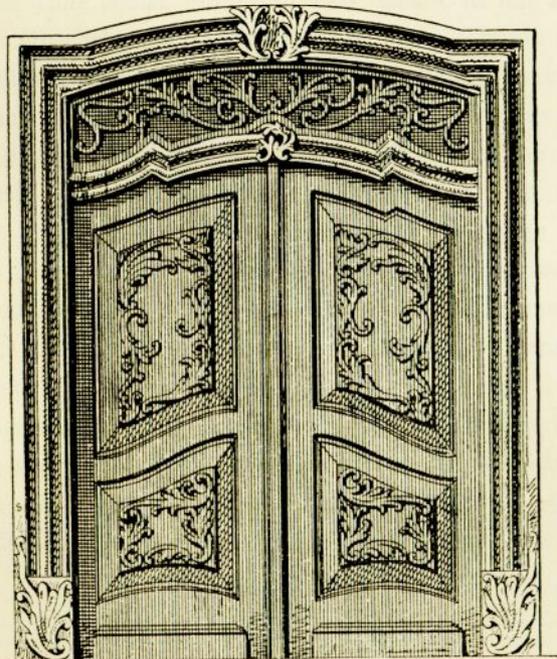
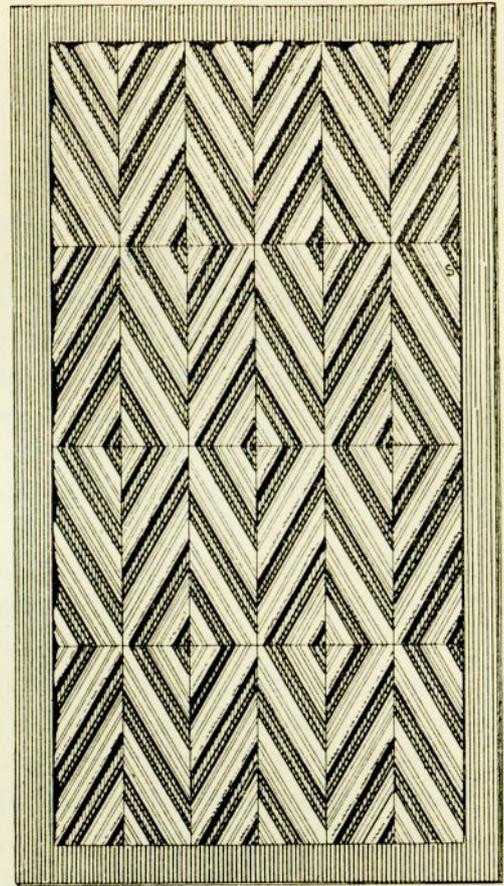
Nächst diesen drei wichtigeren und den anderen schon genannten Vertretern der deutschen Renaissanceperiode sind noch nachstehende grössere Gebäude aufzuführen: das Kniep'sche Haus auf dem Hohenwege Nr. 391 vom Jahre 1608, der Wienerhof vom Jahre 1609, Andreasplatz Nr. 1771 und 1772 vom Jahre 1615, Braunschweigerstrasse Nr. 527 und 528 vom Jahre 1619, Dammstrasse Nr. 1349 von 1621, Annenstrasse Nr. 721 von 1621, Judenstrasse Nr. 349 von 1621, das St. Godehardspfarrrhaus von 1619, Godehardsplatz Nr. 1167 vom Jahre 1606, Dammstrasse Nr. 1384, Dammstrasse Nr. 1436, Marktstrasse Nr. 59 und Nr. 60 von 1601, III. Querstrasse Nr. 181 und 182, Wollenweberstrasse Nr. 977 und eine Menge kleinerer Häuser.

Ehe wir uns nunmehr dem Innern des Renaissancehauses zuwenden, sei noch kurz der Eingangsthüren gedacht, deren wir drei aus verschiedenen Zeitepochen auf der Tafel XXVIII zur Darstellung gebracht haben. Die älteste, dem Hause Nr. 1391 der Mühlenstrasse entnommene, besteht aus profilirten Brettstücken, welche sich rechtwinkelig schneiden und so auf die Ecke gestellten Quadraten gleichkommen, Leisten und Rahmhölzer erhöhen ihre Festigkeit und Beständigkeit gegen Witterungseinflüsse. Diese und ähnliche Formen scheinen im 16.

Mühlenstrasse № 1391.



Mühlenstrasse № 1410

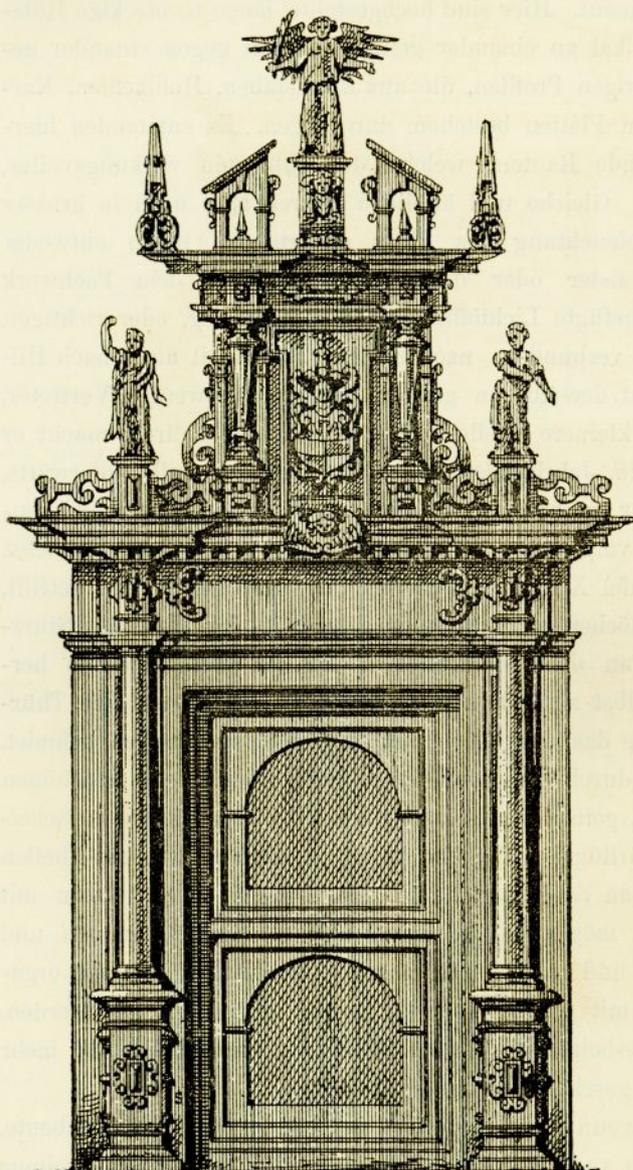


Mühlenstrasse № 1390.

Jahrhundert bis in die Renaissanceperiode im Gebrauch gewesen zu sein, da sowohl gothische als auch Renaissanceprofile die sonst flachen Bohlen gegen einander abfasen. Eine andere Art, die Thür mit Profilen wirkungsvoll zu bekleiden und sie durch Zusammenfügen kleinerer Theile gegen Werfen zu schützen, ist an dem Hause Nr. 1410 der Mühlenstrasse zur Anwendung gebracht (siehe Tafel XXIX), welche Form besonders in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts beliebt gewesen zu sein scheint. Hier sind hochgestellte, lange rechteckige Holztheile horizontal und vertikal an einander gefügt und mit gegen einander geneigt stehenden sehr kräftigen Profilen, die aus Rundstäben, Hohlkehlen, Karniesgliedern und schmalen Platten bestehen, durchzogen. Es entstanden hierdurch kräftig vorspringende Rauten, welche der Thür ein wirkungsvolles, festes Ansehen verleihen. Gleiche und ähnliche Thüren sind noch in grosser Zahl vorhanden; die Beleuchtung des Flurs erfolgte bei ihnen entweder durch Zwischengeschossfenster oder durch eine kleinere, dem Fachwerk über dem Thürsturze eingefügte Lichtöffnung. Diese fällt weg, oder richtiger, wird ganz mit der Thür verbunden, nachdem der Barockstil auch nach Hildesheim dringt; zwar hat derselbe an ganzen Bauten nur wenige Vertreter, aber seinen Einfluss auf kleinere Theile, wie also auch auf Thüren, macht er Ende des 17. und im 18. Jahrhundert hier, wie auch überall anderwärts, geltend. Eine solche Thür im barocken Geschmack, die wir gleich als Gegenstück, obwohl wir etwas vorgreifen, den anderen anreihen wollen, ist nebst ihrer Umrahmung auf Tafel XXIX dargestellt; was zunächst letztere betrifft, so sehen wir aus den knöchernen Blattformen sowohl in der Mitte des Sturzbalkens, als auch unten an den Seitenständern die Umrahmungsprofile herauswachsen. Die Thür selbst zerfällt in zwei Theile, in die eigentlichen Thürflügel und das Oberlicht, das sich hier unter dem Thürsturzbalken befindet. Die Oberlichtöffnung ist durch ein geschnittes Rankenwerk, aus unschönen Formen zusammengesetzt, gefüllt und gestattet die Anwendung kleinerer Scheiben. Die eigentlichen Thürflügel sind nicht mehr aus mehreren kleinen Theilen zusammengesetzt, wie man es früher liebte, sondern aus Rahmhölzern mit Füllungen, die in allen möglichen geschweiften Gestalten vorkommen und durch Muschelornamente und an einander gereichte Rankenzweige, ohne organischen Zusammenhang, mit oft recht verknöcherten Formen belebt werden. Solcher Thüren hat Hildesheim eine grosse Auswahl aufzuweisen, die mehr oder weniger jener eben geschilderten ähnlich sind.

Bedeutungsvoller, wenn auch nicht so reichhaltig, ist die Ausbeute, welche an den im Innern vorkommenden Thüren zu machen ist. Die weitaus prächtigste, in ihrem ganzen Aufbau formvollendetste und wahrhafte Prachthür (siehe Tafel XXX) ist in dem Saale der Rathsapotheke, welcher ehemals

als Sitzungssaal bei dem Auslutern der Rathsherren diente. Die Nachahmung der Steintechnik ist hier eine vollendete und geht sogar so weit, dass bei der Nischenumrahmung der Steinschnitt selbst durch Einritzen von Fugen nachgebildet wird. Die eigentliche Thür tritt gegen die Umrahmung bescheiden zurück; letztere wird durch zwei Säulenreihen ihrer Höhe nach gegliedert und oben mit einem flachen Giebel abgeschlossen. Hildesheimer Wappen, Metall-



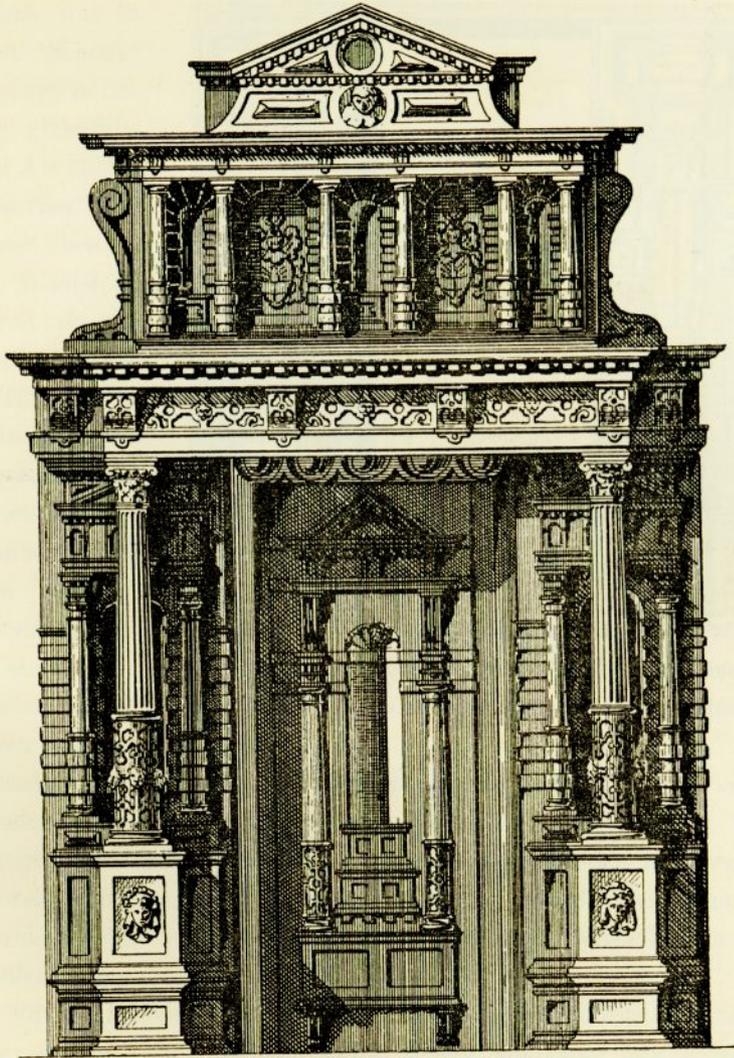
Thüre im Rathhause.

Eine der reichsten derselben haben wir vorstehend zur Abbildung gebracht;

ornamente, Thier- und Menschenköpfe verleihen der Umrahmung eine angenehme Abwechslung. Auf der Thür ist eine flache Nische, zwei zu beiden Seiten dieser auf einem Postamente ruhende Halbsäulen tragen einen in einem Giebel endenden Aufbau. Consolen und Zahnschnittplatten, verbunden mit kräftigen Gesimsen, erhöhen die Schönheit dieser in ihrer Weise hervorragend vollendeten Thür, die derzeit, 1621, ausgeführt wurde.

Eine ganz ähnliche, ebenfalls sehr reich und schön durchgeführte Thür hat die Kieser'sche Restauration, Scheelenstr. Nr. 281, aufzuweisen.

Ferner sind eine Anzahl Thüren mit reichen Einfassungen im Rathhause anzuführen; sie gehören, wie es scheint, den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts an.

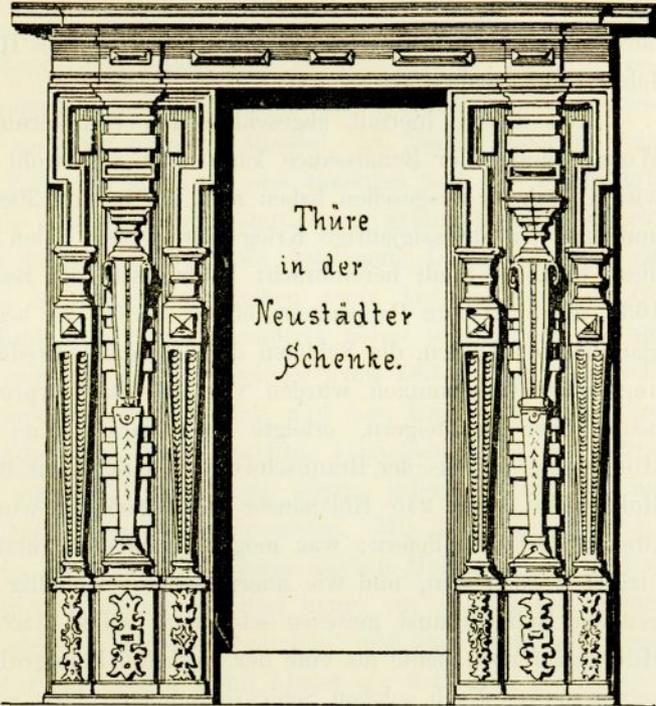


Thüre in der Rathsapotheke.



ein durchbrochenes Metallornament und auf Postamenten gestellte Figuren, in der Mitte das Hildesheimer Wappen, beleben den obern Abschluss, der schon durchaus barocke Formen zeigt.

Aehnliche Thüren in Privathäusern sind uns nicht bekannt, nur in der Neustädter Schenke ist am Eingange in das Gastzimmer gleichfalls eine in ihrer Art höchst bemerkenswerthe Thür hier zu nennen; bemerkenswerth besonders dadurch, weil sie uns einen Begriff gibt, wie reich die Thürumrahmungen selbst in Wohngebäuden gehalten waren. Die hier in Frage stehende, anbei dargestellte Thür schliesst oben mit einer Gesims-



platte und einem Frieße ab, dem sich zu beiden Seiten breite Umrahmungen mit Pilasterhermen, Metall- und Steinornamenten anschliessen; sie gehört den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts an.

Treppenanlagen von Gebäuden der Renaissanceperiode sind in reicher Zahl vorhanden; da sie aber mit Ausnahme der Dockenformen wenig Veränderungen gegen die schon eingehend behandelten Treppen der früheren Epochen aufzuweisen haben, so können wir uns hier darauf beschränken, auf jene hinzuweisen, ohne nochmals durch Wort und Bild Beispiele aus dieser Zeit hier aufzuführen.

Auch für die Innendecoration bleibt uns wenig Stoff übrig; Holztafelungen bis über die halbe Zimmerhöhe waren beliebt, sind aber nur in wenigen Fällen noch nachzuweisen. Auf dem Flur der Neustädter Schenke kann man noch Spuren einer reichern Vertäfelung erkennen, auch die verschiedenen Sitzungszimmer des Rathhauses sind damit bedacht, das ist aber auch so ziemlich alles, was hiervon herzuführen ist.

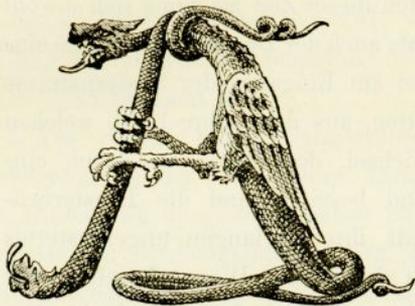
Die Deckenconstruction behielt ebenfalls ihre frühere Form bei. Die Balken wurden unten nicht verschalt, sondern ihre Kanten entweder durch Profile

abgefast oder durch angenagelte Profileisten verkleidet, welchen dann wohl auch zwischen die Balken eingeschobene Brettstücke zu tragen gegeben wurden. Das schönste Beispiel einer solchen Decke befindet sich in dem Kieser'schen Gasthause, Scheelenstrasse Nr. 281, woselbst eine reich profilirte Deckenverfästelung mit theilweiser Bemalung in dem Saale des Hintergebäudes aus dem Jahre 1585 erhalten ist.

Aus diesen hiermit abgeschlossenen Schilderungen des bürgerlichen Wohngebäudes der Renaissance kann man sich wohl einen Begriff machen, wie Hildesheim ausgesehen haben mag, als in den 30er Jahren des 17. Jahrhunderts der dreissigjährige Krieg mit seiner tollen Zerstörungswuth über diese herrliche Stadt hereinbrach; kaum hatte der Rath, den 30. September 1632, die Stadthore Pappenheim öffnen lassen, so begann die Zeit der unglücklichsten Leiden, die Soldaten durften sich jedwede Plünderung erlauben, ungeheuere Geldsummen wurden von der Stadt erpresst, und um die Noth noch höher zu steigern, erfolgte bald darauf eine einjährige Belagerung Hildesheims Seitens der Braunschweiger; damals war es, als es im Winter an Holz fehlte, dass 245 Holzhäuser niedergerissen wurden, um das nöthige Brennmaterial zu liefern; was mögen damals für herrliche Kunstwerke vernichtet worden sein, und wie unermesslich reichhaltig müssen die Schöpfungen der Holzbaukunst gewesen sein, dass selbst nach solchen Zerstörungen Hildesheim noch heute als eine der reichsten Fundgruben der Holzarchitectur gelten muss. Nach solchen Schicksalsschlägen lässt es sich nicht anders erwarten, als dass die nun folgende Periode, wenn man von einer solchen überhaupt sprechen kann, die Periode des Barockstils, nicht eine einzige hervorragende Leistung aufzuweisen hat, sondern nur ein kärgliches Dasein fristet.

Das erste, nach dem dreissigjährigen Kriege wieder errichtete Gebäude ist das 1658 erbaute Wohnhaus der Goschenstrasse Nr. 774, welches aber augenscheinlich nur Reste älterer Bauten hier wieder zur Verwendung brachte und bloss eine dürftige Thorfahrt im Geschmack der Zeit neu dazu lieferte; weitaus das grösste und auch das hervorragendste Bauwerk dieser Epoche ist aber das 1662 errichtete alte Andreanum am Andreasplatze, das den Charakter des Baustils jener Zeit getreu wiedergibt. Kleine Auskragungen der Stockwerke ohne Kopfbänder oder Consolen, nur eine leichte Abkehlung der vorspringenden Satzschwellen und darunter ein kleines profilirtes Füllholz, das ist alles, was anzuführen wäre. Der ganze Schmuck konzentrirt sich auf ein verhältnissmässig gut ausgeführtes Portal, auf welchem der Schutzpatron der Stadtkirche, der Apostel Andreas mit schiefem Kreuze als Bekrönung angebracht ist. Eine ebenfalls verhältnissmässig gut geschnittene Thorfahrt vom Jahre 1661 ist einem Gebäude des Langenhagen Nr. 1657 hinzugefügt wor-

den. Andere noch zu erwähnende Fachwerksbauten sind: hinterer Brühl Nr. 1185 vom Jahre 1656, Lambertiplatz Nr. 901 vom Jahre 1674, Gosenstrasse Nr. 769 vom Jahre 1715, das Seitengebäude des Josephinum vom Jahre 1796 und Marktstrasse Nr. 62. Die Bauten dieser Zeit zeichnen sich sowohl durch Dürftigkeit in der Anlage des Aufbaus, als auch der Decoration aus; die einzige nennenswerthe Schnitzarbeit bilden zwei am Eingange der Süsternstrasse den beiden Eckhausständern angenagelte Platten, aus dem Jahre 1736, welchen der Bischof Bernward und der Erzengel Michael, den Teufel besiegend, eingeschnitzt sind. Die Zwischengeschosse sind beseitigt und die Fensterbrüstungsplatten vollständig verschwunden, statt ihrer gelangen ungemustertes Riegelmauerwerk oder höchstens zwei sich kreuzende Diagonalstreben zur Anwendung; schwache Auskragungen bleiben zwar Anfangs noch im Gebrauch, allein gegen Ende des 18. Jahrhunderts hören selbst diese auf und in der Regel erheben sich die Fachwerkhäuser jener Zeit nur ganz schlicht, ohne Unterbrechung, ohne weitem Schmuck, und man könnte sie ebenso gut als in unserm Jahrhundert aufgeführt ansehen, verriethen nicht die Thüren ihre Entstehungszeit, manchmal wohl auch sogar, jedoch selten, die den Schwellen eingeschnittenen Erbauungsjahreszahlen. Mit dem dreissigjährigen Kriege war der schönen Nachblüthe der germanischen Holzbaukunst, wie sie die Deutsche Renaissance nochmals gezeitigt hatte, ein jähes Ende bereitet worden, von dem sie sich nie wieder erholt hat, und auch wohl nie wieder erholen wird, da unserer Zeit, selbst wenn wieder ein nationaler Aufschwung in der Holzarchitektur angebahnt werden sollte, es an dem Nothwendigsten hierfür gebricht, an dem Materiale selbst, an dem Holze.



Is letzte Aufgabe bleibt uns nun das Aufzählen der Sprüche an den Schwellen und Holzplatten übrig, auf die bereits wiederholt hingewiesen wurde, und die erst hier zusammengestellt werden konnten, weil sie an Bauten aller Perioden vorkommen. Die Sitte, durch Einschneiden von Sprüchen und guten Rathschlägen auf den Schwellen, Fensterbrüstungsplatten und Thürsturzbalken, die Aufmerksamkeit des Vorübergehenden auf das Haus zu lenken, ist eine uralte und dürfte wahrscheinlich bereits an den altgermanischen Holzhäusern beliebt gewesen sein. Wir finden sie hier in Hildesheim in allen Perioden sehr reich vertreten, und manche unter ihnen zeigen einen tief poetischen Inhalt. Im Nachstehenden wollen wir die bemerkenswertheren Inschriften, dem Alter nach geordnet, aufzählen.

An dem ältern Theile des Hauses Marktstrasse Nr. 318 lesen wir:

M.cccc.lxiii to paschen led mi make henig kanegtr.

Lambertiplatz Nr. 649, vom Jahre 1545:

Hedden wy alle ennen gelonen.

Godt unde gemen ant var ogen.

Enne elen und recht gewicht.

Enden Frede unde recht gericht.

Enn munte unde gudt gelt.

So sthande idt wol in aller weldt.

Anno dei M.D.LV. Ludike Bode.

Langerhagen Nr. 1658 im Hofe:

De grötste Muden de me vint . Is dat me godt unde sich soluen kent. 1547.

Kläperhagen Nr. 1233, vom Jahre 1549:

Virtus . Ecclesia . Clerus . Demon . Simonia . Cessat . turbatur . errat . regnat . dominatur . — Verbm . dm . manet . in eterni . — Nil . nisi . divinum . stabile . humana . laborant . lignea . cum . saxis . sunt . pitura . suis . — Jobes . Eiekes: Crucis . scholasticus . has . edes . deo . erexit. (Die Tugend hört auf, die Kirche ist erschüttert, der Clerus irrt, der Teufel regiert, die Simonie herrscht. Gottes Wort bleibt ewig. Nichts als das Göttliche ist beständig. Das Menschliche ist hinfällig. Holz und Stein vergeht.)

Dieses Haus wurde von dem berühmtesten Hildesheimer Chronisten, dem Dekan Johannes Oldekop errichtet.

Domhof Nr. 1204, vom Jahre 1555:

Magis amicorum invidiam, quam inimicorum insidias cavere oportet. (Mehr vor dem Neide der Freunde, als vor den Nachstellungen der Feinde muss man sich hüten.)

Hoken Nr. 371/372, vom Jahre 1560:

Sebastian Eldencodes heft dūch huss gebawet. Anno dñi 1560. Mancher ist arm bei grossen gut
Vnd mancher ist reich bei Armuth.

Die letzten Worte sind neuerdings hinzugefügt worden.

Querstrasse Nr. 203, vom Jahre 1565:

Dorch dinen hillgen dodt leue ick		Diner uwerstandinge ertreie ick mich
Vnd werde nicht steruen ewiglich.		Das fordrensch dem satan sekerlich.

Vorderer Brühl Nr. 1018, vom Jahre 1570:

Spero inuidiam. — Deus dat cui vult. (Ich hoffe auf Neid. Gott gibt, wem er will.)

Hoherweg Nr. 1803, vom Jahre 1570:

Pulvere qvi laesit scribatqve in marmore laesvs.

Lambertiplatz Nr. 743:

De waerheit ist tho himmel geflogen.		De gerechticheit ist allenthaluen vordrewen.
De twe ist ouert wilde meer gefogen.		De antrwe [alleine ist geblewen].

Die eingeklammerten Worte fehlen.

Scheelenstrasse Nr. 281, vom Jahre 1584:

[IM] JOST BRANDES DER [JAR] ELTER BORGEMES [DES]
TER HENNI BRANDES [HE] SELIGER SON HEFT [REN] DVT ALLES NA TIDEN
[15] GEBVWET VND HIR [84] MIT GESLOTEN.

Die eingeklammerten Silben ergeben die Erbauungsjahreszahl.

Häufig liest man:

Wer Bawen Wil An Freier Strassen Mus Sich Viel Vnuütz Geschwetz Wich Irren Lassen,
oder:

Wol Got Vortrowet . Heft Wol Gebuwet . Dat Ohme nich rowet.

also auch schon damals war unsere heute noch im Gebrauche stehende Beschwörungsformel: „nicht berufen, nicht berufen“ bekannt.

An dem Wedekind'schen Hause, Marktplatz Nr. 385, vom Jahre 1598, lauten die Sprüche am zweiten Stockwerke:

Wol Godt vor Crowet: Heft Woll gebuwet. Dat Ohme nich rowet.

Wath der Leiff Godt Bescheret: Daty blifft alles Vngewereth.

Min anuonck und min Ende: Steidt Stedes in Goddes Henden.

und am ersten Stockwerke:

De Segen des Hern . De deit dich din godt voruern . In du dich deist mitt ehren Ehreuen.

Affgunst der lode kan dich nich Schaden . Was Godt will das meis geradenn.

Marktstrasse Nr. 77:

Hilf mi Gott durch deinen namen und schaffe mi recht durch deine gewalt.

Godehardsplatz Nr. 1167, vom Jahre 1606:

Anno 1606 Hoc Aedificiwm Per Philippvm Segetarium Svis Svmptibvs Est Exsructvm.

Du redest hin van was dir gefelt		Habt ich geirt so hute du dich
Rostet mir aber das meiste gelt.		Bins nich allein dem witte gebracht.

Marktstrasse Nr. 318, vom Jahre 1609, an der westlichen Aushucht:

Wir han nur Herberg hie auff Erde . Im Himmel wir ewig wohnen werden.

Wer auff Gødt den Herrn hofft den wirt die guete umbfahen,

und:

Alle gute gabe und alle volkomene gab komet von oben herab von dem Vater des Lichts.

Wienerhof, vom Jahre 1609:

Der segen des heren . Der dut dich du gøth vormeren . so du dich deist mit Gott und Ehren erneren. — Aßgonst

der lude kan nich schaden . Den wass der leibe Gott wil dath moth wol geraden.

Wol an Gott veste gelouet und ohne alle tidt vortrawet . Der solvoige hefft hir unde dort gantz wol geboweth.

Rolandshospital, vom Jahre 1611:

auf dem Haushürsturz:

Wi der hirs schrit na friskem brunne . also schriet min sele a godt thu di . Der her dorch der engel schar .

Dinen vth und iugand bewar . 1611.

auf der Schwelle:

Simon Irnholt bon Hirsfelt bin ich genant . Das landt zu Hesen ist mein vaterlandt . Auff den leibn
gott thu ich betratwen . Der woll gnedig dis mein thun bawen . Der selb wolt mir dis helffn vollenden .

Freib bnd seel begnadn am letzn endt.

Rathsschenke, vom Jahre 1612:

Cura patrum patriae ut ruituras esse priores	Aedes ut uina in ferius frumenta superne
Vidit sublatis illis has ecce refecit	Civibus ac aliis multos seruentur in usus.

(Als die sorgsamen Väter der Stadt sahen, dass das alte Haus einstürzen werde, liessen sie an dessen Stelle dieses neue errichten, damit in den unteren Räumen die Weine, in den oberen das Getreide, den Bürgern und auch anderen zu mancherlei Nutzen aufbewahrt würde.)

Andreasplatz Nr. 1771, vom Jahre 1615:

Ich got wie geit das immer zu

Das die mich hassn den ich nichts thu

Die mir nichts gonnem bnd nichts gebe

Wussen dennoch leiden das ich leb

Wenn sie meynen ich sei berdorben

So massen sie für sich selber sorgen

Ihr ich traw Gott bnd nicht bezag

Den gelt gbt glück kompt alle Tag.

III. Querstrasse Nr. 227, vom Jahre 1616:

Dat borige hus hatte mich godt bescheret.

Aber dat fuier hat mirs vorteret . anno

1616. Noch habe ich gott vortrubet

bnd dut Huss nie wedder gebuwet.

Braunschweigerstrasse Nr. 527, vom Jahre 1619:

Wir bbwen alle beste . bnd sint doch fromde geste . bnd da wir solten ewich sin . dar
bawe wir gar wenig ein . — Abgnst der lude kan nicht grotz schaden wat der leue godt
wil das mot gedehen bnd geraden.

III. Querstrasse Nr. 180:

Wen gott nich selbst bbwet das hbs.

so wirt mit bns gar nichts darabs.

darom bittu wir genslich ihr.

ehr wolle der rechte bbwber sin.

Judenstrasse Nr. 351, vom Jahre 1621, hat eine Inschrift in hebräischer Sprache, sie lautet:

Wenn der Herr nicht das Haus erbaut, Wenn der Herr nicht die Stadt bewacht,
Bemühen sich vergebens, die daran arbeiten, Wachtet der Wächter umsonst.

Judenstrasse Nr. 349, vom Jahre 1621:

. . . got vortraubet hat woll gebawet . Im himel binde auf erden . Wer sich berlest
Auf Jesum christ dem ewig der Himel werde . All dei mir kennen, den gebe gott was si
mir gonnen.

Eckemeckerstrasse Nr. 1737 an der Auslucht, vom Jahre 1622:

Was gott gift In gnade schaln we sparen der armen nicht uergessen so gift
godt Wider . Wir buen hoch und feste . und sein doch alhir fromde geste . dar wir
soltten ewig ein . bau wir gar selten dahin.

Wollenweberstrasse Nr. 624:

God Der Vater Wohn Vns Bei
Vndt Las Vns Nicht verderben.
Jesus Christvs Wohn Vns Bei

Vnd Hilf Vns Sehlig Sterben.
Der Heilige Geist Wohn Uns Bei
Mach Vns Zv Himmels Erben.

Goschenstrasse Nr. 769, vom Jahre 1713:

In 37 Psalm in 37 Vers steht geschrieben: Bleibe from und halte dich gerecht . den
solchen wird es noch woll gehen zuletzt . 1713.

Man sieht, an Inschriften der mannigfachsten Art fehlt es nicht, und doch könnte hier noch eine grosse Zahl hinzugefügt werden, allein da sie zum grössten Theil Wiederholungen mit bald mehr, bald weniger geringen Abänderungen von den schon angeführten bilden, so können wir uns auf jene beschränken und wollen nur noch kurz erwähnen, dass vier Schriftarten zur Anwendung kamen; die stehende sowie die liegende gothische und römische Schrift, manchmal sogar mit Initialen geziert, sind dem Alter der verschiedenen Bauten entsprechend in meist guter Ausführung zu finden.

So sind wir am Schlusse dieser Blätter angekommen, welche uns die hervorragenderen Holzbauten des alten Hildesheim vorführen, Gebäude, in denen wir zugleich lebendige Blätter der Geschichte, belehrende Vermittler zwischen Vergangenheit und Gegenwart erkennen, Blätter, die dem Sturme der Zeiten trotzend uns erzählen von den glanzvollen Tagen eines stolzen Bürgerthums und seiner materiellen Blüthe, die aber auch nicht schweigen von der Noth und Drangsal, welche mit dem grossen Kriege des 17. Jahrhunderts über unser Volk hereinbrach. Durch zwei Jahrhunderte hin, vom Beginn des 15. Jahrhunderts bis in das 17. hinein, haben wir die Entwicklung des bürgerlichen Wohngebäudes schrittweise zu verfolgen gesucht und sechs verschiedene Stilrichtungen durch zahlreiche, theils hervorragend schöne Beispiele vertreten gefunden, ja wir glaubten darüber rückwärts hinaus in der ältesten Holzornamentik Nachklänge und Spuren einer echt- und altgermanischen Bauweise und Holzkunst erblicken zu dürfen.

Verfasser, der sich wohl bewusst ist, die hier vorliegende reiche Fundgrube in seiner Arbeit nur annähernd erschöpft zu haben, möchte durch diese Blätter den geneigten Leser zu einem Gange durch die Strassen der altsächsischen Bischofsstadt einladen, um ihm augenscheinlich zu beweisen, wie stark und zähe das Haus- und Familiengefühl hier auf sächsischem Boden war und — wir glauben sagen zu dürfen — noch ist. Nicht allein der hölzerne Prachtbau alter Zeit, sondern auch manches kleine und kleinste Haus jener Tage von oft nur zweier, dreier Fenster Breite lässt uns in seinem sinnigen und, wenn auch nicht immer von Künstlerhand, so doch mit Liebe geschaffenen Schmucke erkennen, wie theuer unseren Alvordern das Haus, die Heimstätte des Familienlebens, war. Dieses gute, echte deutsche Haus alter Zeit, von welchem das englische „my house is my castle“ noch ein Nachklang ist, spricht aus den alten Bauten Hildesheims den beweglichen und unstättern Sinn unserer Tage ernst mahnend an, und von diesem Gesichtspunkte aus sind es wichtige Blätter der Cultur- und Sittengeschichte unseres Volkes, die Hildesheim in seinen alten Holzbauten besitzt, und deren Bedeutung nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Um den Werth dieses Schatzes auszudrücken, bedienen wir uns in der Vorrede der volksthümlichen Bezeichnung Hildesheims als „des norddeutschen Nürnberg“; allein dieselbe ist für den Kunstwerth Hildesheims nicht ausreichend, noch recht zutreffend. Denn während Nürnberg sich ausschliesslich auf die Entwicklung des steinernen gothischen Wohngebäudes beschränkt, besitzt Hildesheim in seinem Holzgebäude einen weitaus reichhaltigern Schatz und ist rückichtlich der Vielseitigkeit Nürnberg weit überlegen.

Wenn man daher in culturhistorischer Beziehung ohne Bedenken Hildesheim den Ehrenplatz im Kranze der mittelalterlichen deutschen Städte zuweisen kann, so geschieht dies in erster Linie mit Bezug auf das bürgerliche Wohngebäude. Und dieses in seiner mannigfaltigen Gestaltung so ehrwürdige als schöne und interessante Denkmal alter Zeiten zu pflegen und zu erhalten, muss daher eine der ersten und heiligsten Pflichten der Bürger und Behörden Hildesheims bleiben.



Druck von August Lax in Hildesheim.



